Wilhelm Bode

Goethes Leben

Rom und Weimar

1787 - 1790

Wilhelm Bode

Goethes Leben

1787 – 1790

Rom und Weimar

Goethes Leben

Von

Wilhelm Bode

1787–1790
Rom und Weimar

Mit zahlreichen Abbildungen

Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn
Berlin 1923

Alle Rechte aus dem Geſetze vom 19. Juni 1901
ſowie das Überſetzungsrecht ſind vorbehalten.
Copyright 1919 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin

Vorwort

Wenn ich dem vorliegenden Bande eine Einleitung vorausſchicke, ſo geſchieht es in doppelter Abſicht: einesteils, um dem ſo plötzlich inmitten rüſtigſten Schaffens verſtorbenen Schöpfer dieſer umfaſſenden Goethebiographie, die gewiſſermaßen die Krönung ſeines verdienſtvollen Lebenswerkes bedeuten ſollte, einige Worte des Gedenkens nachzurufen; anderenteils, um mich, der ich durch das Vertrauen des Verlages und der Erben zur weiteren Fortſetzung der begonnenen und ſchon bis zu Goethes 41. Lebensjahr gediehenen Arbeit auserſehen worden bin, ſowohl bei den Leſern dieſer Lebensbeſchreibung wie auch bei allen Freunden des Dahingeſchiedenen einzuführen.

Im Geſpräch mit Eckermann hat Goethe einmal geäußert: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür ſtrebt, iſt in einem Irrtum. Sie ſind nicht für die Maſſe geſchrieben, ſondern nur für einzelne Menſchen, die etwas Ähnliches wollen und ſuchen und die in ähnlicher Richtung begriffen ſind." Viele Jahre hat es den Anſchein gehabt, als ob jene ſeheriſche Vorausſage in Erfüllung gehen ſollte: Goethe gelangte zu keiner rechten Volkstümlichkeit, jedenfalls nicht zu jener, wie ſie Schiller ſchon zu Lebzeiten errungen hatte. Er blieb lange Zeit nur der bewunderte und gefeierte Dichter für wenige literariſch kultivierte Geiſter und für einzelne von gleicher äſthetiſcher Geſinnung beſeelte kleine Gemeinden. Erſt verhältnismäßig ſpät — man darf wohl ſagen ein halbes Jahrhundert nach ſeinem Tode — begannen allmählich ſeine Anhänger ſich zu mehren, drang das Verſtändnis für das Weſen ſeines Dichtergenies und Menſchentums in immer weitere Kreiſe des deutſchen Volkes, bis er endlich die ihm gebührende allgemeine Liebe und Anerkennung fand. Gründliche und fleißige, in Archiven und auf Kathedern geleiſtete Forſcherarbeit hat keinen geringen Anteil an dem Erſchließen der allumfaſſenden Größe ſeiner einzigartigen Perſönlichkeit. War aber dieſe Tätigkeit mehr darauf gerichtet, Verborgenes aus der Werkſtätte des Dichters zutage zu fördern, Textkritik zu üben, die Dokumente ſeines Lebens und Schaffens zu ſammeln und zu ordnen, Problematiſches und Dunkles zu klären, mit einem Wort literarhiſtoriſche Feinarbeit zu leiſten, ſo wirkten andere Männer dafür, ſein Dichten und Denken, ſein Leben und ſein Menſchentum, ſeine Umwelt und ſeine Zeit dem Verſtändnis der Gebildeten zu vermitteln.

Unter dieſen Pionieren ſtand Wilhem Bode an erſter Stelle. Wie kein anderer hat er es vermocht, Goethe den weiteſten Schichten unſeres Volkes nahe zu bringen. Was er in mehr als zwanzigjährigem, unermüdlichem Schaffen in zahlreichen gründlichen und feſſelnd geſchriebenen Büchern für die Verbreitung der Volkstümlichkeit Goethes getan hat, bleibe ihm unvergeſſen.

Um ſo ſchmerzlicher berührt es uns, daß ihm das Schickſal nicht vergönnte, jenes Werk, das noch einmal die Fülle ſeiner Kenntniſſe in einer großen und erſchöpfenden Aufgabe nutzbringend geſtalten ſollte, zu Ende zu führen. Mit dem vorliegenden Bande, der Goethes Leben bis zum zweiten italieniſchen Aufenthalt ſchildert, ſchließt ſeine Arbeit ab. Ohne irgendwelches fremde Dazutun gelangt er in der Form zur Ausgabe, wie der Verfaſſer ihn in der Handſchrift fertiggeſtellt hat. Nur die Auswahl des Bildermaterials beſorgte der Direktor der Landesbibliothek zu Weimar, Herr Prof. Dr. Werner Deetjen, dem an dieſer Stelle für ſeine gütige Beihilfe beſtens gedankt ſei.

Die in der Reihe noch fehlenden Bände 4 und 5 liegen, von Bodes Hand geſchrieben, völlig druckreif vor. Sie werden zunächſt zur Veröffentlichung gelangen. Mit dem 8. Bande übernehme ich die Fortſetzung des Werkes. Wenn ich an dieſe ſchwierige Aufgabe eine Hoffnung knüpfen darf, ſo ſei es die: möge es mir gelingen, die folgenden Bände im Sinne und im Geiſte meines Vorgängers zu ſchreiben und die Erwartung ſeiner großen Leſergemeinde zu erfüllen.

Leipzig, Sommer 1923.

Dr. Valerian Tornius.

Inhalt

Vorwort . . . . S. V.

1. Kapitel. **Wieder in Rom. Der erſte Monat. 6. Juni bis 6. Juli 1787** S. 1

Römiſche Pläne. — Fronleichnamsfeſt. — Freunde. — Landſchaftsmalerei. — Tivoli. — Pflanzenſtudien. — Herder. — Feſt des hl. Petrus. — Abreiſe verſchoben.

2. Kapitel. **Sommerhitze in der Stadt. Juli und Auguſt 1787** S. 21

Spaziergänge. — Eine Seligſprechung. — Theater. — Sonntagsausflüge. — Unangenehmes im italieniſchen Volkscharakter. — Kunſtſtudien. — Zeichenübungen. — Modellieren. — ‚Egmont‘.

3. Kapitel. **Gedenktage. 28. Auguſt, 3. und 22. September 1787** S. 49

Fürſt und Dichter. — Geburtstag. — Kunſtſammlungen — Geburtstagsfeier in Weimar.

4. Kapitel. **Herbſtferien in den Bergen. September und Oktober 1787** S. 64

Herbſtfreuden. — Die Freunde. — Reiſepläne der Herzogin-Mutter. — Herder.

5. Kapitel. **Zu den Muſen tritt Cupido. November 1787 bis Januar 1788** S. 80

Kayſer. — In den Albaner Bergen. — Kunſtübungen. — Freundeskreis. — Eine Geliebte. — Das Amt in Weimar. — Brief des Herzogs.

6. Kapitel. **Unbeſtimmter Zuſtand. Ende Januar bis Mitte März 1788** S. 110

Karneval. — Seidel. — Licht und Farbe. — ‚Fauſt'. — Die Freunde. — Mahnung zur Heimkehr.

7. Kapitel. **Oſtern und Abſchied. Mitte März bis 22. April 1788** S. 126

Neue Wohnung. — Muſikaliſche Genüſſe in der Paſſions- und Oſterzeit. — Meyer. — Künſtlerfreunde. — Reiſeplan. — ‚Taſſo'. — Katakomben. — Abſchied von Rom.

8. Kapitel. **Von Ponte molle bis zum Frauenplan. 23. April bis 18. Juni 1788** S. 150.

Florenz. — Mailand. — Letzte Tage in Italien. — Literariſche Neuigkeiten. — Herder. — Barbara Schultheß. — In Weimar.

9. Kapitel. **Im Hintergrunde: ein Schätzchen. 19. Juni bis 7. September 1788** S. 172

Charlotte v. Stein. — Die alten Bekannten. — Chriſtiane Vulpius. — Das Schätzchen. — Der Herzog. — An den Mond. — Merck. — Briefe aus Rom. — Sorge um den Herzog. — Auf Kochberg und in Rudolſtadt. — Schiller.

10. Kapitel. **Liebreichſte Arbeit am ‚Taſſo'. Herbſt 1788 bis Frühſommer 1789** S. 213

Rückkehr nach Italien? — Die Herzogin-Mutter und Herder in Italien. — Geſelligkeit und Arbeit. — Schiller und Moritz. — Urteile über das Schätzchen. — Arbeit am ‚Taſſo'. — Stilles Glück. — Bemühungen für die römiſchen Freunde. — Beſuch Reichardts und Bürgers.

11. Kapitel. **Schwanken des Freundes, Verluſt der Freundin. Sommer 1789** S. 255

Berufung Herders nach Göttingen. — Auseinanderſetzung mit Charlotte v. Stein. — Herder bleibt.

12. Kapitel. **Erdſchöpfung, Fauſt, Metamorphoſe und ein Söhnchen. Winter 1789/90** S. 270

Erdgeſchichtliche Studien. — Truppenſchau. — Schützlinge. — Der Herzog und das Theater. — Neubau des Schloſſes. — Das Ilmenauer Bergwerk. — In Jena. — Politik. — ‚Fauſt'. — Metamorphoſe der Pflanzen. — Geburt des Sohnes.

13. Kapitel. **Nochmals Venedig. 10. März bis 18. Juni 1790** S. 301

Abfahrt aus Weimar. — Reiſe. — Verona. — Ankunft in Venedig. — Von Gründonnerstag bis Oſtern. — Katholiſche Kirche. — Umwandlung zum Unchriſten. — Wartetage. — Streifzüge. — Sehnſucht nach Chriſtiane. — Ankunft der Herzogin. — Mantua. — Von Verona bis Augsburg. — Knebel. — Heimkehr.

Seitenzeiger . . . . S. 346
1. Perſonen . . . . S. 346
2. Orte und Länder . . . . S. 353
3. Sachen . . . . S. 354
4. Werke . . . . S. 356

Abbildungen

Perſonen

K. v. Dalberg nS. 216.
Charles Gore nS. 189.
Goethe nS. 52. nS. 137.
J. Ph. Hackert nS. 6.
Herder nS. 53.
Ang. Kauffmann nS. 67. nS. 164.
Heinr. Meyer nS. 7.
M. Riggi nS. 66.
Schiller nS. 205.
Barbara Schultheß nS. 165.
Chriſtiane Vulpius nS. 188.

Orte

Belvedere 244.
Frascati 11.
Kochberg nS. 204.
Mailand, Dom 154.
Mantua 340.
Marino 65.
Nemi, See 69.
Padua 339. Antoniuskirche 338. Kirche d. hl. Juſtina 339.
Rom, Trajansſäule 23. Pyramide des Ceſtius 102. Päpſtl. Segen am Oſtertage nS. 136.
Tivoli 9. Unterwegs 8. Beſuch in der Villa d'Eſte nS. 217.

Verſchiedenes

Tragiſche u. komiſche Muſe und Amor bei Goethes Büſte nS. 137.
Goethes Urpflanze 315.

Urheber der Abbildungen

Bartning, Ludwig nS. 204.
Conſtanza nS. 164.
Goethe 102. nS. 188.
Graff nS. 53.
Gutenbrunner nS. 189.
Kauffmann, Ang. nS. 66. nS. 67. nS. 137.
Moracs nS. 6.
Müller, Heinr. nS. 7.
Nicodemo nS. 6.
Parboni 23.
Piraneſi 9.
Schütz, Joh. G. nS. 217.
Schwerdgeburth 244.
Simanowitz, Lud. nS. 205.
Tiſchbein, W. nS. 165.
Trippel nS. 52.

Erſtes Kapitel

Wieder in Rom
Der erſte Monat

6. Juni bis 6. Juli 1787

Am Sonntag Trinitatis fuhr Goethe von Neapel ab; am Mittwoch erreichte er Rom. Am Donnerstag genoß er die große Schau des Fronleichnamstages. Am Freitag richtete er ſich ſein Zimmer wieder ein; es war das gewohnte bei Freund Tiſchbein und Mutter Piera. Dann ſchrieb er als Erſtes einen Brief an die Freundin in Weimar.

Als er neulich in Neapel ſeine Pläne machte, nahm er Rom nur als eine Station auf der Rückreiſe. „Für den erſten Anbiß habe ich nun Italien genug gekoſtet" dachte er, und: über die Gipfel ſei er hinweg geeilt. Es möchte freilich ratſam ſein, in einigen Jahren wiederzukommen. Diesmal aber wollte er in Rom nur bis Ende Juni bleiben, um eben noch das berühmte Feſt des Schutzpatrons der Stadt mitzuerleben. Dann ſollte die Reiſe nach Norden fortgeſetzt werden, durch Toscana, Modena, Mailand, über den Gotthard nach Zürich, nämlich zu ſeinem dortigen muſikaliſchen Gehilfen Kayſer und ſeiner Freundin Schultheß. Weiter nach Frankfurt;

vielleicht glückte es, daß er gerade an ſeinem Geburtstage ſeine Mutter in die Arme ſchließen konnte. Bei ihr würde er dann bis in den Winter hinein ſtill ſitzen, danach hatte dann ſein neues Leben in Weimar zu beginnen.

Sein Hauptgeſchäft für dieſe zwei nächſten Monate (neben dem vergnüglichen Schauen und verdrießlichen Reiſen) war ihm gegeben: er hatte zu vier fertigen Bänden ſeiner „Werke“ die vier weiteren zu vollenden, alſo ältere Sachen zu verbeſſern und unvollſtändige fortzuſetzen und abzurunden. Aber auch die neueren Pläne arbeiteten immer wieder in ihm: „Nauſikaa“, „Iphigenie in Delphi“. Noch etwas ganz Neues beſchäftigte ihn auch ſehr, denn eines Tages war ihm eingefallen, daß ſich aus den tollen Streichen des Caglioſtro und dem höchſt bedenklichen Halsband-Abenteuer am Hofe zu Paris eine ſehr wirkſame komiſche Oper zurechtmachen ließe. Er hatte große Luſt dazu; Kayſer konnte ſie in Töne ſetzen. Auf dieſe Weiſe konnte er einmal auf dem Theater den Reiz öffentlicher Geheimniſſe und Anſpielungen wirkſam machen.

Als er dieſen Rückreiſe- und Arbeitsplan fertig hatte, merkte er ſehr bald aus den Briefen ſeines Herzogs, daß dieſer ihm auch noch etwas längere Ferien gönnte. Und kaum war er einige Tage wieder in Rom, ſo ſchien ihm, daß ſich hier angenehmer arbeiten laſſe als in Frankfurt. Er konnte alſo hier noch den Herbſt erwarten. Aber freilich mochte er nicht gern im Vorwinter über die Alpen und durch Deutſchland reiſen. So blieb er denn unentſchloſſen.

Im letzten Briefe aus Neapel hatte er ſich gegen den Herzog über ihr altes und neues Verhältnis klar ausgeſprochen; er ſtellte ſich wiederum in den Fürſtendienſt, aber mit einem neuen Vertrage. Ähnlich erklärte er ſich jetzt im erſten Briefe aus Rom gegen die Geliebte. Er ergriff das Alte wieder und doch nicht das Alte. „Ich bin mir ſelbſt wiedergegeben und umſomehr Dein. Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünſcht haben.“ Inwiefern er zu ihr ein beſſeres neues Verhältnis haben wolle, machte er nicht deutlicher; er ſpielte nur wieder auf ſeine große Berufsfrage an, indem er betonte, daß er ſeinem innerſten Weſen nach doch nichts Andres als ein Künſtler ſei. Das wollte er nun ganz ſein oder werden. Oder genauer und freilich auch eingeſchränkter: das Künſtlertum ſollte in ſeinem künftigen weimariſchen Leben die Führung behalten, wie es ſie in Italien gehabt hatte; daneben blieb Raum für das naturwiſſenſchaftliche Forſchen, das er ſo ſehr liebte, und auf eine Ratgeber- und Freundesſtelle bei ſeinem Fürſten wollte er ja auch nicht verzichten. „Übrigens“ ſchrieb er weiter, „habe ich glückliche Menſchen kennen lernen, die es nur ſind, weil ſie ganz ſind. Auch der Geringſte, wenn er ganz iſt, kann glücklich und in ſeiner Art vollkommen ſein. Das will und muß ich nun auch erlangen. Und ich kann's! Wenigſtens weiß ich, wo es liegt und wie es ſteht; ich habe mich auf dieſer Reiſe unſäglich kennen lernen.“

*

Das Fronleichnamsfeſt galt für eine der römiſchen Sehenswürdigkeiten; man verknüpfte ſeine Entſtehung hier mit einem berühmten Wunder, das ein Gemälde Raffaels in der Stanza d'Eliodoro des Vatikans zeigt:

im Jahre 1263 hat zu Bolſena, einem Orte des Kirchenſtaates, ein Prieſter, der an der Verwandlung des Brotes und Weines zweifelte, die Hoſtie dem zum Beſuch erſchienenen gläubigen Papſte vorgehalten: da ſoll ſich das Tuch, womit er das Heilige erfaßte, mit Blut gefärbt haben. Das Feſt bedeutet danach den Triumph des katholiſchen Glaubens, und es gehört ſich, daß es am Sitze des Papſttums mit beſonderem Pompe gefeiert wird. In allen Kirchen wurden Umgänge gehalten, am prächtigſten in und bei dem Petersdome. Die halbe Einwohnerſchaft ſteht, ſitzt und liegt hier herum, die Prozeſſion zu erwarten. Und endlich erſcheint ſie: alle die Diener und Beamten der päpſtlichen Regierung; eine Schar bleicher Waiſenknaben, eine andere von ebenſo blaſſen Prieſterſeminariſten; dann Mönchsorden — dieſe Dominikaner, Franziskaner, Benediktiner, Kapuziner muten an wie Abgeſandte verſchiedener Völker, denn ihre Köpfe und ihr ganzes Weſen ſind ebenſo unterſchiedlich wie ihre Kleidung; weiter rückt ein Heer von jungen und alten Prieſtern daher, vom gedrückten Landpfarrer an bis zum feiſten und ſtolzen Monſignore, und nach all den Äbten, Biſchöfen und Kardinälen wird endlich der Papſt ſichtbar: einhergetragen, in weißem, glänzenden Gewande, ſcheinbar knieend, die Monſtranz vor ſich hebend. Und wieder folgt ein Heer von Prälaten und andern hohen und niederen Pfaffen. Nun muß man ſich auch den ganzen Bezirk, wo dieſe Wallfahrer umherziehen, auf's feinſte geſchmückt denken, den Boden ſelbſt mit goldgelbem Puzzolanſand und unzähligen Blüten beſtreut. Um dieſen Tag zu ſchmücken, wurden aber auch die berühmten Tapeten, die nach Vorlagen Raffaels hergeſtellt ſind, aus dem Vatikan herbeigetragen: man ſah ſie jetzt unter der Kolonnade des Petersplatzes in vollem Lichte aufgehangen. So kam denn auch Goethe auf ſeine Rechnung, denn das Übrige ließ ihn kalt. „Ich bin nun ein- für allemal für dieſe kirchlichen Zeremonien verdorben“ ſchrieb er am nächſten Tage der Freundin in Weimar.

> Alle dieſe Bemühungen, eine Lüge gelten zu machen, kommen mir ſchal vor, und die Mummereien, die für Kinder und ſinnliche Menſchen etwas Impoſantes haben, erſcheinen mir, auch ſogar wenn ich die Sache als Künſtler und Dichter anſehe, abgeſchmackt und klein. Es iſt nichts groß als das Wahre, und das kleinſte Wahre iſt groß . . .
>
> Das Beſte, ja das Einzige des ganzen Feſtes ſind die Teppiche nach Raffaels Zeichnungen, deren Fürtrefflichkeit auszudrücken keine Worte hinreichen. Die Kompoſitionen ſind von ſeiner beſten Zeit; hier zwar nur gewirkte Kopien, zum Teil aber fürtrefflich gemacht und an Sinn, Zeichnung, Poeſie, Ausführlichkeit, was man ſich nur denken und wünſchen mag, ja, ohne ſie geſehen zu haben, nicht denken und wünſchen kann.

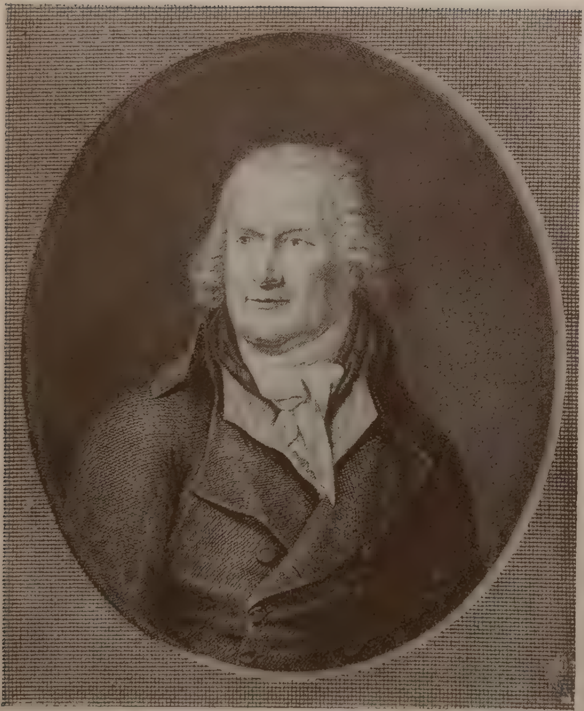
*

Goethe ſah bei dieſem Feſte und in den folgenden Tagen die Freunde wieder, die er in Rom hatte, nach den Hausgenoſſen namentlich den Schweizer Heinrich Meyer, den er liebte, und den Profeſſor Moritz, an deſſen Schickſal er warmen Anteil nahm und mit dem ſich alle Kunſt- und philoſophiſchen Fragen durchſprechen ließen. Er ging zum Rat Reiffenſtein hinauf als zum Oberhaupt der deutſchen Kolonie, und noch lieber zu deſſen Nachbarin Angelika. Sie hatte aus ſeiner „Iphigenie“ eine Szene gezeichnet, jene, wo der wahnſinnige Oreſt im Hades zu ſein und ſeine Vorfahren zu ſehen glaubt; als nun auch Pylades und Iphigenie zu ihm treten, begrüßt er ſie verwundert: „Seid ihr auch ſchon herabgekommen?“

*

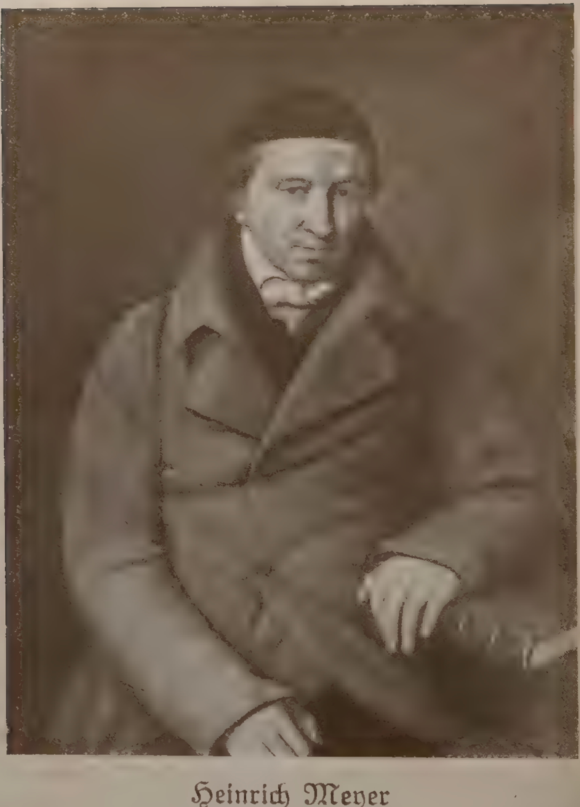
Von der Würde der Landſchaftsmalerei hatte Goethe dort unten im Süden einen neuen Begriff erlangt; jetzt erſt ſah er, was Gaspard Pouſſin und Claude Lorrain gewollt und geleiſtet. Der Zufall wollte, daß der deutſche Maler italieniſcher Landſchaften, ſein Neapler Freund Hackert, wieder in Rom war, um ſeines Königs Kunſtgeſchäfte zu beſorgen. Goethe ging viel mit ihm zuſammen, und es ſchien faſt, als ob der höchſt gewandte, friſchfreudige Hackert den jüngeren Landsmann, der eben ſeinen Lebensplan gemacht, doch noch in eine neue Bahn, ſeine eigene Bahn, mitziehen könne. Denn immer wieder regte ſich unter glücklichen Malern in Goethes Bruſt der Wunſch, auch ein Maler zu ſein, ja, ſich ganz oder doch vornehmlich den bildenden Künſten zu widmen. Dann würde er alſo ein Mann wie Hackert werden, der gerade jetzt ein herrliches Unternehmen in ſich geſtaltete und auch wohl Einfluß genug hatte, es auszuführen; er gedachte nämlich alle die vielen und großen Kunſtſchätze, über die der König von Neapel verfügte, in einem Muſeum zu vereinen, wodurch dann geradezu das reichſte Muſeum der Erde entſtehen mußte. Wie gut hätte auch Goethe für ſolche Aufgabe gepaßt! Wie gern hätte er ſie ſich geſtellt.

Wenn er jetzt mit Hackert durch eine der römiſchen Sammlungen wanderte und mit ihm etwa in der Galerie



Jakob Philipp Hackert

Nach dem Stich von Erneſto Morace nach dem Gemälde von A. Nicodemo im Goethe-Nationalmuſeum zu Weimar



Heinrich Meyer

Nach einem Gemälde von Heinrich Müller
in der Landesbibliothek zu Weimar

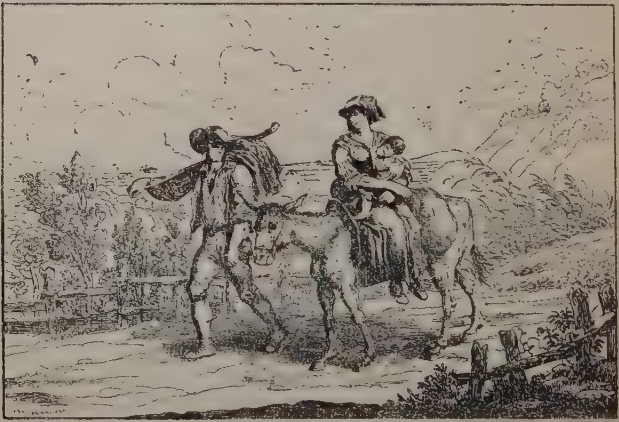
Colonna die Arbeiten von Pouſſin, Claude Lorrain, Tizian und Salvator Roſa anſah, da ſchien es ihm gar nicht mehr zweifelhaft, daß ein gütiges Geſchick ihm, gerade ihm das beſte Auge und Gefühl für alles Schöne in der Natur und Kunſt verliehen habe, daß ihm alſo nur noch Übung der Hand und allerlei handwerkliches Wiſſen und Können abgehe; nach ihrer Erlangung könne er in die Linie der vortrefflichſten Maler und der einſichtigſten Kunſtkenner einrücken. Denn er fühlte ſich ja nicht bloß mit einem Hackert einig, ſondern auch mit den großen Meiſtern, deren Bilder man ſah: alſo war er ihnen doch ebenbürtig. Alſo brauchte er nur noch ihr Handwerk zu lernen. Das mußte er wohl: um ſie völlig erfaſſen und richtig würdigen zu können — wenn es etwa doch ſchon zu ſpät für ihn war, das Gleiche zu leiſten.

Ich will auch nicht mehr ruhen, bis mir Nichts mehr Wort und Tradition, ſondern [Alles] lebendiger Begriff iſt. Von Jugend auf war dieſes mein Trieb und meine Plage; jetzt, da das Alter kommt, will ich wenigſtens das Erreichbare erreichen und das Tunliche tun, da ich ſo lange, verdient und unverdient, das Schickſal des Siſyphus und Tantalus erduldet habe.

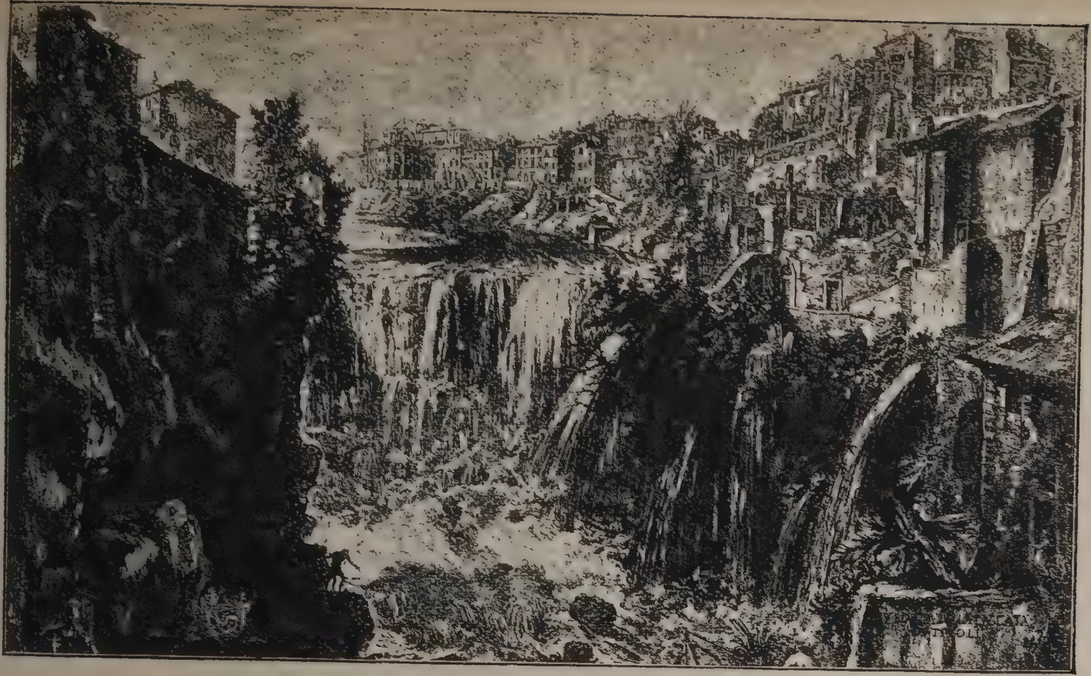
In Sizilien und Neapel war zumeiſt Kniep ſeine zeichnende Hand geweſen; aber ſchon auf der Fahrt nach Rom war er wieder auf ſein eigenes Skizzieren verwieſen. Am 11ten Juni ging er mit Hackert nach Tivoli: beide ſowohl zum Schauen wie zum Zeichnen. Und Hackert redete ihm wieder zu, noch ordentlich in die Schule zu gehen, da er doch ohne Zweifel ein entſchiedenes Talent zum Maler habe.

*

Im übrigen war Tivoli in dieſer ſchönen Frühſommerzeit für Goethe „wieder ein Gipfel irdiſcher Dinge.“ Die Stadt ſelbſt bot nichts Erfreuliches, aber an ſie ſchloß ſich ein landſchaftliches Paradies von Wäldern, Tälern und Schluchten, die ihren beſonderen Reiz durch einen großen Waſſerfall und eine Anzahl kleiner Waſſerfälle erhielten; man ſah an gewiſſen Stellen drei „Cascatellen“ auf einmal. Hier, an dieſem Flecke im unteren Sabinergebirge, war ſchon im Altertum neben einem bäuerlichen Landſtädtchen — Tibur hieß es damals — eine Verſammlung von zahlreichen Landhäuſern der wohlhabenden Bürger Roms geweſen. Horaz wünſchte hier ſeine letzten Tage zu verleben; Properz wandelte in dieſen Hainen mit ſeiner ſchönen Cynthia; Mäzenas ſoll hier gleichfalls ein Landhaus gehabt haben; ebenſo jener Quintilius Varus, der die in Germanien getöteten Legionen nicht wieder lebendig machen konnte; ſogar



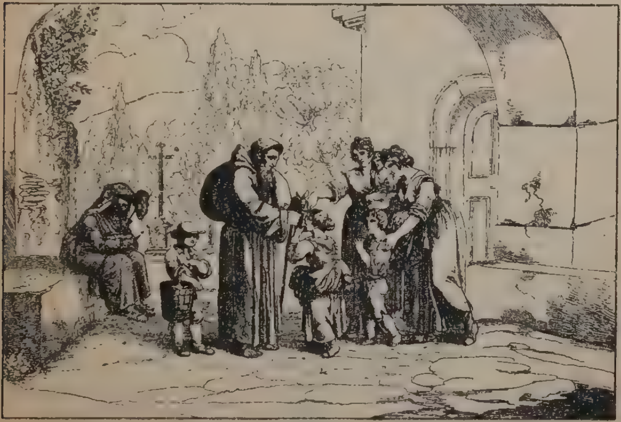
Tivoli: Unterwegs



Tivoli. Nach G. Piranesi

dürfen wir uns die große Zenobia, Herrſcherin von Palmyra, Syrien und Ägypten, hierher denken, denn nach ihrem Sturze ward ſie durch die verzeihende Gnade des Kaiſers Aurelianus eine Gutsbeſitzerin zu Tibur. Namentlich aber hat Kaiſer Hadrian ſeine Spuren hier hinterlaſſen. Die ſehr große Ausdehnung ſeiner „Villa“ kann man daraus ermeſſen, daß an zwei Enden Theater gelegen haben; eins davon war noch in manchen Einzelheiten erhalten. In deſſen Nähe ſcheint ein Truppen-Paradeplatz geweſen zu ſein; er war von Arkaden für die Zuſchauer umgeben. Viele Räume für die Leibwache waren wohlerhalten. Anderwärts glaubte man Reſte einer Menagerie zu erkennen, auch diejenigen eines großen Bades. Eine Naumachie fehlte in ſolchen Anlagen hoher Herren niemals; man verſtand darunter ein Waſſertheater, eine Fläche für künſtliche Seegefechte. Verſchiedene Tempel dieſer Villa ſtellten die wünſchenswerte Verbindung der hohen irdiſchen Herren mit mächtigen Gottheiten der Geiſterwelt her. Auch mehrere Wohnhäuſer oder Paläſte waren noch in einzelnen Bruchſtücken erkennbar. Eine prächtige Bibliothek hat nicht gefehlt; auch verſammelte der Kaiſer in ſeiner Villa, in Gebäuden und Gärten unzählige Kunſtwerke aus Italien, Griechenland, Ägypten und Aſien. Von großer Dauer iſt all dieſe Pracht nicht geweſen; ſchon Caracalla fing an, die koſtbarſten Stücke wegzunehmen; ſeine Nachfolger machten es ihm nach, und ſchließlich kamen die Goten über den Reſt. In ruhigeren Zeiten ward die Gegend zwar wieder ein Ziel für Ausflüge der Hauptſtädter, doch erwarb ſich Tibur-Tivoli nicht ſo viel Gunſt wie Tusculum-Frascati, denn es galt nicht für ebenſo geſund.

Goethe entzückte ſich hier am meiſten an den Waſſerfällen. Er hatte die allerſchönſten in der Schweiz geſehen. Dieſe hier reizten ihn doch wieder, nämlich wegen ihrer „Kompliziertheit.“ Und man denke: hier ſtand oben über einem großen Sturze des Fluſſes Anio eine antike Cella mit einem Kranze korinthiſcher Säulen; ſie diente jetzt zwar nur als Holzſchuppen, und in ihrer Mitte wuchs ein großer Mandelbaum; ehemals ſoll dieſer Bau ein Veſta- oder Sibyllentempel geweſen ſein.



Frascati

Unſer Freund zeichnete hier mit Hackert um die Wette, wenn ſie vom Herumwandern müde waren. In Rom ward dann das Zeichnen faſt ebenſo eifrig fortgeſetzt, nachher auch bei dem nächſten Ausfluge, der drei Tage dauerte und nach Albano, Caſtell Gandolfo und Frascati ging. Und dann wieder in der Stadt.

Bei dieſer Bemühung wurde Goethes Meinung immer beſtimmter, daß er noch einige Monate hier bleiben müßte; er ſchrieb es ſeinen Nächſten in Weimar:

Ich habe mich in eine zu große Schule gegeben, als daß ich geſchwind wieder aus der Lehre gehen dürfte. Meine Kunſtkenntniſſe, meine kleinen Talente müſſen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden; ſonſt bring' ich wieder Euch einen halben Freund zurück, und das Sehnen, Bemühen, Krabbeln und Schleichen geht von neuem an. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Euch erzählen ſollte, wie mir auch wieder Alles dieſen Monat hier geglückt iſt, ja, wie mir Alles auf einem Teller iſt präſentiert worden, was ich nur gewünſcht habe ... Wenn ihr mein gedenkt, ſo denkt an mich als an einen Glücklichen ...

Auch neue Gedanken und Einfälle hab' ich genug. Ich finde meine erſte Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir ſelbſt überlaſſen bin. Und dann trägt mich die Höhe und Würde der Gegenſtände wieder ſo hoch und weit, als meine letzte Exiſtenz nur reicht. Mein Auge bildet ſich unglaublich, und meine Hand ſoll nicht ganz zurückbleiben. Es iſt nur ein Rom in der Welt, und ich befinde mich hier wie der Fiſch im Waſſer und ſchwimme oben wie eine Stückkugel im Queckſilber, die in jedem anderen Fluidum untergeht.

*

„Unter dieſem Himmel kann man die ſchönſten Beobachtungen machen" hatte er ſchon in der erſten Woche nach der Rückkehr an Frau v. Stein geſchrieben:

Sage Herdern, daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und -organiſation ganz nah' bin und daß es das Einfachſte iſt, was nur gedacht werden kann ... Sage ihm, daß ich den Hauptpunkt, wo der Keim ſtickt, ganz klar und zweifellos entdeckt habe; daß ich alles Übrige auch ſchon im ganzen überſehe und nur noch einige Punkte beſtimmter werden müſſen. Die Urpflanze wird das wunderlichſte Geſchöpf, über welches mich die Natur ſelbſt beneiden ſoll. Mit dieſem Modell und dem Schlüſſel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die konſequent ſein müſſen. Das heißt: die, wenn ſie auch nicht exiſtieren, doch exiſtieren könnten und nicht etwa maleriſche oder dichteriſche Schatten ſind, ſondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben.

Dasſelbe Geſetz wird ſich auf alles übrige Lebendige anwenden laſſen.

Das waren ſehr große Behauptungen, die er hier ſo nebenbei in einen Brief an die geliebte Frau mit einſchob. Wir erinnern uns an die Gärten zu Padua und Palermo, wo Goethe über die Grundform der Pflanzen grübelte, und daß er auch am Strande von Neapel einem ſolchen Suchen ergeben war. Italien machte ihn viel mehr zum Naturforſcher, als er in Deutſchland geweſen, denn „Was man von Jugend auf ſieht, veranlaßt uns nicht zum Nachdenken.“ Hier im Süden ſchien ihm aber auch alles Lebendige „aufgeſchloſſener“ und „entwickelter“ alſo erkennbarer zu ſein. Er ſah hier mit bloßen Augen, was er daheim im Mikroſkop geſucht hatte. In Rom war jetzt eben der Nelkenflor ſehr üppig; man fand alſo von dieſen Blumen auch vielerlei Ab- und Ausartungen: Wie kommen ſie zuſtande? Wodurch ſind ſie möglich? Zum Beiſpiel war es ziemlich häufig, daß bei einer gewiſſen Sorte gefüllter Nelken aus der Blüte noch eine andere völlige Blume mit Stil, Kelch und Blüte herauswuchs. Goethe entdeckte ſogar eine Nelke, wo aus der Hauptblume vier andre herausgewachſen waren, ganz vollkommen, ſo daß man jede beſonders hätte abbrechen können. Unſer Forſcher ſäumte nicht, dies kleine Wunder nach Haus zu tragen, es ſorgfältig abzuzeichnen, dann mit dem Meſſer zu zerlegen und ſchließlich auch die Anatomie der kleinſten Teile auf Papier zu bringen[1]). Auch die Granatäpfel zeigten ähnliche Erſcheinungen.

Schon ſeit Sizilien war er überzeugt von der urſprünglichen Herkunftsgleichheit aller Teile der Einzelpflanze, und zwar erkannte er das „Blatt“, genauer: etwas Blatt-Ähnliches, als die Grundform, aus der ſich Alles an den höheren Pflanzen entwickelt: die verſchiedenartigen ſichtbaren Blätter, die Kelche, Blüten, Früchte. Er ſah alſo in den Pflanzen (und ſodann auch in den Tieren) einen Trieb der Umgeſtaltung am Werke, eine Kraft und Leiſtung, die nicht nur von Urzeiten her, ſondern noch jetzt und in alle Zukunft tätig iſt. Ihm war die Natur nicht mehr das in ſechs Tagen oder ſechs Jahrtauſenden Geſchaffene, ſondern eine unaufhörlich fortdauernde Schöpfung, der wir täglich und ſtündlich zuſehen können. Dieſes Zuſehen mußte ihm nun eine große Aufgabe werden. Eine vergnügliche, ja beglückende Aufgabe. Dabei trat die gedachte oder geglaubte, zeitweilig auch geſuchte Urpflanze mehr und mehr in den Hintergrund; die Einzelpflanzen forderten ſeine Aufmerkſamkeit von ihrer Geburt bis zum Tode, und es genügte ihm bald nicht mehr, ſie auf ſeinen Spaziergängen zu beobachten; er mußte die jungen Pflänzchen oder Samen oder Zweige mit nach Haus nehmen, ſie dort in die Erde ſtecken, ihre Entwicklung täglich und genau beobachten.

Zum Beiſpiel einen Pinienkern: als eine eiförmige Geſtalt machte er ſich aus der braunen Schale los; dann entwickelte er einen Strahlenkreis von Nadeln.

---

[1]) Beſchreibung: Metamorphoſe der Pflanzen XVI, 105.

Dagegen ging Cactus opuntia, die verbreitetſte der Zimmerkakteen, dikotyledoniſch auf, ganz unſchuldig als Blattkeimer mit zwei Samenlappen wie irgend ein Bäumchen oder Gartengewächs. Aus ihren Kotyledonen entwickelte ſich dann ein eirunder Körper; daraus kamen kleine Spitzen in regelmäßiger Entfernung hervor; zarte Stacheln traten aus dieſen Punkten. Dieſer ovale Körper war ein Stiel, der die Blätter in ſich aufhebt oder aufſaugt, ihnen die Kraft entzieht, ſich zu entwickeln. Goethe ſtellte ſeinen Sprößling ſo, daß ihn die Sonne nicht mehr traf, da wurde er länglich und andern Stielen ähnlicher Am wunderlichſten verhielt ſich der Akanthus: er weckte des Nachts unſern Botaniker aus dem Schlafe! Goethe vernahm, als er im dunkeln Zimmer zum Bewußtſein kam, ein Kniſtern, ein Werfen mit kleinen Steinchen. Er machte Licht und nun entdeckte er die Ruheſtörer. Es waren die vom Spaziergang mitgebrachten rötlichbraunen glänzenden Samenſchoten des acanthus mollis, die elaſtiſch aufſprangen und ihre Samen gewaltſam umher bis an die Wände und die Decke warfen.

Über der Fortpflanzung und Verjüngung durch Samen überſieht man allzuſehr die Ausbreitung und Verjüngung der Pflanzenwelt durch Augen. Das römiſche Klima begünſtigt dieſe Vermehrung durch Augen ſo ſehr, daß Rat Reiffenſtein geradezu die Behauptung aufſtellte, alles „Stöpfliche“ komme hier fort. Er hatte eine Vorliebe und eine beſondere Art, Zweige abzubrechen, und triumphierte laut, wenn er in ſeinem Hausgarten das Anwachſen beweiſen konnte. Die Wichtigkeit der Knoten trat dabei freilich ſehr zutage.

Goethe kam jetzt der lebendigen Natur näher als jemals. Sein Fauſt hatte es gewagt, den Erdgeiſt zu berufen; Goethe tat es in anderer Art und mit viel beſſerem Erfolge. Er brauchte ſich nicht zitternd vor dem Ungeheuren zu Boden zu werfen; er konnte vielmehr jetzt ſchon dankbar zu ihm die Hände erheben:

Erhabner Geiſt! Du gabſt mir, gabſt mir Alles,
Warum ich bat. Du haſt mir nicht umſonſt
Dein Angeſicht im Feuer zugewendet.
Gabſt mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, ſie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt ſtaunenden Beſuch erlaubſt du nur,
Vergönneſt mir, in ihre tiefe Bruſt,
Wie in den Buſen eines Freunds, zu ſchauen.
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrſt mich, meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

*

Während Goethe der Entwicklung der Einzelweſen ſo liebreich-ſorgfältig zuſchaute, wie wenn das Einzelne und Kleine ein Symbol von Vielem und Großem wäre, hatte es daheim ſein Freund Herder mit einem ganz gewaltigen Stoffe zu tun. Dieſer Stubenmann und Bücherleſer ging auch ganz anders zu Werke als der Wandrer und Augenmenſch in Rom. In ſeinen ‚Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit‘, von denen 1784 und 85 zwei erſte Teile erſchienen waren und der dritte Band eben jetzt herauskam, lehrte Herder, daß auf der Erde eine Reihe aufſteigender Formen und Kräfte herrſche, ein Fortſchreiten zum Höheren und Beſſeren, und daß auch der Menſch, die bisherige

Krone der Schöpfung, ſich zu einer noch höheren Stufe der Menſchlichkeit, zu einer wahren Humanität entwickle. Unſere Gattung iſt beſtimmt, mancherlei Stufen der Kultur in mancherlei Veränderungen zu durchſchreiten; der zu erreichende künftige Zuſtand wird allein auf Vernunft und Billigkeit gegründet ſein, auf Vernunft und Billigkeit in allen Klaſſen ſowie bei allen Geſchäften der Menſchen. Die höchſten Geſtalten unter den bisherigen Menſchen zeigen uns, wohin Gott mit uns hinaus will.

Ein ſchöner Traum iſt's vom zukünftigen Leben, da man ſich im freundſchaftlichen Genuß aller der Weiſen und Guten denkt, die je für die Menſchheit wirkten und mit dem ſüßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewiſſermaßen aber eröffnet uns ſchon die Geſchichte dieſe ergetzenden Lauben des Geſprächs und Umganges mit den Verſtändigen und Rechtſchaffenen ſo vieler Zeiten. . . Hier ſtehet Plato vor mir; dort höre ich (des) Sokrates freundliche Fragen und teile ſein letztes Schickſal. Wenn Mark Antonin im Verborgenen mit ſeinem Herzen ſpricht, redet er auch mit dem meinigen. Und der arme Epiktet gibt Befehle mächtiger als ein König. Der gequälte Tullius (Cicero), der unglückliche Boethius ſprechen zu mir, mir vertrauend die Umſtände ihres Lebens, den Gram und den Troſt ihrer Seele. Wie weit und wie enge iſt das menſchliche Herz! Wie einerlei und wiederkommend ſind alle ſeine Leiden und Wünſche, ſeine Schwachheiten und Fehler, ſein Genuß und ſeine Hoffnung! Tauſendfach iſt das Problem der Humanität rings um mich aufgelöſet, und allenthalben iſt das Reſultat der Menſchenbemühungen dasſelbe: „Auf Verſtand und Rechtſchaffenheit ruhe das Weſen unſres Geſchlechts, ſein Zweck und ſein Schickſal!"

Goethe hatte den Schlußband, der in ſolchen Sätzen ausklang, noch nicht erhalten; er ſtellte ſich Herders Ziel der Geſchichte noch etwas anders vor, als es hier ausgedrückt iſt, nämlich mehr auf die chriſtlichen und weichlichen Tugenden, Liebe und Güte, gerichtet, und — dagegen ſträubte ſich Etwas in ihm.

Auf Herders dritten Teil freu ich mich ſehr . . . Er wird gewiß den ſchönen Traumwunſch der Menſchheit, daß es dereinſt beſſer mit ihr werden möge, trefflich ausgeführt haben. Auch muß ich ſelbſt ſagen, halt' ich es für wahr, daß Humanität endlich ſiegen wird. Nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hoſpital und Einer des Andern humaner Krankenwärter werden wird.

*

Bei allen Vorzügen einer beſſern Zukunft: es war auch jetzt ſchon, hier in Rom ein recht angenehmes Dabeiſein. In dieſer Jahreszeit gab es zum Beiſpiel viele Illuminationen und Feuerwerke, denn in irgend einer Straße mußte irgend ein Schutzheiliger am ſchönen Sommerabend auf dieſe Weiſe geehrt werden. Die größte Freude für alles Volk von Rom war aber der 29ſte Juni, der Tag Sankt Petri, des großen Apoſtels und Gründers der katholiſchen Kirche. Schon am Morgen gab es Manches zu ſehen, etwa die Übergabe des weißen Zelters, della Chinea, an den Papſt: der Geſandte Neapels überreichte dies Roß und einen Beutel voll Dukaten als herkömmlichen Tribut ſeines Königs. Wenn aber die Dämmerung einbrach, verſammelten ſich alle Menſchen, die nicht bettlägerig waren, im Umkreis der Engelsburg und der Peterskirche. Denn auf der mächtigen Engelsburg wurde das große Feuerwerk zu Ehren des Apoſtels abgebrannt; einige tauſend Raketen ſtiegen mit einem Male auf, leuchteten und donnerten und erhellten die Tiber und ganz Rom —

für einige Augenblicke, um dann wieder das große ſtille Dunkel hinter ſich zu laſſen. Dies nannte man die Girandola; darauf folgten Feuerräder und das übrige bekannte Spiel, bis es von einer zweiten Girandola geſchloſſen wurde. Noch viel ſchöner aber war am gleichen Abend die Erleuchtung des Petersdomes; das Feuerwerk konnte man ſich auch anderwärts denken; aber für eine ſo herrliche Erleuchtung beſaß man nirgends einen gleich erhabenen Untergrund. Die Reifen der Kuppel waren mit Papierlaternen beſetzt, ebenſo alle Verzierungen: wenn alle dieſe Lichter brannten, verſchwanden die ſie umgebenden Steinmaſſen in der Nacht: es blieben nur die heiteren glühenden Linien übrig. Goethe war entzückt wie Alle.

Die Erleuchtung iſt ein Anblick wie ein ungeheures Märchen; man traut ſeinen Augen nicht . . . Die ſchöne Form der Kolonnade, der Kirche und beſonders der Kuppel, erſt in einem feurigen Umriſſe und, wenn die Stunde vorbei iſt, in einer glühenden Maſſe zu ſehen, iſt einzig und herrlich . . .

Der Himmel war rein und hell; der Mond ſchien und dämpfte das Feuer der Lampen zum angenehmen Schein. Zuletzt aber, wie alles durch die zweite Erleuchtung in Glut geſetzt wurde, ward das Licht des Mondes ausgelöſcht.

Am folgenden Abend wurden beide Schauſpiele, Erleuchtung und Feuerwerk, noch einmal gegeben. Es war Vollmond und der Himmel wieder klar; die Erleuchtung erſchien ſanfter. Goethe nannte es wiederum ein Märchen. Dies Stück katholiſcher Feſtesfreude ließ er ſich wohl gefallen und des heiligen Märtyrers konnte er leicht vergeſſen.

„Die ſchöne Form der Kirche und der Kuppel gleichſam in einem feurigen Aufriß zu ſehen, iſt ein großer und reizender Anblick.“

*

Nach dieſem Feſte hatte er Rom verlaſſen wollen. Aber jetzt war ihm die Stadt und ihre Umgebung erſt recht lieb geworden, die Bäume, die Felſen, Alles! Und von Weimar her drängte ihn Keiner zur ſchnellen Rückkehr. Er verſchob nun die Abreiſe auf ſeinen Geburtstag: ſo gewann er faſt neun Wochen. Allerdings ſtanden jetzt die beiden heißeſten Monate bevor, die in Rom fürchterlich ſein ſollten: viele Nordländer glaubten ſie nicht ertragen zu können. Aber die Römer hielten ſie doch recht gut aus, und im Verhältnis zum Klima fühlte ſich Goethe durchaus den Kindern Italiens gleich.

Nun fügte es ſich auch gut, daß Tiſchbein im Anfang Juli wieder nach Neapel ging, wo ſich ihm bei Hofe günſtige Ausſichten boten; dadurch ward Tiſchbeins Studio, ein großer und kühler Saal, frei; Goethe übernahm ihn.

Ein rechter Troſt war ihm auch ein neuerliches Schreiben ſeines Herzogs, der ihm völlige Freiheit zuſicherte und Allem im voraus Beifall ſchenkte, was der Freund für ſein eigenes Wohl jetzt tue und beſchließe. Durch dieſe tröſtlichen und ermunternden Worte ſeines neu angenommenen Herrn fühlte ſich Goethe ungemein geſtärkt: wie wenn er ein beſſeres Rückgrat bekommen hätte. Das Wort sodezza kam ihm in den Sinn; es bedeutet Feſtigkeit, Solidität, Ernſt. „Ihr Segen, Ihre Ermahnung hat gefruchtet“ erwiderte er dem fürſtlichen Freunde, „und ich finde mich nun, zum erſten Mal auf meiner ganzen Reiſe, mit dem wahren Gefühl von Sodezz: in Rom, wo die Sodezz oder der höchſte Leichtſinn hingehört.“

Zweites Kapitel

Sommerhitze in der Stadt

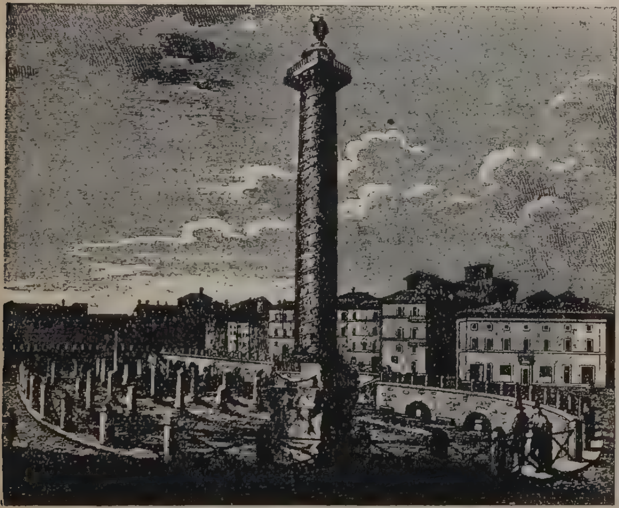
Juli und Auguſt 1787

„Die Hitze iſt gewaltig“ mußte doch auch Goethe ſchon am 7ten Juli zugeſtehen, „und der Scirock hält auch die Nächte warm.“ Dieſer Südweſtwind galt für ſehr gefährlich, da er die böſen Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe nach Rom bringt; ihm ſchrieb man eigentlich die böſe Luft, die mal'aria zu, welche Menſchen und Tiere um dieſe Zeit krank oder halb närriſch macht. Aber der ſchlimme Wind dauerte nicht lange, und die verbleibende Tageshitze empfand Goethe für ſeine Perſon als heilſam. Sie ſchien alles Flußartige, was ihm nun ſchon manches Jahr im Körper ſteckte, herauszuſchmelzen; alle Schärfe wurde von innen nach der Haut getrieben, „und es iſt beſſer“, meinte er, „daß ein Übel jückt, als daß es reißt und zieht.“

In der Mitte Juli erreichte die Hitze einen auch für Rom ganz ungewöhnlichen Grad; Reiſende, die Spanien und Portugal kannten, verſicherten, es dort niemals ſo heiß gefunden zu haben. Bei Tage ging man durch die Straßen wie in einem Backofen. Um den 10ten Auguſt nannte denn auch Goethe dieſe Glut am hohen Tage „entſetzlich“; auch die Nächte gewährten manchmal keine Erholung mehr. Für gewöhnlich aber wurden die verhältnismäßig kühlen Abende, Nächte und frühen Morgen gerade jetzt mit Luſt genoſſen; der Tag galt allgemein als die Zeit der Erſchlaffung und des Schlafes. Goethe aber ſchlief in der zweiten Hälfte der Nacht; er ſtand ſtets mit der Sonne auf; nach dem Ankleiden ging er zum Pappeltore hinaus, an der Villa Julius des Dritten vorbei durch ein anmutiges Tal nach Aqua acetosa; er trank den dortigen Sauerbrunnen, der ihn ſeinem Geſchmacke nach an ein mildes Schwalbacher Waſſer erinnerte. Gegen Acht kam er wieder zu Hauſe an, und dann ward den ganzen Tag geſchrieben, ſtudiert, gezeichnet: nur ſelten überwältigten ihn Mattigkeit und Schlaf. Die Abendkühle brachte dann ihm, wie Allen, die Stunden der Geſelligkeit, nur daß dieſe Stunden für ihn ſelten ein völliges Aufhören ſeiner Arbeit, ſeiner geiſtigen Anſtrengungen bedeuteten. Zuweilen ging er in der Tiber baden[1]); gewöhnlich blieb es beim Spazieren mit einem Freunde oder einigen Freunden. Am häufigſten war wohl Moritz ſein Begleiter: ein recht gutes Gefäß, wenn Goethe ſich zu ergießen Luſt hatte, aber auch ſelber oft anregend, bald wie ein gelehriger Schüler, bald wie ein freundlicher Lehrer. Goethe trug ihm ſeine Botanik vor, um ſich ſelber darüber noch klarer zu werden; häufig ſprachen ſie äſthetiſche Grundfragen durch, worüber Moritz eine Schrift plante; namentlich aber wollte dieſer die geſamte mythologiſche Gelehrſamkeit in ein handliches, faßliches, angenehm lesbares Buch bringen, und ſo redete er denn jetzt gar gern über Götter, Göttinnen, Heroen, Nymphen uſw., was in den Ruinen Alt-Roms oder in den benachbarten Gärten der Vornehmen recht paſſende Gegenſtände waren.

---

[1]) In einem artigen dazu beſtimmten Häuschen, wie ſeinerzeit in Genf. Es iſt uns nicht berichtet, daß Goethe je in einem Fluſſe oder See oder an der Meeresküſte ſeine Schwimmkunſt bewieſen habe.



Die Trajanssäule in Rom. Nach einem Stich von P. Parboni

Goethe hatte auf ſolchen Streifereien dann auch immer noch ſoviel zu ſehen, wie wenn er friſch angekommen wäre; immer wieder gab es neue Eindrücke. Wir leſen ſeine Notizen über zwei Abende:

Montag, den 23ten Juli, beſtieg ich abends die Trajaniſche Säule, um des unſchätzbaren Anblicks zu genießen. Von dort oben herab, bei untergehender Sonne, nimmt ſich das Coliſeum ganz herrlich aus, das Kapitol ganz nahe, der Palatin dahinter, die Stadt, die ſich anſchließt. Ich ging erſt ſpät und langſam durch die Straßen zurück.

Ein merkwürdiger Gegenſtand iſt der Platz von Monte Cavallo mit dem Obelisk.

Dienstag, den 24ſten Juli. Nach der Villa Patrizzi, um die Sonne untergehen zu ſehen, der friſchen Luft zu genießen, meinen Geiſt recht mit dem Bilde der großen Stadt anzufüllen, durch die langen Linien meinen Geſichtskreis auszuweiten und zu vereinfachen, durch die vielen, ſchönen und mannigfaltigen Gegenſtände zu bereichern. Dieſen Abend ſah ich den Platz der Antoniniſchen Säule, den Palaſt Chigi vom Monde erleuchtet, und die Säule, von Alter ſchwarz, vor dem helleren Nachthimmel, mit einem weißen, glänzenden Piedeſtal. Und wieviele andere unzählige, ſchöne, einzelne Gegenſtände trifft man auf ſo einer Promenade an!

Erſt recht in den Gärten ergriff ihn die Luſt, ſolche Blicke auf das Papier zu bringen. In der Villa Borgheſe fand er an einem Abend „vier herrliche Tableaus“, „die man nur abſchreiben dürfte, wenn man's könnte“.

*

An zwei oder drei Tagen konnten die deutſchen Freunde das Bild Roms mit dem Genuß einer Seligſprechung verbinden. Der Kapuziner-Orden hatte ſoviel Geld zuſammengebracht, um drei ſeiner vormaligen Brüder in dieſe höhere Klaſſe verſetzen zu laſſen. Die Zeremonien fanden in der Kirche Ara coeli auf dem Kapitolshügel ſtatt; ſie begannen gleich nach Mittag, und Goethe ging auch ſchon nachmittags mit Moritz dahin. Sie hörten der rauſchenden Muſik in der Kirche zu oder beſchauten die Ausſchmückung; oder ſie erlabten ſich draußen an dem Ausblick auf Alt-Rom, das Koloſſeum, den Friedenstempel, den palatiniſchen Berg uſw. Gegen

Abend wurde es erſt recht lebhaft; das Kapitol begann in Fenſter-Erleuchtung zu ſtrahlen; die Stunde des Feuerwerks rückte heran; Stühle wurden ausgeboten, und unſere Freunde nahmen ſich deren auch, um dem Feuerwerk bequem zuzuſehen. Zwiſchen antiken Trophäen und Bildſäulen entzückten die Licht- und Farbenwirkungen in der Tat wieder als etwas Neues.

Alles war heiter und froh und genoß dieſes reizenden Schauſpiels und des ſchönen Abends mit ganzer Seele. Familien, Freunde und Bekannte hatten ſich neben einander geſetzt, oder vielmehr: Alles ſchien hier eine große Familie zu ſein. Man lachte, ſcherzte und freute ſich der ſchnell verfliegenden Stunden, und an die ſchweren Büßungen und Kaſteiungen der Seliggeſprochenen, denen man dies Feſt zu verdanken hatte, ward nun nicht mehr gedacht, als inſofern man ihre Abtötungen und harte Büßungen durch frohen Genuß des Lebens gleichſam wieder gutzumachen und den Himmel darüber zu verſöhnen ſuchte [1]).

Die Römerinnen gingen an dieſen feſtlichen Sommerabenden in weißen Kleidern mit ſchwarzen Gürteln einher; von ihren Männern und Freunden begleitet, zeigten ſie doch auch den Fremden recht freundliche Geſichter. Solch Blicketauſchen gehörte für ſie auch zur Seligſprechung der Kapuziner. Man blieb bis Mitternacht beiſammen, dann ward die Szene verdunkelt; Goethe und Moritz ſtiegen den Abhang hinunter, ſchritten die alte via sacra entlang; in der Ferne beleuchtete der Mond den Triumphbogen des Titus und die Ruinen des Nero-Palaſtes.

Wenn Goethe nach ſolchen Abenden wieder in ſein Zimmer trat und ſich aufs Lager warf, blieb er doch ſozuſagen noch in der Menge. Denn faſt die ganze Nacht bewegten ſich Fahrende und Spazierende ſeine Straße, den Korſo, auf und ab; nicht ſelten ſangen ſie oder muſizierten auf Zithern, Violinen und anderen Inſtrumenten, und die ſich hören ließen, verdienten auch, daß man ihnen lauſchte. Zuweilen ertönten Duette, ſo ſchön und ſchöner als in einer Oper oder einem Konzert.

---

[1]) Moritz, Reiſen eines Deutſchen in Italien II, 164.

*

Es iſt kaum glaublich, daß an den immer heißer werdenden Abenden Theater geſpielt wurde, aber die komiſche Oper war in Valle wirklich im Gange; die deutſchen Künſtler beſetzten ihre Bank regelmäßig und ermunterten durch ihren lauten Beifall die armen Komödianten, die ſich von acht bis Mitternacht im Schweiße ihres Angeſichts abarbeiteten. Den Beſuchern ward die Zeit nicht ebenſo lang, weil ſie immer noch auf irgend einen Chor oder Lieblingsarie hofften und während der Zeit ungehindert ſchwatzten und lachten.

> Die Zuſchauer werden mit den ſpielenden Perſonen und ihren wiederkehrenden Späßen nach und nach immer bekannter, und Theater und Parterre werden immer vertrauter miteinander. Das Parterre neckt einen ſeiner Lieblinge, und Dieſer neckt es wieder und zankt ſich ein Weilchen mit ihm, und dann rückt das Schauſpiel weiter fort. (Moritz II, 215.)

Neben einem alten Komiker Guochino war namentlich ein ſechzehnjähriger Kaſtrat der Liebling des Publikums. „Es läßt ſich nicht beſchreiben“, berichtet Moritz weiter, „mit welcher Geſchicklichkeit und Täuſchung die weiblichen Rollen von jungen Kaſtraten geſpielt werden, welche mit ihrer abgelegten Mannheit die ganze Weiblichkeit angezogen zu haben ſcheinen.“

Goethe hatte neben dem Spaße immer den Nebengedanken, was er hier wohl für ſeine Zwecke lernen könne, für ſeinen „Wilhelm Meiſter“ und erſt recht für die mit Kayſer zu machenden ernſten und heiteren Opern. Auch in Rom war jetzt Cimaroſa der herrſchende Komponiſt. Ende Juli erſchien ein neues, ganz köſtliches Stückchen von ihm: „L'Impresario in angustie. „Es wird uns manche Nacht unterhalten“ urteilte Goethe, denn damals war es ganz ſelbſtverſtändlich, daß man gute Stücke viele Male hinter einander ſah. Die Nöte eines Theaterdirektors wurden in dieſem „Intermezzo“ poſſenhaft vorgeführt: hatte ſich unſer Freund nicht auch ſchon manchmal in ähnlicher Lage befunden? Ein Dichter lieſt hier ſein neues Stück vor; es iſt ein albernes Machwerk über Hekuba und Pyrrhus, aber der Unternehmer und ſeine Frau, die auch auf der Bühne ſeine prima donna iſt, fallen ihm bei, während der Komponiſt und die seconda donna das Scheuſal beim rechten Namen nennen. Der entbrennende Streit gibt zu ſchönſten muſikaliſchen Scherzen Anlaß, etwa wenn der Direktor ſeine Meinung über die zankſüchtige Gemahlin murmelt: „Matta! matta! maledetta!“ oder ſie mit geſchwindeſter Zunge ſchreit: „Nel quartetto, nel quartetto devo entrar!“ Nun denke man ſich die beiden Sängerinnen von Kaſtraten geſpielt und das Publikum dazu, das ſich diesmal gleichſam doppelt über das Komödiantenvolk beluſtigt; man denke ſich in der einen Loge den päpſtlichen Nepoten, ohne deſſen Zuſtimmung keine Arie wiederholt werden darf, der aber auch ſeinen gnädigen Wink immer gibt, wenn die Zuſchauermenge bei ihrem Beifall beharrt: hier aber machte es ſich noch höchſt ſonderbar, daß der Neffe des vorigen Papſtes ſich als Muſikmeiſter in der Kapelle abmühte, denn dieſer vorige Papſt, Ganganelli, war ein weißer Rabe geweſen und hatte nur in ſehr beſcheidener Weiſe für ſeine Verwandten geſorgt.

*

Die Regel, daß Goethe den Tag über in ſeinem kühlen Saale blieb, galt nicht für den Sonntag. Da kam allemal gegen Mittag eine Kutſche vorgefahren, darin Angelika, ihr Gatte und ihr Nachbar Reiffenſtein ſaßen. Goethe ſtieg zu ihnen hinein, und nun ging es durch die Backofen-Glut zu der einen oder anderen Galerie, deren Kühlung ſchon dankbar empfunden wurde, ehe noch die Kunſtwerke ihre Macht entfalteten. Hier war es nun ein Genießen und Studieren höchſter Art, denn jeder der Viere entdeckte Neues und Schönes; auch der alte Zucchi, der im Techniſchen ſehr große Kenntniſſe beſaß, konnte treffliche Winke geben. Das eine Mal fuhr man an zwölf Kirchen vor, um die Altarblätter zu betrachten, und dann noch zu dem engliſchen Maler James Moore, der eine Sündflut gemalt hatte, genauer: ihr Eindringen in ein Bergtal, und wie ſie die Bewohner auf die letzten Felſenſpitzen treibt. Das nächſte Mal fuhren ſie zur Farneſina und widmeten ſich der von Raffael erfundenen Pſyche-Fabel. Am folgenden Sonntage ſahen ſie Raffaels Fornarina und die „Maria mit dem Kinde“ von Lionardo da Vinci. Das nächſte Mal ward Goethe im Palaſt Rondanini wieder aufs höchſte von der Meduſa entzückt. „Nur einen Begriff zu haben, daß So-etwas in der Welt iſt, daß So-etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menſchen.“ Und er fuhr fort, als er in einem Briefe dieſen Anblick erwähnte:

> Wie gern ſagt' ich etwas drüber, wenn nicht Alles, was man über ſo ein Werk ſagen kann, leerer Windhauch wäre. Die Kunſt iſt dazu da, daß man ſie ſehe, nicht davon ſpreche, als höchſtens in ihrer Gegenwart. Wie ſchäme ich mich allen Kunſtgeſchwätzes, in das ich ehemals einſtimmte!

Einen andern Sonntag war der Palaſt Aldobrandini das Ziel; hier zog Lionardos Bild, ‚Jeſus unter den Phariſäern‘ am ſtärkſten an. Und ſo konnte man jeden Sonntag zum Beſuch der Kunſtwerke ausfahren, ohne fürchten zu müſſen, daß es einmal nichts mehr zu beſchauen gäbe.

Nach der Ausfahrt war dann Mittageſſen bei Zucchis. Goethe wurde immer vertrauter mit ſeiner edlen Freundin, der einzigen Frau, die er in Rom und ganz Italien liebte. Leider konnte er ihrer, der doch ſo Hochbegünſtigten, nicht ohne Mitleid gedenken. Jetzt malte ſie eins ihrer ſchönſten Bilder: die Mutter der Gracchen, die einer auf ihr Geſchmeide ſtolzen Freundin ihre Kinder als ihre beſten Schätze zeigt. Gerade das Mutterglück war der armen Angelika verſagt geblieben. Aber auch der Gatte war nicht der rechte.

> Sie iſt nicht glücklich, wie ſie es zu ſein verdiente, bei dem wirklich großen Talent und bei dem Vermögen, das ſich täglich mehrt. Sie iſt müde, auf den Kauf zu malen, und doch findet ihr alter Gatte es gar zu ſchön, daß ſo ſchweres Geld für oft leichte Arbeit einkommt. Sie möchte nun ſich ſelbſt zur Freude, mit mehr Muße, Sorgfalt und Studium arbeiten und könnte es. Sie haben keine Kinder, können ihre Intereſſen nicht verzehren, und ſie verdient täglich, auch

mit mäßiger Arbeit, noch genug hinzu. Das iſt nun aber nicht und wird nicht.

Sie ſpricht ſehr aufrichtig mit mir. Ich hab' ihr meine Meinung geſagt, hab' ihr meinen Rat gegeben und muntere ſie auf, wenn ich bei ihr bin. Man rede von Mangel und Unglück, wenn Die, welche genug beſitzen, es nicht brauchen und genießen können!

Angelika kam nie ins Theater, und man merkte ihr an, daß ſie die deutſchen Landsleute ein wenig beneidete, wenn ſie von ihrem Vergnügen dort erzählten. Goethe rühmte etwa die neuen Lieder und Szenen Cimaroſas von Herzen, bis er daran dachte, daß der andere ſich an keinem Geſange erfreuen kann, den er nicht ſelber hört.

Nun ſprach er mit ſeinen Hausgenoſſen darüber; Schütz und Bury, beſonders der letztere, kannten ſowohl die Kapelliſten wie die Komödianten von Valle gut, auch die Buben, nämlich die Kaſtraten, die die Weiberrollen ſo köſtlich karrikierend ſpielten. Und nicht lange dauerte es, ſo erboten ſich dieſe Theaterleute, bei den deutſchen Freunden am Korſo einen Abend für umſonſt zu ſpielen. Goethe ließ nun ſeinen Saal räumen und für ein Feſt ausſchmücken, er ſchloß mit dem nächſten Kaffeewirt ein Abkommen über Speiſe und Trank; dann ließ er die Einladungen ergehen: an Madame Angelika und ihren Haustyrannen, an einige Freunde beider, den italieniſchen Kupferſtecher Volpato, den engliſchen Maler und Kaufmann Jenkins, ſodann an die deutſchen Kunſtfreunde, mit Vater Reiffenſtein an ihrer Spitze.

Es wurde ein glänzendes Konzert; die edle Malerin genoß es ſehr, aber auch die ganze Nachbarſchaft und das ſonſtige Volk von Rom, das hier vorbei wandelte oder fuhr; es hörte von der Straße aus zu, klatſchte Beifall und fühlte ſich ganz wie im Theater. Das Schönſte war, daß zufällig auch ein mit einem Orcheſter von Muſikfreunden beſetzter Geſellſchaftswagen durch den Korſo ſeine Luſtrunde machte. Er hielt vor Goethes Konzertſaale; ſeine Inſaſſen lauſchten nun auch und riefen ihr Bravo. Als oben ein Stück geendet war, erhob ſich auf dem Wagen ein trefflicher Baſſiſt und ſang eine Arie aus eben derſelben Oper; ſeine Wagengenoſſen ſpielten die Begleitung dazu. Nun ward von oben her Beifall geklatſcht, und das ganze Volk ringsum klatſchte auch und freute ſich an dem Doppelkonzert, ſo lange es dauerte.

Manche rechneten ſich aber auch aus, was dieſer Scherz dem Herrn bei den deutſchen Malern gekoſtet haben müſſe, und von nun an galt Goethe für einen „reichen Milordo“.

*

Es lebte ſich alſo gut neben den Römern, aber Goethe blieb doch in der deutſchen Kolonie; er empfand das italieniſche Volk immer als ein fremdes, und kaum je trat ihm ein Sohn oder eine Tochter dieſes Landes wirklich nahe. „Ich bin ohnehin ſchon ein iſoliertes Weſen und mit dieſem Volke hab ich gar nichts gemein“: ſo drückte er es am 18ten Auguſt gegen Knebel aus. Bei andern Deutſchen ſchlug Gott Amor, der wahre pontifex maximus, wohl einmal die Brücke zwiſchen beiden Nationen; auch das fand bei unſerm Dichter nicht ſtatt. Die einzige, die ſein Herz hier rührte, war eine Malerin aus deutſchem Lande. Einmal ward er zu einem Balle eingeladen, den einer ſeiner Nachbarn im Garten abhielt; Goethe tanzte da mit den jungen römiſchen „Mäuschen“, fand ſie recht eigenartig und ſagte ſich, daß er vor zehn Jahren wohl hätte Feuer fangen können, jetzt aber glückte es nicht mehr, und er konnte kaum das Ende dieſes für ihn ſo leeren Kokettierens abwarten.

Wir wiſſen, wie ſehr ſich das römiſche Volk auf Vergnügen und Feſte verſtand; Goethe konnte ſich wohl unter dieſe beneidenswerte Menge miſchen, aber nicht auch auf den katholiſch-mythologiſchen Untergrund all dieſes fröhlichen Treibens treten, und ſo ward er ſich auch bei Spiel und Lachen immer ſeiner Fremdheit bewußt. Zur ſelben Zeit, wo in Deutſchland, z. B. bei Jacobi in Düſſeldorf, zum erſten Male das Gerücht auftauchte, Goethe ſei katholiſch geworden, ſtieß ihn eben dies katholiſche Weſen ſtark zurück. Unter Anderm kränkte es alle Nordländer, daß dieſe römiſchen Chriſten ſo gar kein Mitgefühl für Tiere zu kennen ſchienen. Schon im Winter hatte Goethe das Schweineſchlachten mit angeſehen, das an jedem Freitag der kühlen Jahreszeit auf dem Foro di Nerva, wo früher ein Tempel geſtanden, abgehalten wurde. Etwa tauſend von der Regierung angekaufte Schweine wurden hier den Fleiſcherknechten ausgeliefert und ſogleich auf grauſamſte Weiſe zu Tode gemetzelt. Noch ſcheußlicher war die „Gioſtra“, der Goethe in der Mitte Juli beiwohnte. Sie fand im Grabmal des Auguſtus ſtatt, das dem Grabmal Hadrians, der jetzigen Engelsburg gegenüber, am diesſeitigen Ufer liegt: ein nur in ſeinen unteren Mauern erhaltener Turm, der durch Holzbänke als Amphitheater ausgebaut war. Die Gioſtra, die unzählige Zuſchauer hierher lenkte, war zunächſt ein Stiergefecht nach ſpaniſcher Art, und die kämpfenden Männer kamen auch aus Spanien. Dieſer Teil war noch leidlich ritterlich: Menſchen ſetzten ſich in Gefahr, die Tiere zu reizen; fürchterlich aber wurde es, wenn die blutgierige Menge nach den Hunden ſchrie und die abgehetzten Ochſen nun den Kampf gegen eine Meute von Hunden aufnehmen mußten, die ſich ihnen in den Ohren, an der Bruſt uſw. einbiſſen. Und noch Schauerlicheres hatte ſich die Phantaſie dieſer Menſchen erdacht: Feuerwerk auf dem Rücken eines Stieres und das Raſen dieſes gequälten Weſens, dem die Glut auf dem Rücken brennt, dem die Feuerräder um die Ohren ziſchen, dem Flammen und Funken vor den Augen ſprühen und das der Knall des Pulvers immer wilder erregt. Wir erinnern uns, daß Goethe wenig Liebe zu Tieren hatte; auch war er in einer Zeit und Umgebung herangebildet, die gegen die grauſamſten Arten der Jagd kein Bedenken fand, wo die Menſchen ſelbſt in den täglichen Lebensgenoſſen: Hund, Pferd uſw. durchaus nicht das Brüderliche erkannten, ſo üblich es auch damals ſchon war, die Nachbarn mit Tieren zu vergleichen. Hier aber wehte ihn aus Menſchenſeelen das Fremde wie eine bitterliche Kälte an, und es war auch für ſeine Milde gegen die Menſchen noch ſehr mild, wenn er über dieſe Gioſtra berichtete: „Das Schauſpiel ſelbſt hat mich nicht ſehr erbaut.“

Auch die Dichter und Schriftſteller dieſes Volkes lernte er nie als Verwandte anſehen. Sie liefen im Prieſterkleide herum, und Einige waren wirklich Geweihte; ſchon dieſe Äußerlichkeit war doch ſehr ſonderbar, und wenn der Abbate Caſti, der übrigens nur als Gaſt hier weilte, in dieſem Gewande ſeine ſehr ſchlüpfrigen Versnovellen vorlas, ward die Sache nicht beſſer. Das gewöhnliche literariſche Geſchwätz war hier noch unerträglicher als daheim. Welchen er für den größeren Dichter halte, den Arioſt oder den Taſſo, ward er oft gefragt, und wenn er dann antwortete, man ſolle Gott danken, der ſie alle beide herabgeſandt, ſo war den Schwätzern auch dieſe geſcheute Antwort nicht recht. Die Fragenden hatten nun einmal Partei ergriffen und wußten ihren Meiſter nur in die Höhe zu heben, indem ſie den Andern in die Tiefe ſtießen, ſo daß der Deutſche wohl verführt wurde, einen großen italieniſchen Dichter gegen einen Italiener zu verteidigen. Kam gar auf Dante die Rede, ſo wurde die Sache noch ſchlimmer, Goethe wollte mit Ehrfurcht von ihm ſprechen, als ihm bedeutet wurde: ein Ausländer ſei nie imſtande, dieſen außerordentlichen Geiſt zu verſtehen, dem ja auch ſelbſt die Italiener nicht in Allem folgen könnten. Da erwachte wohl in Goethe der Mephiſtopheles, und er geſtand nun, daß er in der Tat nie begriffen habe, wie man ſich mit Dantes großem Gedichte beſchäftigen möge. Ihm komme die Hölle ganz abſcheulich, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig vor. „Sehen Sie!“ rief nun der Andere triumphierend, weil der Ausländer ſein Unverſtändnis zugab, und er wäre nun bereit geweſen, Goethen einiges Licht zur Erleuchtung dieſes dunkeln Gedichtes zu leihen.

*

Unter den höchſten Würdenträgern der Stadt und des Staates bewieſen ſich Einige gern als Freunde der Künſte und Wiſſenſchaften, begönnerten alſo auch gern die fremden Gelehrten. Der Papſt bezahlte ſeinen Tribut an artes et litteras mit dem Aufrichten der jetzt noch zu Boden liegenden Obelisken; der Kardinal-Staatsſekretär Ignazio Lodovico Prinz von Buoncompagni jedoch wünſchte, daß die namhaften Ausländer mit ihm Komplimente austauſchten, daß alſo auch der angeſehene Dichter v. Goethe, nachdem er ſich zu ſeinem wahren Namen bekannt, bei ihm vorſprechen möge. Dieſer aber hatte noch immer keine Luſt, ſeine Zeit mit vornehmen Herren und Damen und ihren geſellſchaftlichen Umſtändlichkeiten zu vergeuden. Zu ſolchen Nichtigkeiten brauchte man nicht nach Rom zu reiſen!

Aber Goethe war nun doch nicht mehr „Filippo Miller", und vor ſolchen Vornehmen, die, wie er ſelber, als Gäſte hierhergekommen waren, verſteckte er ſich keineswegs; mit ihnen war er ja oft durch gleiche Zwecke verbunden. Schon in Neapel hatte er mit dem Marcheſe von Luccheſini Bekanntſchaft gemacht; in Rom ſah er ihn wieder. Dieſer Herr war zwar aus Lucca gebürtig, wie ſein Name ſagt, aber er hatte in Berlin und Potsdam bei Friedrich dem Großen als Kammerherr gedient und ward nun vom neuen preußiſchen Könige zu diplomatiſchen Geſchäften gebraucht. Jetzt gerade half er mit an jener Aufgabe, der auch der Herzog von Weimar ſo großen Wert beilegte: der Sicherung der kurmainziſchen Nachfolge für Karl v. Dalberg. Gern hörte Goethe aus Luccheſinis Munde die Lobreden, die der kluge Mann für Karl Auguſt aufrichtig genug, wie es ſchien, vorbrachte. Daß aber er ſelber, der unpolitiſche Poet und Grübler, dieſem Diplomaten gleichgültig blieb, ward bald genug recht deutlich: Lucheſini beachtete ihn nicht weiter.

In Neapel hatte Goethe auch ſchon den jungen Grafen Johann Joſeph v. Frieß aus Wien getroffen, deſſen Geſellſchaft ihm hier in Rom noch angenehmer wurde. Sohn eines Emporkömmlings, der es vom bürgerlichen Armeelieferanten zum Reichsgrafen gebracht hatte, reiſte dieſer Herr jetzt mit dem vorhin genannten Abbate Caſti in der Welt herum und verwandte von ſeinem vielen Gelde einen Teil zum Ankauf von Kunſtwerken, bald Gutes erhaſchend, bald von liſtigen Händlern in allerlei Fallen gefangen, was Beides für die Kunſtfreunde um Goethe herum höchſt unterhaltſam war. Er erwies ſich gegen den großen Dichter ſehr aufmerkſam, lud ihn zu Mahlzeiten, nahm ihn mit zum Prinzen Piombino, deſſen Gemmenſammlung zu ſehen, und war ſonſt angenehm. Es ſcheint, daß die ſchönen Frauen der Stadt dem reichen Fremden noch mehr Geld aus der Taſche lockten als die Antiquare, und daß er darüber auch an ſeiner Geſundheit zu Schaden kam. Dergleichen unterhält den Zuſchauer ebenfalls.

Eine andere Art reicher Edelmann war der franzöſiſche Chevalier d'Agincourt aus Beauvais. Er hatte ſein Leben kunſtgeſchichtlichen Forſchungen gewidmet und lebte deshalb ſeit zehn Jahren in Italien; jetzt zählte er ſechsundfünfzig. Sein Hauptbeſtreben war, die ſehr wenig bekannte Zeit zwiſchen dem Verfall der antiken Künſte und ihrem Wiederaufleben aufzuhellen, alſo die Zeit vom vierten zum ſechzehnten Jahrhundert. Goethe hörte ihm gern zu und betrachtete ſeine merkwürdigen Sammlungen. „Man ſieht, wie der Menſchengeiſt während der trüben und dunkeln Zeit immer geſchäftig war." Dieſer Franzoſe hätte ihm wohl über das Mittelalter noch manche Aufklärung geben können, aber — da lebte zum Beiſpiel auch ein reicher engliſcher Edelmann jetzt in Rom, der wieder Anderes zu berichten und vorzuzeigen hatte, und für dies Andere war Goethes Seele weit offen. Sir Charles Worthley hatte Griechenland, Ägypten und andere ſüdliche Länder bereiſt, um Kunſtwerke und Altertümer zu ſehen; unter ſeinen Schätzen genoß Goethe am meiſten die Zeichnungen nach Arbeiten des Phidias am Parthenon zu Athen.

In dieſelbe Welt der Antike tauchte ihn ja auch das Geſpräch mit Moritz faſt jeden Abend. Und kaum war unter den Künſtlern das Gerede über den herrlichen Herkules verklungen, den leider der König von Neapel aus der Farneſina hatte wegholen laſſen, da tauchte bei Albacini, einem angeſehenen Wiederherſteller antiker Bildwerke, aus derſelben farneſiniſchen Erbſchaft ein ſitzender Torſo auf, den man zuerſt für einen Apollo anſah; nachher entſchied man ſich, ihn Bacchus zu benennen. Keiner ſtellte dies Werk höher als Goethe.

Mengs ſagt irgendwo vom Apoll von Belvedere, daß eine Statue, die zu gleich großem Stil mehr Wahrheit des Fleiſches geſellte, das Größte wäre, was der Menſch ſich denken könne. Und durch jenen Torſo eines Apolls oder Bacchus . . . ſcheint ſein Wunſch, ſeine Prophezeiung erfüllt zu ſein. Mein Auge iſt nicht genug gebildet, um in einer ſo delikaten Materie zu entſcheiden, aber ich bin ſelbſt geneigt, dieſen Reſt für das Schönſte zu halten, was ich je geſehen habe.[1])

Und die Renaiſſance behielt doch auch immer ihre Macht. Nicht bloß bei den ſonntäglichen Galeriebeſuchen. Auch die jüngeren deutſchen Künſtler redeten beſtändig über Raffael, Michel Angelo, Lionardo, indem ſie bald Dieſem, bald Jenem den Vorzug gaben. Goethe fühlte ſich glücklich, daß alle dieſe Namen ihm jetzt gegenwärtige, ganz vertraute Werke und dahinter lebendige, wohlbekannte Menſchen bedeuteten, und daß er fähig war, ſie alle zu genießen, ohne ſie aneinander meſſen oder gegeneinander ausſpielen zu müſſen. Michel Angelo wurde gerade jetzt der Held des Kreiſes, denn der junge Graf Frieß hatte Bury und Lips beauftragt, eine Reihe Aquarellkopien nach dem ‚Jüngſten Gericht‘ in der Sixtiniſchen Kapelle zu malen. Den jungen deutſchen Künſtlern wurde erlaubt oder nachgeſehen, daß ſie in dieſem geheiligten Raume den Tag über ohne Aufſicht arbeiteten und es ſich recht bequem darin machten. Goethe, der ihnen oft zuſah, ſetzte ſich ſogar eines Mittags in den päpſtlichen Stuhl und ſchlief darauf ebenſo ſanft wie ein Heiliger Vater.

*

Nach Hackerts Abreiſe verminderte ſich ſeine Luſt zu eigener Kunſtbetätigung keineswegs, und vielleicht verſuchte er ſich jetzt im Zeichnen um ſo lieber, da auch Tiſchbein ihm nun nicht mehr zuſah. Die jüngeren oder ſchwächeren Künſtler: Meyer, Lips, Bury, Schütz,

---

[1]) Jetzt im Muſeum von Neapel. Man ſetzt den Torſo in das vierte Jahrhundert v. Chr.

Dies, Strack, Verſchaffeldt, Makko, Kirſch uſw. ermunterten und reizten ihn. Verſchaffeldt gab einen Abendkurſus in der Perſpektive, an dem Goethe teilnahm; Dies aus Hannover kolorierte vor ſeinen Augen eine von ihm, Goethe ſelbſt, gezeichnete Landſchaft, und ſo gab es manche Lerngelegenheit. Beſonders warf er ſich jetzt auf Architektur, Perſpektive, Kompoſition und Farbengebung der Landſchaft. Eine Zeit lang dachte er daran, auf den Herbſt noch einmal nach Neapel zu gehen und dort Hackerts Unterricht wieder zu genießen, den er für ſeinen beſten Lehrer hielt. Jedenfalls zeichnete er ſehr fleißig, oft ſogar noch in der Nacht bei Licht, wenn er nach dem Abendſpaziergang mit Moritz, der ihn heimbegleitete, oder mit ſeinen Hausgenoſſen noch plauderte. Mondſchein-Landſchaften machte er gern. „Kein Tag vergeht, daß ich nicht in Kenntnis und Ausübung der Kunſt zunehme“ ſchrieb er am 11ten Auguſt auf. „Wie eine Flaſche ſich leicht füllt, die man, oben offen, unter das Waſſer ſtößt, ſo kann man hier leicht ſich ausfüllen, wenn man empfänglich und bereitet iſt. Es drängt das Kunſtelement von allen Seiten her.“

Selbſt die Erinnerung, daß er ſich ſchon lange Jahre, ſchon von Kindheit an mit den bildenden Künſten befaßte und immer noch keine befriedigenden Früchte zeigen konnte, bedrückte ihn nicht mehr. Denn er glaubte jetzt das Hindernis oder die Hinderniſſe überſtiegen zu haben.

Ich habe recht dieſe Zeit her zwei meiner Kapitalfehler, die mich mein ganzes Leben verfolgt und gepeinigt haben, entdecken können. Einer iſt, daß ich nie das Handwerk einer

Sache, die ich treiben wollte oder ſollte, lernen mochte. Daher iſt gekommen, daß ich mit ſoviel natürlicher Anlage ſo wenig gemacht und getan habe. Entweder es war durch die Kraft des Geiſtes gezwungen, gelang oder mißlang, wie Glück und Zufall es wollten, oder, wenn ich meine Sache gut und mit Überlegung machen wollte, war ich furchtſam und konnte nicht fertig werden.

Der andre, nah verwandte Fehler iſt: daß ich nie ſo viel Zeit auf eine Arbeit oder Geſchäft wenden mochte, als dazu erfordert wird. Da ich die Glückſeligkeit genieße, ſehr viel in kurzer Zeit denken und kombinieren zu können, ſo iſt mir eine ſchrittweiſe Ausführung nojos[1]) und unerträglich.

Nun, dächt' ich, wäre Zeit und Stunde da, ſich zu korrigieren. Ich bin im Land der Künſte: laßt uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unſer übriges Leben Ruh' und Freude haben und an Andres gehen können! Rom iſt ein herrlicher Ort dazu. Nicht allein die Gegenſtände aller Art ſind hier, ſondern auch Menſchen aller Art, denen es Ernſt iſt, die auf rechten Wegen gehen, mit denen man ſich unterhaltend gar bequem und ſchleunig weiter bringen kann. Gott ſei Dank, ich fange an, von Andern lernen und annehmen zu können!

*

Aber ſeine Eigenart brach doch wohl auch jetzt allzu ſchnell wieder durch. Wo er nur Lehrling und Nachahmer hätte ſein ſollen, arbeitete in ihm ſchon der Denker und Entdecker, und ſo förderlich das ſonſt ſein mag, zieht es doch vom Handwerk ab. Es konnte nicht ausbleiben, daß Goethe ſich auch bald der menſchlichen Geſtalt und den Köpfen beſonders zuwandte, daß er Luſt bekam, ſie auch in plaſtiſchem Ton zu geſtalten, und da mußte er ſich dann ſowohl ſeiner früheren anatomiſchen Studien erinnern und auch noch weiter zurückgehen und die ganze Phyſiognomik wieder in ſich aufwecken, die ihm durch Lavater zuerſt lieb und nachher leid geworden war. Im Grunde hatte er nie an dieſer Wiſſenſchaft gezweifelt, nämlich an der Übereinſtimmung der äußeren Geſtalt mit dem innerlichen Weſen. Da der Künſtler nun keine zufälligen oder Mißbildungen darſtellt, ſondern gebührende, geziemende Geſtalten, bei denen wir daher die ganze Weſensart aus der äußeren Erſcheinung ableſen können und ſollen, ſo müſſen auch die Geſetze auffindbar ſein, die vom Innern zum Äußeren oder umgekehrt leiten. Wer dieſe Geſetze kennt, muß einen Zeus, einen Achilles, einen Odyſſeus, wie ſie Homer ſchildert, in Stein bilden können, indem er von Homers Worten ausgeht, das Wort in Form überſetzend. Goethe fing an, nach dem von ihm gefundenen Rezept einen Herkuleskopf zu modellieren: in der Tat ſchien es, als ob er jetzt in Geſchwindſchritten ein großer Bildhauer werde. Wie beglückt fühlte er ſich da!

---

[1]) Ital. nója Verdruß, lange Weile, lat. in odio, franz. ennui.

Mein Prinzip, die Kunſtwerke zu erklären und Das auf einmal aufzuſchließen, woran Künſtler und Kenner ſich ſchon ſeit der Wiederherſtellung der Kunſt zerſuchen und zerſtudieren, finde ich bei jeder Anwendung richtiger. Eigentlich iſt's auch ein Kolumbiſches Ei. Ohne zu ſagen, daß ich einen ſolchen Kapitalſchlüſſel beſitze, ſprech' ich nun die Teile zweckmäßig mit den Künſtlern durch und ſehe, wie weit ſie gekommen ſind, was ſie haben und wo es widerſtößt. Die Türe hab' ich offen und ſtehe auf der Schwelle und werde leider mich von da aus nur im Tempel umſehen können und wieder ſcheiden.

Soviel iſt gewiß: die alten Künſtler haben ebenſo große Kenntnis der Natur und einen eben ſo ſichern Begriff von

Dem, was ſich vorſtellen läßt und wie es vorgeſtellt werden muß, gehabt als Homer. Leider iſt die Anzahl der Kunſtwerke der erſten Klaſſe gar zu klein. Wenn man aber auch Dieſe ſieht, ſo hat man nichts zu wünſchen als: ſie recht zu erkennen und dann in Friede hinzufahren. Dieſe hohen Kunſtwerke ſind zugleich als die höchſten Naturwerke von Menſchen nach wahren und natürlichen Geſetzen hervorgebracht worden. Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zuſammen; da iſt Notwendigkeit! da iſt Gott!

*

„Ich ſchwimme wie in einem Meere von Gegenſtänden“, ſchrieb Goethe in dieſen Wochen an ſeinen muſikaliſchen Freund Kayſer, der ihm von dem Fortgange der gemeinſamen Oper berichtet hatte. Wirklich, es war ein Meer! Unter unzähligen Gedanken und Betätigungen hatte er ja auch noch ein Hauptgeſchäft und er verrichtete es in dieſen ſo heißen Monaten getreulich, während doch die Römer ſelbſt, von ihrem Klima erſchlafft, vor jeder Arbeit ſich ſchonten. Dies Hauptgeſchäft war, zu den vier von ihm aus fertigen Bänden ſeiner geſammelten Werke die Fortſetzung an den Verleger Göſchen zu liefern. Gegenwärtig aber hatte er ſich vorgeſetzt, für den fünften Band ein Schauſpiel zu vollenden, woran er ſogar ſchon vor ſeiner Überſiedlung nach Weimar gearbeitet hatte; es war der ‚Egmont‘.

Damals hatte er das Stück beim Anfange angefangen, was ja nicht immer ſeine Regel war; die erſten Szenen wurden, als er nach Weimar kam, demgemäß von Einigen als ‚Das Vogelſchießen von Brüſſel‘

bezeichnet. Er hatte damals aber auch ſchon in ein paar Bildern die ſchwierige Lage der Margaretha von Parma dargeſtellt, welche als Statthalterin der Niederlande zwiſchen den ſtrengen Forderungen ihres königlichen Bruders in Spanien und der nach Freiheit verlangenden Bevölkerung eine Verſöhnung ſuchte und beiden Teilen nicht genügen konnte. Nun wollte es der Zufall, als der Dichter die alten Blätter in Rom wieder zur Hand nahm, daß in Brüſſel wiederum eine fürſtliche Frau als Statthalterin zwiſchen den Brabantern und ihrem weit entfernten Oberherrn vermitteln mußte, und daß das Volk dieſe Statthalterin nicht abreiſen laſſen wollte, damit nicht ein viel böſerer Mann an ihren Platz trete. Diesmal handelte es ſich bei dem Landesherrn um den Kaiſer Joſeph den Zweiten, der ſich von Philipp dem Zweiten erheblich unterſchied, in ſeiner Art aber auch ein Tyrann war; die Schweſter-Statthalterin hieß jetzt Herzogin Chriſtine von Sachſen-Teſchen, ſie war eine Tochter Maria Thereſias, wie die Königinnen von Frankreich und Neapel. Die Religion oder die Geiſtlichkeit war auch diesmal wieder im Spiele. „Man wird vieles jetzt für Pasquill halten" meinte Goethe ſelber, wenn er ſeine vor zwölf Jahren aufgeſchriebenen Szenen mit den neueſten Zeitungen verglich.

Wie fern aber lagen gerade ihm alle ſolchen Abſichten! Er war ja gar kein homo politicus, jetzt am allerwenigſten! Die Mißwirtſchaft in Rom und im ganzen Kirchenſtaate hätte eigentlich doch einiges Studium verdient, wenn man mitten darin wohnte, aber der Freund und Gehilfe eines deutſchen Herzogs achtete kaum darauf; er lenkte ſeine Gedanken immer wieder auf erfreulichere Gegenſtände. Über den unruhigen Kaiſer Joſeph den Zweiten ward ſeit Jahren allenthalben viel geredet; nur Goethe ſchien von ihm nicht viel, weder im Guten noch Böſen, zu erwarten. Die politiſchen Vorgänge der Vergangenheit waren ihm erſt recht gleichgültig; was man Weltgeſchichte nennt, iſt ein Wirrwarr ohne Troſt. Er hatte ein Drama ‚Egmont‘ begonnen, aber ſich keineswegs für den Freiheitskampf der Niederländer gegen die ſpaniſchen Unterdrücker begeiſtert. Warum auch? Wenn ein Volk einen Tyrannen abwirft, bekommt es einen neuen! Er war auch kein Hiſtoriker. Zwar hatte er ſich in alten Schriften über jene Vorgänge und die darin wirkſamen wichtigſten Perſönlichkeiten unterrichtet: er wäre ja ſonſt nicht mit dem Grafen Egmont bekannt geworden; aber es gelüſtete ihn keineswegs, dieſe politiſchen Geſchichten zu dramatiſieren. Wie im Falle Götzens auch reizte ihn nur Eins zur Geſtaltung: ein Charakter; alles Andere ward zur Umgebung des Helden und diente, Dieſen zu zeigen, zu beleuchten, zu färben, zu verdeutlichen. Und keineswegs war Goethe bemüht, ſeinen Helden getreu und wahrhaftig nach allen erreichbaren Urkunden zu ſchildern: was geht uns der hiſtoriſche Egmont an! Wie geſagt, der Dichter hatte nur jenen Charakter „Egmont“ im Sinne, den er ſich aus einer alten Schrift herausgeleſen.

Unter „Charakter“ iſt aber auch eine Stellung gegen Leben und Welt zu verſtehen, eine beſondere Handhabung der Menſchen und Dinge. Goethes Held in dieſem neuen Drama iſt nun der Held ſchlechthin, der ſieghafte Menſch. Von Geburt durch hohen Stand, Reichtum und ſchönes, ſtolzes Ausſehen begünſtigt, iſt Egmont im Kriege höchſt tapfer und erfolgreich, im Frieden frohſinnig und freiſinnig, Freude begehrend, Freude bringend. Das untere Volk hängt ihm an und erwartet von ihm Hilfe und Schutz. Die Frauen können ihm nicht widerſtehen, die Regentin ſo wenig wie die Tochter des armen Bürgers. Die Feinde ſelbſt bewundern ihn. Das Schickſal hat alle Gunſt auf ihn gehäuft. Aber das Tragiſche fehlt nie auf dieſer Erde, und gerade hier braucht es nicht gewaltſam herbeigezogen und angeklebt zu werden. Der ſieghafte Menſch iſt ſelbſtſicher und wird je länger je mehr allzu ſelbſtſicher, allzu unvorſichtig und verwegen. Ihm könne nichts Übles zuſtoßen, deſſen er nicht Herr werde, glaubt er; denn wenn ihn einmal ein Neider überwältigen ſollte, wird ja das ganze Volk aufſtehen und ihn heraushauen; die Unzähligen, die ihn lieben, werden ihn dann nur noch höher heben. Vom leichten Sinn iſt es nur ein Schritt zum Leichtſinn. Gerade wer die ſtärkſten Pferde zu bändigen verſteht, iſt in Gefahr, ſich eines Tages den Hals zu brechen; der Schwache wird durch ſeine Vorſicht beſchützt.

Indem ſo Goethe die Gefahren des Heldentums aufdeckte, wollte er doch keineswegs das Sprichwort predigen, daß Hochmut vor dem Fall kommt, oder die weiſe Lehre einprägen, daß wir nicht auf brüchigem Eiſe Schlittſchuh laufen dürfen. Nein, gar keine Moral hatte er im Sinne, ſondern immer nur den Charakter Egmont. Einen unzerſtörlichen Charakter. Der ſieghafte Menſch bleibt der ſieghafte Menſch, auch noch im Untergang ſchön, Held ſelbſt auf dem Gange zum Schafott, Egmonts letztem Gange.

Daß ein Dichter Freude hat, einen ſolchen Helden zu geſtalten, begreift ſich ohne weiteres. Aber Goethe beſpiegelte ſich auch ſelber in ſeinem Egmont, und alsbald blickte auch ſein fürſtlicher Freund Karl Auguſt aus dieſem Spiegel mit heraus. Sie überragten ja beide den großen Haufen wie Egmont und erlaubten ſich Dinge, an die ſich kein Philiſter traute: ſchon Das war eine Quelle von Gefahren. Auch verſchmähten ſie beide, was man zu jener Zeit unter dem Worte Politik verſtand: Vorſicht, Mißtrauen, Berechnung, Schmeichelei, Leutſeligkeit, Höflichkeit, Verbindlichkeit nach allen Seiten, verdecktes Spiel uſw. Wie oft hatten ihnen die wohlmeinenden Berater vorgeworfen, daß ſie ſo gar „unpolitiſch“ lebten und handelten. Dieſer Mangel an Behutſamkeit und Beſonnenheit ward Egmonts Verderben; Goethe mußte ſich wohl klar ſein, was auch ihm und noch viel mehr ſeinem jungen Fürſten drohte; es brauchte ja nicht gerade das Beil des Henkers zu ſein. Früher hatte man ihm und dem jungen Herzog einen baldigen Untergang durch einen Unfall bei ihrem wilden Treiben in den Wäldern und Bergen verſprochen, oder gewarnt: Eure Konſtitution iſt nicht die beſte; wenn ihr euch nicht ſchont, dann beſtraft die Natur euren Leichtſinn durch Krankheit und frühe Auszehrung. Und Das waren gar keine törichten Reden geweſen, vielmehr war man den redlichen Freunden Dank ſchuldig, die bald auf die eine, bald auf die andere Gefahr hinwieſen; ja, man mußte ihnen Recht geben. Goethe ſorgte ſich ja ſelber noch oft genug um ſeinen allzu kühnen Fürſten. Und dennoch: Egmont bleibt Egmont. Nicht unſer Verſtand, unſere Denkkraft, ſondern unſer eigenſtes Weſen, der geheimnisvolle Kern unſerer Seele, wirft alle Gegengründe zu Boden. „Es dreht ſich immer um den einen Punkt!“ ruft Egmont aus: „ich ſoll leben, wie ich nicht leben mag!“ Und

> Daß ich fröhlich bin, die Sachen leicht nehme, raſch lebe, Das iſt mein Glück, und ich vertauſch' es nicht gegen die Sicherheit eines Totengewölbes. Ich habe nun zu der ſpaniſchen Lebensart nicht einen Blutstropfen in meinen Adern. . . .
>
> Leb' ich nur, um auf's Leben zu denken? Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß ſei? Und Dieſen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren? . . .
>
> Wenn ihr das Leben gar zu ernſthaft nehmt, was iſt denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Luſt zu hoffen übrig bleibt, iſt's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um Das zu überlegen, was geſtern war? Und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, zu verbinden iſt: das Schickſal eines kommenden Tages? Schenke mir dieſe Betrachtungen: wir wollen ſie Schülern[1]) und Höflingen überlaſſen! Die mögen ſinnen und ausſinnen, wandeln und ſchleichen, gelangen, wohin ſie können, erſchleichen, was ſie können. . . .
>
> Ich ſtehe hoch und kann und muß noch höher ſteigen; ich fühle mir Hoffnung, Mut und Kraft. Noch hab' ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht. Und ſteh' ich droben einſt, ſo will ich feſt, nicht ängſtlich ſtehn. Soll ich fallen, ſo mag ein Donnerſchlag, ein Sturmwind, ja, ein ſelbſt verfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe ſtürzen: da lieg ich mit vielen Tauſenden!

---

[1]) „Schüler“, der zur Schule Gehörige, hier ſoviel wie Schulmeiſter; vgl. das engliſche scholar: Gelehrter.

Ja, Das war Goethes alter Zuruf an Schwager Kronos!

Töne, Schwager, dein Horn!
Raſſle den ſchallenden Trab;
Daß der Orkus vernehme: Ein Fürſt kommt!
Drunten von ihren Sitzen
Sich die Gewaltigen lüften!

Und ſein Egmont war ein Bruder von ſeinen vormaligen dramatiſchen Helden Berlichingen und Caeſar, wie er auch ein Bruder war von Herzog Karl Auguſt und dem Dichter ſelbſt.

Schon im Januar hatte er das Stück wieder vorgenommen; aber erſt im Juli ward die Hauptarbeit bis zum vierten Akt getan; im Auguſt folgte der fünfte Akt. Am 18ten Auguſt ſchien das Drama vollendet zu ſein; dann noch einmal am erſten und wiederum am 5ten September, aber erſt am 15ten wurde es abgeſandt: an Herder, der es nach Durchſicht weiter beſorgen ſollte. Und erſt wenn ein ſolches Werk aus dem Hauſe iſt, kann der Künſtler nichts mehr daran verbeſſern oder ändern: dann iſt es wirklich fertig.

Drittes Kapitel

Gedenktage

28. Auguſt, 3. und 22. September 1787

„Und ſo befinde ich mich an Leib und Seele wohler als jemals“: dieſen gewichtigen Satz ſchrieb Goethe am 20ſten Juli nieder und ſandte ihn nach Weimar. Da ihm ein ſolcher Segen in Rom widerfuhr, ſo mußte er wünſchen, ſo lange wie möglich dort zu bleiben. Er erwartete noch die Antwort des Herzogs auf ſeinen großen Brief aus Neapel; im Anfang Auguſt hatte er ſie. Karl Auguſt ging auf alle ſeine Wünſche, die die künftige Stellung und Beſchäftigung betrafen, bereitwillig ein und machte ihn beſonders auch für die nächſte Zeit zum vollen Herrn über ſein Tun und Laſſen. „Sie krönen dadurch das Glück, das ich hier genieße“ erwiderte ihm Goethe. „Sie geben mir Raum, daß ich erſt recht mein werden kann, und ſondern mich von Ihrem Schickſale nicht ab.“

Fürwahr, die Schickſale des Fürſten und des Dichters waren nun wohl auf Lebenszeit miteinander verknüpft. Goethe war überzeugt davon, als er an ſeinem Geburtstage noch einmal Vergangenheit und Zukunft überdachte und die Zuverſicht genießen durfte, daß ihn nach dieſer Lern- und Ferienzeit im ſchönen Süden auch eine behagliche Stätte in der Heimat erwartete. Heute mußte er dem fürſtlichen Freunde zurufen, daß er dieſe Gunſt erkannte und empfand:

Du ſorgteſt freundlich, mir den Pfad
Mit Lieblingsblumen zu beſtreu'n.
Still-tätig danke Dir mein Leben
Für alles Gute, was Du mir erzeigt!

Nur Eins blieb zu wünſchen: daß es dem Herzoge ebenſo wohl werde, daß ſeine Luſt zu Abenteuern endlich nachlaſſe, daß ſeine Freunde weniger oft für ihn fürchten mußten. Das waren rechte Philiſtergedanken, aber Goethe hielt ſie trotzdem nicht zurück; er brauchte zu ſeinem eigenen Glücke die Ergänzung durch das Glück des Freundes.

Fügſt Du dazu die Sorge für Dich ſelbſt,
So geh' ich ohne Wünſche fröhlich hin,
Denn nur gemeinſam Wohl beglückt Verbundne.

Nun durfte er unbeſorgt ſich entſchließen, auch den nächſten Winter in Rom zu bleiben. Die nächſten Monate, September und Oktober, waren dann nach römiſcher Sitte größtenteils auf dem Lande zu verbringen, ſie ſollten von ihm beſonders dem Zeichnen nach der Natur, dem Gewinnen von Landſchaftsbildern gewidmet ſein; der November und Dezember dann der Ausführung dieſer Bilder zu Hauſe. In den erſten Monaten von 1788 wollte er ſich anſtrengen, den menſchlichen Körper vollends zu meiſtern, das Geſicht uſw. Alles dies noch unter Aufſicht und Anleitung ſeiner Künſtlerfreunde.

Denn gewiſſe Dinge ſind es, die man von Andern lernen und annehmen muß. Dieſes macht den Aufenthalt in Rom ſo angenehm, weil ſo viele Menſchen ſich hier aufhalten, die ſich mit Denken über Kunſt, mit Ausübung derſelben zeitlebens beſchäftigen, und wohl kein Punkt ſein kann, über den man nicht von Einem oder dem Andern Belehrung erwarten könnte.

Oſtern nächſten Jahres hoffte er dann ſoweit in aller bildenden Kunſt erzogen zu ſein, daß er ſeine weitere Ausbildung allein fortſetzen konnte.

Bis Oſtern glaubte er aber auch ſeine erſte (oder zweite) Schriftſteller-Epoche abzuſchließen.

‚Egmont' iſt fertig, und ich hoffe, bis Neujahr den ‚Taſſo', bis Oſtern ‚Fauſt' ausgearbeitet zu haben, welches mir nur in dieſer Abgeſchiedenheit möglich wird. Zugleich, hoffe ich, ſollen die kleinen Sachen, welche den fünften, ſechſten und ſiebenten Band füllen, fertig werden, und mir bei meiner Rückkehr ins Vaterland Nichts übrig bleiben, als den achten zu ſammeln und zu ordnen. Somit werde ich auch dieſe Verbindlichkeit los und kann an etwas Neues, kann mit Ernſt an ‚Wilhelm' gehen...

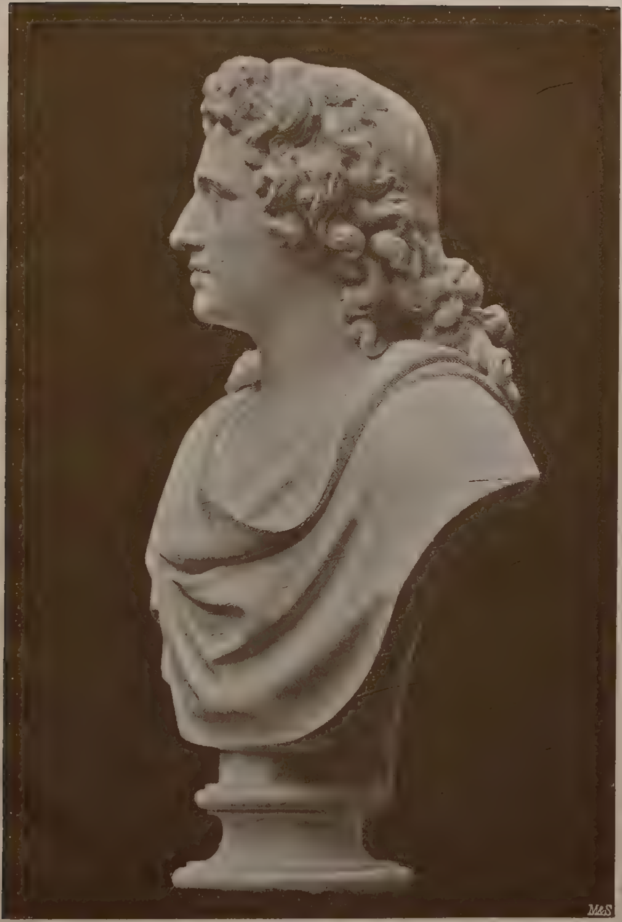
Daß ich meine älteren Sachen fertig arbeite, dient mir erſtaunend. Es iſt eine Rekapitulation meines Lebens und meiner Kunſt, und indem ich gezwungen bin, mich und meine jetzige Denkart, meine neuere Manier, nach meiner erſten zurückzubilden, Das, was ich nur entworfen habe, nun auszuführen, ſo lern' ich mich ſelbſt und meine Engen und Weiten recht kennen. Hätte ich die alten Sachen ſtehen und liegen laſſen, ich würde niemals ſo weit gekommen ſein, als ich jetzt zu reichen hoffe.

*

Der Liebe und Bewunderung ſeiner hieſigen Freunde fühlte er ſich gerade jetzt recht gewiß: drei Bildniſſe von ihm bezeugen es. Tiſchbeins großes Werk war fertig zurückgeblieben; es gefiel ſehr, ſowohl wegen der

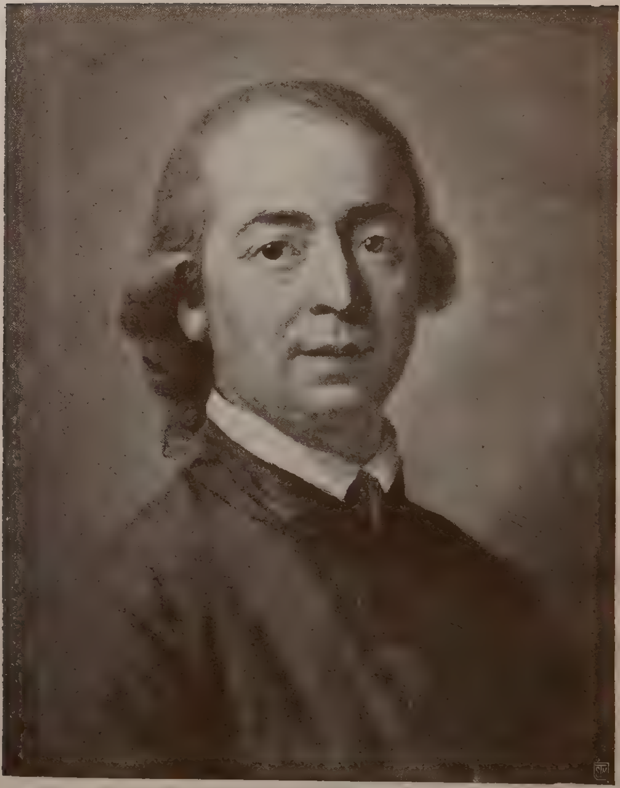
Ähnlichkeit als wegen der Idee, den Dichter der ‚Iphigenie‘ neben den antiken Trümmern der Campagna zu zeigen. Auch Angelika hatte ſich getrieben gefühlt, ihn zu malen: es ward aber ein Zwiſchenweſen, eine Art Sohn von Goethe und ihr ſelbſt, alſo ein hübſcher Burſche mit etwas weiblicher Gefühlsſeligkeit. Nun verlangte weiter der Prinz von Waldeck für ſich eine große Marmorbüſte Goethes; Trippel ſollte ſie ſchaffen. Das Tonmodell geriet; darüber ſollte eine Gipsform gemacht werden, und ſodann wollte Trippel ſogleich den Marmor anfangen, um auch ihn noch nach dem Leben auszuarbeiten. Von den Gipsabgüſſen war Goethe befriedigt; er hätte gern einen nach Thüringen geſchickt, aber bei dieſer Größe war es zu umſtändlich. Jedermann ſei mit der Büſte zufrieden, ſchrieb er heim, und er ſelber habe nichts dagegen, „daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt.“ Der Künſtler aber berichtete an ſeinen Auftraggeber, als die Büſte fertig war: „Sie iſt ganz in dem antiken Stil; die Haare ſind lang und hängen ganz locker herunter und machen von vorne die Form eines Apollokopfes. Er hat einen Mantel um; der iſt auf der rechten Schulter zuſammengeknüpft; der Knopf davon ſtellt eine tragiſche Muſe vor. Mit der Gleichheit war der Hr. G. R. v. Goethe ſehr zufrieden.“

Von allen ſeinen römiſchen Freunden kannte Niemand ſeinen Geburtstag; ſonſt hätten ja am 28ſten Auguſt ſeine ſtets gern feiernden Hausgenoſſen oder Angelika ihm ein ſchönes Feſt bereitet. Ihm gefiel dies unbemerkte Begehen des Tags. Nie wünſchte er die Aufmerkſamkeit Vieler auf ſich gelenkt zu ſehen;



Goethe

Marmorbüſte von Alexander Trippel (1787)
Original in der Landesbibliothek
zu Weimar



Herder

Nach dem Gemälde von A. Graff (1785)
Aus dem Corpus imaginum der Photographiſchen Geſellſchaft
Berlin-Charlottenburg

aber ſonderbar war's ihm doch auch, an dieſem Morgen mit ſich ſo ganz allein zu ſein.

Da wurde ihm von der Poſt aus ein Päckchen gebracht: Briefe aus Weimar und Herders neueſtes Buch, noch nicht der dritte Band der ‚Ideen', ſondern eine unerwartete Schrift, die ebenſo kurz wie ſchwer mit dem Worte „Gott" überſchrieben war. Der Titel hätte freilich auch ‚Spinoza' lauten können, denn Herder nahm jetzt das Wort in dem Streite, der ſeit einigen Jahren um den jüdiſchen Philoſophen von Amſterdam entſtanden war. Er ſetzte ſich alſo mit Jacobi und Leſſing, aber auch noch mit Leibnitz und Bayle auseinander; es geſchah vorſichtiger Weiſe in Geſprächsform, ſo daß ſeine eigene Meinung nicht ganz ſicher zu erkennen war. „Geſpräche ſind keine Entſcheidungen", ſo betonte er ſelber, „noch minder wollen ſie Zank erregen, denn über Gott werde ich nie ſtreiten." Aber ſoviel ſah man doch, daß der Generalſuperintendent der lutheriſchen Landeskirche im Fürſtentum Weimar jenen bisher als Atheiſten und Pantheiſten verſchrienen Juden Spinoza ſehr hoch hielt, daß er ihn für einen begeiſterten Gottgläubigen, für einen „Architheiſten vor allen Theiſten" erklärte. Und man durfte ſogar vermuten, daß auch der Oberhofprediger Herder keinen andern Gott glaubte als dieſen philoſophiſchen: „Es iſt nur eine Subſtanz; dieſe iſt Gott, alle Dinge ſind in ihm nur Modifikationen".

Goethe las das Buch ſeines Freundes mit großer Genugtuung, konnte er ſich ſelber doch ſchon zu den alten Spinoziſten rechnen. Am meiſten freute es ihn, daß jetzt ſolche freiſinnigen Bücher gedruckt werden und ſogar von einem chriſtlichen Theologen ausgehen durften, ohne daß ein lautes Wehe-Geſchrei oder ein Ketzerprozeß zu erwarten ſtand. Er konnte ſich alſo unbeſorgt und unbefangen an dieſen würdigen Gottesgedanken ſeines Freundes laben. Hier in der Reſidenz des Papſtes! Das würzte noch das treffliche Gericht.

> Es war mir tröſtlich und erquicklich, ſie in dieſem Babel, der Mutter ſo vieles Betrugs und Irrtums, ſo rein und ſchön zu leſen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit iſt, wo ſich ſolche Geſinnungen, ſolche Denkarten verbreiten können und dürfen.

Wie Goethe ſich oft den Freund Herder als ſeinen erſten Leſer und Beurteiler dachte, ſo hatte Herder dieſes Buch ganz beſonders für Goethe geſchrieben. Er hatte ihn ſogar darin abgeſchildert. Nämlich als den echten Naturforſcher, während Herder ſich ſelbſt für den höheren Denker hielt. Zum Beiſpiel läßt er den Philolaus, Goethes Abbild, dagegen ankämpfen, daß man der Gottheit Zwecke unterſchiebe und ihr einzelne Handlungen zuſchreibe, wodurch „die goldene Kette der Natur“ zerriſſen wird, und wozu? „Um ein paar Gegenſtände in ihr zu iſolieren, daß eben an dieſer und jener Stelle ein elektriſcher Funke willkürlicher göttlicher Abſicht erſcheine.“ Meine Abſicht und Richtung, ſagt dagegen Philolaus-Goethe, iſt:

> Um die Geſetze der Natur, um die innere Natur der Dinge mich zu bekümmern, wie ſie da ſind. Bedingt iſt das Daſein der Welt: daran zweifelt Niemand, denn eine Wirkung iſt nur durch ihre Urſache, nicht durch ſich ſelber. Da aber die Welt einmal da iſt — wie ſie auch entſtanden ſein möge — und nicht etwa nur hie und da Spuren von Macht, Weisheit und Güte zeigt, wie man gemeiniglich redet, ſondern in jedem

Punkt, im Weſen jedes Dinges und ſeiner Eigenſchaften (wenn ich ſo ſagen darf) den ganzen Gott offenbaret, wie er nämlich in dieſem Symbol, in dieſem Punkt des Raums und der Zeit ſichtbar und energiſch werden konnte: welche Kindheit wäre es, allein und immer zu fragen: warum und zu welchen geheimen Abſichten er ſich denn wohl hier alſo, dort alſo geoffenbart haben möge! Statt der notwendigeren und ſchönern Unterſuchung: was es denn eigentlich ſei, das ſich und welchergeſtalt es ſich offenbare. Das iſt: welche Kräfte der Natur und nach welchen Geſetzen ſie, nicht nur in dieſem und jenem Organ, ſondern allenthalben organiſch wirken.

Dem theologiſchen Abſichten-Dichter ſteht hier der „beſcheidene Naturforſcher“ gegenüber, „der uns zwar nicht partikulare Willensmeinungen aus der Kammer des göttlichen Rats verkündigt, aber dafür die Beſchaffenheit der Dinge ſelbſt unterſucht und auf die ihnen weſentlich eingepflanzten Geſetze merket.“

Er ſucht und findet, indem er die Abſichten Gottes zu vergeſſen ſcheint, in jedem Gegenſtande und Punkt der Schöpfung den ganzen Gott. Das iſt: in jedem Dinge eine ihm weſentliche Wahrheit, Harmonie und Schönheit, ohne welche es nicht wäre und ſein könnte, auf welche alſo ſeine Exiſtenz mit innerer, zwar einer vorübergehenden und bedingten, dennoch aber in ihrer Art ebenſo weſentlichen Notwendigkeit gegründet iſt, als auf welcher, unbedingt und ewig, das Daſein Gottes ruhet. Eben die völlige Abhängigkeit der Dinge von Gott macht ihre Weſen zu notwendigen Denkbildern ſeiner Macht, Güte und Schönheit, wie ſich Dieſe nur in ſolchen und keinen anderen Erſcheinungen offenbaren konnte.

Ich wünſchte, — ſo fährt Philolaus fort — daß Spinoza ein Jahrhundert ſpäter geboren wäre, um, von den Hypotheſen des Descartes fern, im freiern Licht der Naturlehre und Naturgeſchichte zu philoſophieren: wie trefflich würde ſeine abſtrakte Philoſophie dieſe hohen Entdeckungen gebraucht haben!

„Und ich wünſchte“ antwortet Theophron ſeinem Freunde Philolaus (oder Herder ſeinem Freunde Goethe), „daß Andere auf dem Wege tapfer fortgehen mögen, für welche Spinoza an ſeiner Stelle die Bahn brach, — nämlich: reine Naturgeſetze zu entwickeln, ohne ſich um partikulare Abſichten Gottes dabei zu kümmern!“

Wer mir die Naturgeſetze zeigen könnte, wie nach innerer Notwendigkeit aus Verbindung wirkender Kräfte in ſolchen und keinen andern Organen unſere Erſcheinungen der ſogenannten toten und lebendigen Schöpfung Salze, Pflanzen, Tiere und Menſchen erſcheinen, wirken, leben, handeln, hätte die ſchönſte Bewunderung, Liebe und Verehrung Gottes weit mehr befördert, als der mir aus der Kammer des göttlichen Rats predigt, daß wir die Füße zum Gehen, das Auge zum Sehen haben uſw.

So fühlten ſich Herder und Goethe einig als Eröffner eines neuen Zeitalters der Weltanſchauung. Theologie und Philoſophie vermählten ſich mit der ſorgſamen Naturbetrachtung. Herder war der Bannerträger, Goethe ſein ſtarker Helfer. Und ſo ſchrieb Goethe dem Freunde nach Weimar, indem er ſeinen Geburtstag mit hohen Gedanken feierte:

In der Kulturgeſchichte bring' ich Dir Sachen mit, die Du nicht erwarteſt. Ich glaube dem Wie der Organiſation ſehr nahe zu rücken. Du ſollſt dieſe Manifeſtationen — nicht Fulgurationen — unſres Gottes mit Freuden beſchauen und mich belehren, wer in der alten und neuen Zeit Dasſelbe gefunden, gedacht, es von eben der Seite oder aus einem wenig abweichenden Standpunkt betrachtet.[1]

---

[1] „Nicht Fulgurationen“: bezieht ſich auf Herders vorhin gebrauchten Vergleich mit dem elektriſchen Funken.

*

Den dritten September feierte Goethe ſonſt als den Geburtstag ſeines Herzogs; diesmal bedeutete der Tag für ihn zugleich ſeine eigene Hegira: den Tag der Flucht aus ſeiner gewohnten Geſellſchaft, den Beginn einer neuen Zeitrechnung.

Welch' ein Jahr und welch' eine ſonderbare Epoche für mich dieſer Tag, des Herzogs Geburtstag und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben! Wie ich dieſes Jahr genutzt, kann ich jetzt weder mir noch Andern berechnen!...

Und ſogleich freute er ſich, daß er nach dem nun vollendeten Jahre noch ſechs, ſieben Monate weitere Ferien vor ſich hatte.

Jetzt gehn hier erſt meine Studien an, und ich hätte Rom nicht geſehen, wenn ich früher weggegangen wäre. Man denkt ſich gar nicht, was hier zu ſehen und zu lernen iſt; auswärts kann man keinen Begriff davon haben.

Da war jetzt zum Beiſpiel die jährliche Ausſtellung der neuen Kunſtwerke in der Franzöſiſchen Akademie; die Franzoſen hatten ſeit einigen Jahren die Führung in der Malerei an ſich geriſſen und zeigten auch diesmal Bemerkenswertes, wenn auch Nichts an Davids ‚Horatier' heranreichte. Man erwartete eben jetzt auch einen franzöſiſchen Architekten Caſſas, der viele Zeichnungen aus dem Orient mitbringen ſollte: die Ruinen von Palmyra, den Sonnentempel zu Baalbek, die große Moſchee auf dem Grunde des Tempels zu Jeruſalem uſw. Um eben dieſe Zeit aber machte ſich Goethe viel mit ägyptiſchen Altertümern zu tun. Der Papſt hatte noch immer nicht alle Obelisken aufgerichtet; ein ſehr ſehenswerter lag noch zwiſchen Schutt und Kot in einem Hofe, und gerade in dieſer ſchmachvollen Umgebung konnte man ihn um ſo bequemer betrachten. Es war der Obelisk des Seſoſtris, der, nach Rom geſchafft, dort zu Ehren des Kaiſers Auguſtus aufgerichtet worden war und Jahrhunderte hindurch der großen Sonnenuhr auf dem Campus Martius als Zeiger gedient hatte. Goethe ward nicht müde, die Einzelheiten zu beſchauen. Solche Sachen muß man beſitzen, dachte er, und ſo ließ er ſich Vieles abformen und in Gips gießen: eine Sphinx der Spitze, die Geſichter von Sphinxen, Menſchen, Vögeln uſw. Nach ſolchen Gipsabgüſſen modellierte er dann wieder in Ton; ihm war ja nur wohl, wenn er ein Dutzend Geſchäfte zu gleicher Zeit trieb.

*

Daß ihm wirklich wohl ſei an Leib und Seele, ſchrieb er auch am 6ten September wiederum nach Weimar.

> Und faſt kann ich hoffen, radikaliter kuriert zu werden. Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugendzeit mich anzuwehen.

Eine Sammlung von vorzüglichen Abdrücken antiker Gemmen, die er erworben, verführte ihn am 22ſten September wieder, den Freunden auch die vielen Schätze zu rühmen, deren Mitgenuß ſie von ihm erwarten dürften.

> Wie manches Gute werd' ich noch mitbringen, wenn ich mit meinem Schiffchen zurückkehre! Doch vor allem ein fröhliches Herz, fähiger, das Glück, was mir Liebe und Freundſchaft zudenkt, zu genießen!

Zwei Bedenken ſtörten ihm freilich dieſe Vorfreude. Ob er daheim nicht doch wieder zu Arbeiten verführt würde, die außer dem Kreiſe ſeiner Fähigkeiten lagen? Sodann: Weimar blieb auch künftig ein gar kleiner Ort, alſo ein gar zu enger Kreis von Menſchen.

> Mir iſt aufgefallen, daß in einer großen Stadt, in einem weiten Kreis auch der Ärmſte, der Geringſte ſich empfindet, und an einem kleinen Orte der Beſte, der Reichſte ſich nicht fühlen, nicht Atem ſchöpfen kann.

Aber wie ſpricht Egmont über die Sorge? „Weg! Das iſt ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus!“ An eben dieſem 22ſten September widerfuhr ihm ja auch ſo viel Erfreuliches!

Erſtens kam endlich die Kiſte an, worin die erſten vier Bände ſeiner Schriften verpackt waren, ſo viele Stücke, wie er in Rom verteilen wollte. Das war nun alſo die Hälfte ſeiner vorläufigen geſammelten Werke. Fertig und zumeiſt in neuer Bearbeitung lagen ſie vor ihm: ‚Werther‘, ‚Götz‘, ‚Die Mitſchuldigen‘, ‚Iphigenie‘, ‚Clavigo‘, ‚Die Geſchwiſter‘, ‚Stella‘, ‚Triumph der Empfindſamkeit‘, ‚Die Vögel‘ und als Eröffnung die ‚Zueignung‘: ‚Der Morgen kam . . .‘

Leider war die Freude nicht ungetrübt, denn die Bände ſahen viel ärmlicher aus, als er erwartet hatte; Papier und Druck befriedigten ihn nicht; raſch entdeckte er Druckfehler und Auslaſſungen. Dazu kam dann beim Leſen die alte Erfahrung, daß uns unſere nicht ganz neuen Geiſteskinder weniger gefallen als das letztgeborene. Selbſt die in Italien erſt vollendete ‚Iphigenie‘ war ſchon alt im Vergleich zu ‚Egmont‘ oder zum ‚Taſſo‘, auf den er jetzt ſeine Liebe richtete. Trotzdem! es war doch ein Feſttag, als er dieſe Zeugniſſe ſeines andauernden Fleißes auf dem Tiſche ausbreitete und ſich die Leſer vorſtellte, die dieſe Bände nun auch in die Hände nahmen, dieſe Dichtungen auf ſich wirken ließen.

Mit der gleichen Poſt traf ein liebreicher Brief der Herzogin-Mutter ein und namentlich ein ganzes Päckchen Briefe von Frau v. Stein. Sie verbrachte den Herbſt, wie immer, auf ihrem Landgute; dahin ſchrieben ihr die Freunde und Freundinnen die Neuigkeiten aus Weimar, alſo auch, wie man letzthin Goethes Geburtstag gefeiert habe; dieſe Berichte ſchickte ſie ihm jetzt mit ihrem gewohnten Wochenbriefe.

Es war Knebels Werk geweſen, daß man den 28ſten Auguſt feſtlich beging. Knebel hatte ſich nämlich in Goethes Gartenhauſe eingeniſtet und war deshalb auch der Nächſte dazu, dem Geiſte des abweſenden Hausvaters zu huldigen. Er machte ein Gedicht auf den Tag und ließ Einladungen ergehen. Frau v. Stein war leider nicht am Orte und Herder erheblich krank; aber es kamen Hofrat Voigt und Frau, Frau v. Schardt, Frau v. Imhoff, Frau Charlotte v. Kalb, Rat Schiller und noch einige Herren und Damen; auch Herders zwei Knaben durften dabei ſein. Hofrat Voigt hatte gleichfalls ein Gedicht geſchmiedet und brachte einen Kranz aus Heidekraut mit, der in Ilmenau gepflückt war, wo er ja mit Goethe zuſammen das zukünftige Bergwerk einzurichten hatte. Der Kranz wurde feierlich aufgehangen, damit er den Herrn des Hauſes bei ſeiner Rückkehr begrüße. Dann wurde „herzhaft“ gegeſſen und Goethes Geſundheit in Rheinwein getrunken; geſungen hätte man auch gern, aber es waren nicht genug brauchbare Stimmen beiſammen, ſo daß Knebel ſein Lied für ſich behielt. Abends fand ein Feuerwerk im Garten ſtatt; beſonders ſchön nahm ſich in der Beleuchtung Goethes Altar: Würfel und Kugel aus. Der Mond kam herauf, und in gar ſchöner Stimmung wandelten die Gäſte durch die alten Bäume des Sterns wieder in die Stadt zurück.

„Sie haben unſeres Freundes Jahresfeſt ſehr artig gefeiert: Das iſt mir allerwegens erſchollen“ ſchrieb bald darauf Frau v. Stein an Knebel zurück; Schiller aber berichtete an ſeinen Freund Körner in Dresden: „Schwerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgäſten habe; aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar.“

Schiller hielt ſich ſeit dem 21ten Juli in Weimar auf. Er ſuchte ſchon ſeit Jahren eine bleibende Stätte, und mehr noch eine ausreichende Einnahme; im Herzog Karl Auguſt glaubte er einen Gönner zu finden, wie er ihn brauchte. Außerdem wohnte jetzt Charlotte v. Kalb in Weimar; dieſe Dame hatte er früher in Mannheim kennen gelernt und war ihr dort ſo nahe getreten, daß Charlotte ſich von ihrem Manne ſcheiden laſſen wollte, um ſich ſelbſt wie ihr vermeintlich großes Vermögen dem Dichter darzubringen. Demnächſt ſollte der Plan verwirklicht werden. Daß Goethe gerade jetzt nicht erreichbar war, bedauerte Schiller ſehr, denn an Goethes Beifall lag ihm viel, und dieſes großen Meiſters Freundſchaft hätte er als einen köſtlichen Gewinn betrachtet. Er ſuchte überall in Weimar die Rede auf dieſen Abweſenden zu bringen und hörte dann doch noch mit Erſtaunen, wie ſehr hoch man hier und jetzt den Geheimen Rat Goethe ſtellte. Am meiſten fiel ihm auf, daß hier Goethes poetiſche Leiſtungen immer nur für einen Teil ſeines Weſens und Wertes genommen wurden: faſt wie eine Nebenſache. Als er, Schiller, zu Herder kam, ſprach dieſer mit einer Art leidenſchaftlicher Liebe von Goethe, faſt mit einer Art Vergötterung; Dieſer ſonſt ſo ſtolze Mann geſtand ſogar, daß Goethe auf ſeine Bildung viel gewirkt habe. Er ſei ein Allesumfaſſender Geiſt, könne wie Julius Caeſar Vieles zugleich ſein. Im Staatsdienſt leiſte er ebenſo Gutes oder Beſſeres als in der Poeſie; in Italien wachſe er nun auch zum ſtarken bildenden Künſtler heran. Die größte Reinheit des Herzens, das wahrſte innigſte Gefühl zeichne ihn aus; keine Spur von Intrige-Geiſt ſei in ihm; er kenne keine Luſt am Mißlingen oder Schaden Anderer.

Ähnlich ſprach Knebel, der den Naturforſcher Goethe ſehr hoch ſtellte und ſelber auf die Naturwiſſenſchaften den größten Wert legte. Auch ſonſt bemerkte Schiller, daß Goethe von vielen Menſchen mit einer Art von Anbetung genannt wurde, daß er wahrhaftig in dieſem Städtchen, wo er zehn Jahre lang gelebt, als Menſch noch mehr geliebt und bewundert wurde wie als Schriftſteller. Er lernte auch die Frau v. Stein kennen und hörte, daß ſie wohl tauſend Briefe von Goethe beſitze und noch jede Woche einen neuen bekomme. Die Meinung aller Bekannten war, daß der Umgang der Oberſtallmeiſterin mit dieſem Freunde ganz rein und untadelig geblieben ſei.

Hören wir es gern, daß ein Andrer vollkommen ſei wie Gott? Und wenn wir uns mit ihm in ehrlichem Ringen meſſen wollten, hören wir es gern, daß er

Tugenden und Fähigkeiten beſitzt, an die wir noch gar nicht gedacht hatten?

Es mochte für den ſich erſt mühſam emporringenden Schiller ſchwer ſein, frei von Neid zu bleiben. Wenn nun aber Goethe zu Rom las, daß jener Dichter von ſtürmiſch-wilden Theaterſtücken ſeinen Geburtstag mitgefeiert hatte, ſtellte er ihn wohl nur zu den Literaten, die ſchon öfter plötzlich in Weimar aufgetaucht waren, um bald zu erkennen, daß auch hier für Ihresgleichen die erwünſchte Brotſtelle ſich nicht auftat und daß gerade in dieſem Städtchen das Bedürfnis nach Poeten längſt gedeckt war.

Viertes Kapitel

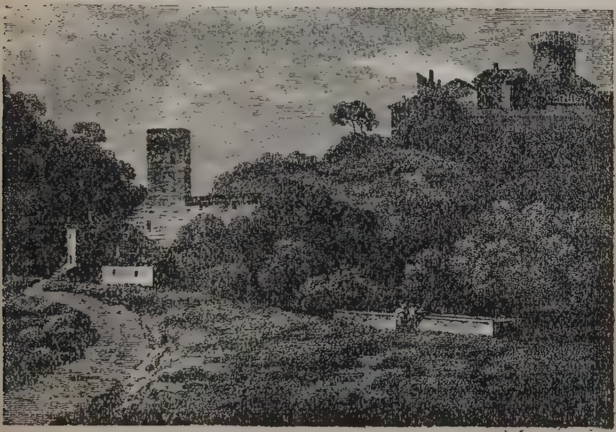
Herbſtferien in den Bergen

September und Oktober 1787

„Gewiß iſt der Herbſt Italiens Frühling“, ſchreibt Moritz, indem er von demſelben Herbſte ſpricht, welchen wir jetzt mit ſeinem Freunde Goethe erleben wollen.

> Nichts kann auffallender ſein als die plötzliche Verwandlung, welche nach dem erſten Regen am Ende des Auguſt oder im Anfange des Septembers hier in der ganzen Natur entſteht. Es iſt, als ob Alles ſich aus einem langen Schlummer erholte, als ob die erſchlafften Fibern ſich wieder ſtählten und jugendlicher Mut und neue Lebensluſt in jeden Buſen ſich ergöſſe.
>
> Der Ubergang vom Sommer zum Herbſte erweckt hier faſt eben die Empfindung, wie bei uns der Ubergang vom Winter zum Frühlinge, ſo entgegengeſetzt ſich auch dieſe Abwechſelungen ſind. Und man freuet ſich hier des erſten Herbſttages ebenſo, als wenn bei uns der Schnee zerſchmilzt und wir die jungen Keime aus dem feuchten Boden ſproſſen ſehen.

Alle Bewohner Roms, die es irgend vermochten, zogen jetzt auf's Land, um dort die ſchöne Jahreszeit noch gründlicher zu genießen, um Wachteln zu ſchießen oder ſich unter Verzicht auf jede Tätigkeit an dem lieben und wohlbekannten Nichtstun zu vergnügen. Sie nannten dieſe Wochen ihre Villegiatura; das damalige deutſche Wort für dieſelbe Sache war „Landluſt". Die Römer gingen allermeiſt in die nahen Albanerberge nach Albano, Marino, Caſtel Gandolfo, Genzano, Velletri und Frascati; das Leben dort war ſehr billig, ſo daß ſich auch wohl die deutſchen Maler an dem Spaß beteiligen konnten.



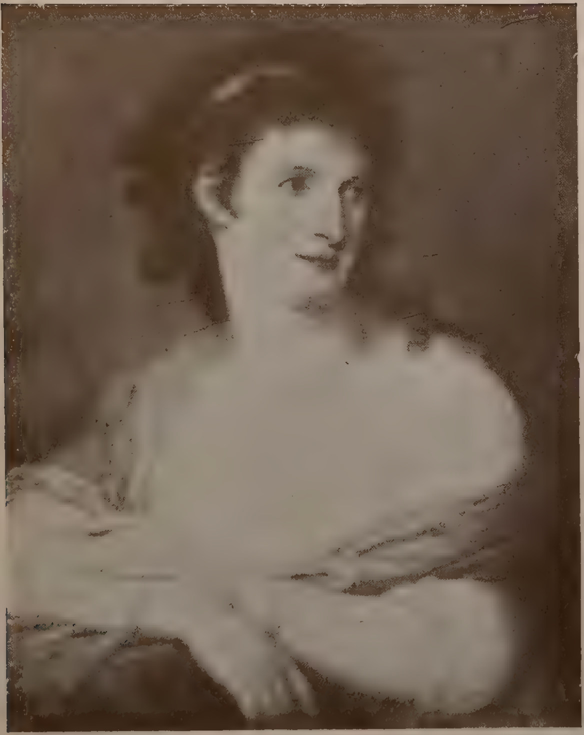
Marino

Schon am 7ten September, einem Freitage, fuhren Goethe und Reiffenſtein nach Frascati hinaus; Angelika aber holte ſie ſchon am Sonntage in ihrem Wagen wieder ab, damit ihr das ſonntägliche Beiſammenſein nicht fehlte. Die nächſte Woche blieben ſie in Rom; am folgenden Montage begaben ſich die beiden Männer wieder nach Frascati. Reiffenſtein beſaß dort ein Haus, und Goethe wohnte bei ihm. Auch diesmal blieben ſie nur ein paar Tage; aber am 25ten verließen ſie die

Stadt auf Wochen. Sie begannen wieder mit Frascati, zogen dann zum nahen Albano weiter und wieder nach einigen Tagen zu der gleichfalls nahen Burg Gandolfo, wo ſie gegen drei Wochen blieben. Die Burg hier war der einzige Landſitz des Papſtes; zwei prächtige Villen, Ludoviſi und Barberini, gab es ſonſt noch, und auch die Jeſuiten hatten früher hier ein Landgut gehabt. Dies bewohnte jetzt der engliſche Kunſtfreund Jenkins; bei ihm mußten Reiffenſtein und Goethe wohnen und manche andere Freunde mehr. Es ging bei Jenkins alſo wie in einem großen Gaſthauſe her. Geſellſchaftlich herrſchte hier derſelbe Ton wie in den deutſchen Badeörtern: man ſprach ſich an, plauderte ohne Umſtände, ging ſogleich freundſchaftlich mit einander um und brauchte ſich doch keineswegs für das bürgerliche Leben da draußen zu binden: die Abreiſe hob alle Verpflichtungen auf. Goethe hatte hier eine gar bequeme Gelegenheit, römiſche und andere italieniſche Damen und Herren, mit denen er noch immer keine nähere Verbindung hatte, noch wünſchte, doch beſſer als bisher kennen zu lernen. Den Vormittag hielt er ſich, nach alter Gewohnheit, zu ſeiner Arbeit frei; die Nachmittage und Abende ſchwätzte und ſpazierte er mit den neuen Bekannten. „Es iſt mir lieb, daß ich ſie beiſammen ſehe“, dachte er; „einzeln wäre es eine große Sekkatur.“¹) Es war ſogar auch ein Theaterchen im Gange; ein Schuſter aus Rom machte den Pulcinell vortrefflich, und ſeine Scherze dienten zur Würze der täglichen Unterhaltung. Gar

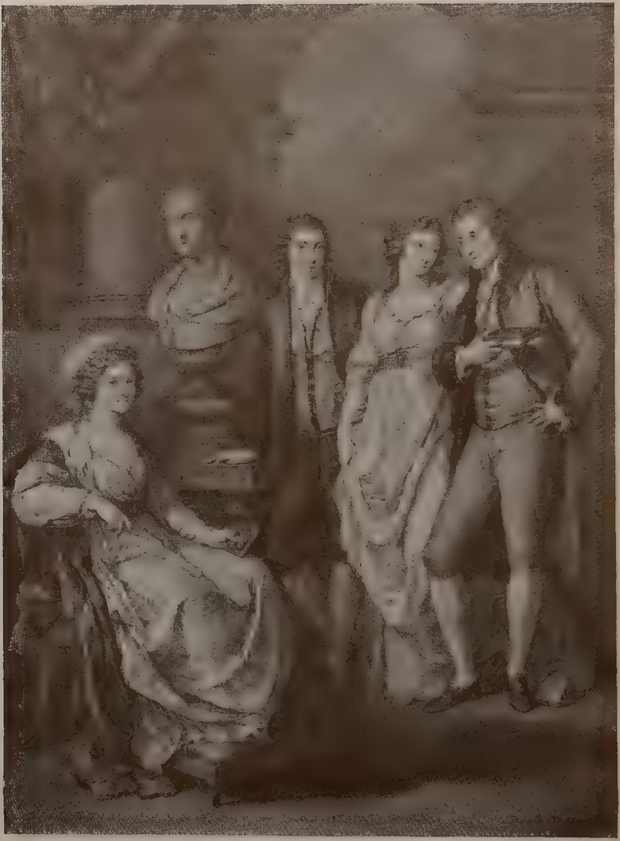
---

¹) Plage, Langweile, eigentlich Trockenheit.



Magdalena Riggi

Nach einem Gemälde von Angelika Kauffmann



Angelika Kauffmann und der römiſche Freundeskreis in Caſtel Gandolfo

Wiedergabe eines Stiches (nach einer Ölſkizze von Angelika Kauffmann) in der Landesbibliothek zu Weimar

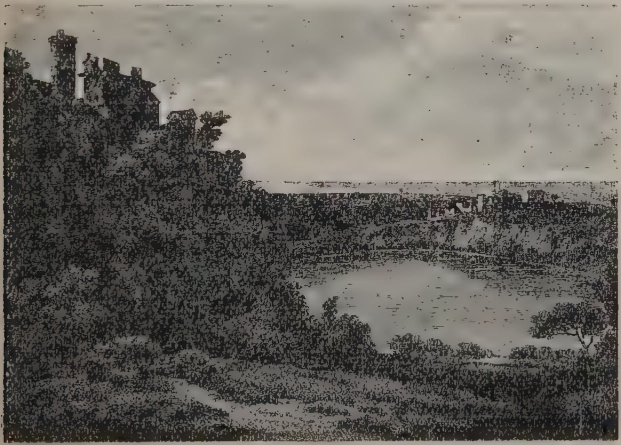
Ang. Kauffmann Magd. Riggi u. Bräutigam Reiffenſtein lieb war es Goethen, daß auch Angelika herausgekommen war. Sie verband ihn mit den Italienern und half doch auch, daß er ſich nicht zu viel mit ihnen abgeben mußte. Immerhin redete er jetzt in ein paar Wochen viel mehr mit den Kindern des Landes, als er das ganze vergangene Jahr getan. Wenn er ſich dann die einzelnen Perſonen des ſchönen Geſchlechts betrachtete, fiel ihm auf, daß gerade ein Mädchen, das nahe den Alpen zu Hauſe war, ihm doch viel näher ſchien als alle die Römerinnen. Sie hieß Maddalena Riggi, kam aus Mailand und beſorgte ſeit einem Jahre in Rom für ihren bei Jenkins angeſtellten Bruder den Haushalt; ſie ſtand jetzt im zweiundzwanzigſten Jahre. Zu einem regelrechten Badeleben gehört das Hofmachen und einige Verliebtheit; alſo mag Goethe wohl ſein Herz ein wenig mit der guten Maddalena beſchäftigt haben. „Eine Mailänderin intereſſierte mich die acht Tage ihres Bleibens“, ſchrieb er in einem Briefe nach Weimar; „ſie zeichnete ſich durch ihre Natürlichkeit, ihren Gemeinſinn, ihre gute Art ſehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus“. Sogleich aber rühmte er dann ſeine eigentliche Freundin: „Angelika war, wie ſie immer iſt: verſtändig, gut, gefällig, zuvorkommend. Man muß ihr Freund ſein; man kann viel von ihr lernen, beſonders Arbeiten; denn es iſt unglaublich, was ſie alles endigt.“

Das Lernen und Arbeiten: es war doch auch in dieſer Erholungszeit ſein Hauptgeſchäft. „Wenn man mich außer mir ſelbſt bringen könnte“, dachte er, „müßten es dieſe Tage tun; aber ich falle immer wieder in mich zurück.“ Die Naturwiſſenſchaft, die Kunſtübung, das Philoſophieren nach ſeiner Art: ſie beſaßen ihn oder von ihnen war er beſeſſen, und die angenehmſten Weiblein ſpazierten doch immer nur am Rande ſeines Daſeins herum. Die Landſchaft, in der er jetzt lebte, reizte den Geologen, den Landſchaftsmaler und auch noch den Hiſtoriker in ihm; der letztere war freilich nur ſchwach entwickelt. Er rühmte dieſe Landſchaft den Freunden daheim:

> Die ganze herrliche Reihe von Hügeln, worauf Frascati, Marino, Caſtello, Albano, Larici, Genzano, Nemi liegen, iſt vulkaniſch; aber ihre alte Bewegung iſt ſo in Ruhe übergegangen, daß ihre Bewohner ſchon Jahrtauſende ſich eines friedlichen Sitzes erfreuen, und nur die neuere Naturlehre hat uns aufmerkſam gemacht auf die Gewalt, die ehemals in dieſen Gegenden tobte und jene Höhen hervorbrachte, die wir nun bebauen und genießen. Und wie auf ausgebrannten Vulkanen leben wir hier auch auf den Schlachtfeldern und Lagerplätzen der vorigen Zeit.

Sie raſteten zum Beiſpiel eines Tages unter ſchönen Platanen am See von Nemi: in der Nähe, nämlich bei Velletri, hatte im Jahre 1744 eine Schlacht zwiſchen Spaniern und Öſterreichern ſtattgefunden, und hier, wo ſich jetzt die friedlichen Wanderer ausruhten, ſah man noch einen hölzernen Waſſertrog, den ſich deutſche Reiter, die in Nemi einquartiert waren, aus einem Baumſtamme gemacht hatten, um ihre Pferde daraus zu tränken. „Das Hauptlager war gerade über uns, an der Seite des Monte Cavo; eine köſtliche Poſition, die auch ehemals Hannibal erwählt hatte.“ Goethe dachte ſich jetzt in die militäriſche Seele ſeines jungen Fürſten hinein: da reizten auch ihn auf Viertelſtunden dergleichen Epiſoden aus der törichten Menſchheits- oder Kriegsvergangenheit.

Die Naturgeſchichte, das Wort wörtlich genommen: die Geſchichte der Natur, war freilich viel merkwürdiger und befriedigender. Immer mehr wuchs ſich Goethes botaniſche Entdeckung aus. Er könne ſchon die eigenſinnigſten Formen, z. B. Passiflora, Arum u. dgl. durch ſeine allgemeine Formel erklären und vergleichen. ſchrieb er an Knebel. „Was ich im Norden nur vermutete, finde ich hier offenbar.“ Es lächerte ihn, daß bei ſeinem großen Eifer ſeine botaniſche Bibliothek nur um ein einziges Werk größer war als diejenige des Robinſon Cruſoe; denn Linné's Genera plantarum von 1737 war Alles, was er zu Rate ziehen konnte.



Der See von Nemi

Das Zeichnen der Landſchaften nahm er jetzt ernſter als je. Man kann mit den bildenden Künſten ſpielen, wie man mit Allem, auch mit den heiligſten Sachen, ſpielen kann; ſolchen Leichtſinns wollte Goethe nicht mehr ſchuldig ſein. „Jetzt oder niemals werde ich über gewiſſe Schwierigkeiten hinauskommen“ ſagte er ſich, „und mir wenigſtens ein bequemeres Talent für die Zukunft erwerben, als ich bisher beſaß, wo es mir mehr Verdruß als Freude machte.“ Oder ein andermal: „In dieſen Gegenden muß man zum Künſtler werden: ſo dringt ſich Alles auf. Man wird voller und voller. Und gezwungen, Etwas zu machen.“

*

Sonderbar war es, daß er gerade hier ſoviel nach Weimar und Thüringen denken mußte; ihm war ſo wohl, und doch fühlte er Sehnſucht. Die Geliebteſte ſeines Herzens entbehrte er nun ſchon länger als ein Jahr. Und in dieſem ſchönen Lande fehlte ihm doch auch ein ganz naher Freund. Eine Zeit lang war Tiſchbein es beinahe geweſen; aber dann hatten ſich die Beiden räumlich und innerlich von einander entfernt. Moritz war nachher der brauchbarſte Geſellſchafter geworden; ganz offen mochte Goethe jedoch gegen ihn nicht ſein; ihm war es immer, als ob dieſer Freund durch ihn nur klüger, nicht auch beſſer und glücklicher werden könne. Jetzt freute er ſich auf Chriſtoph Kayſer, denn Dieſer, der ſchon einmal in Italien geweſen war, hatte ſich erboten, zu der ſo lange beredeten gemeinſamen Arbeit an verſchiedenen Opern von Zürich nach Rom zu kommen; Das war ganz nach des Dichters Wunſch; ſogleich bereitete er in dem Malerhauſe, wo er ſelber wohnte, Wohnung und Koſt für den Muſikus vor. Goethe ſtand ja im Vater-Alter; er bedurfte eines jüngeren Freundes, der ihm den Sohn erſetzte, alſo eines Hilfsbedürftigen, dem er als Führer und Verſorger wohltun konnte und der vertrauend zu ihm aufſchaute, wie der Sohn zu ſeinem Vater. Eben dieſe Sohnsanlehnung war Tiſchbeins Sache nicht geweſen; bei Kayſer ließ ſie ſich erhoffen, obwohl es ſich nur um ſechs Jahre Altersunterſchied handelte.

*

Noch ein andrer, ein ganz andrer Beſuch war ihm vor kurzem angemeldet worden. Die Herzogin-Mutter von Weimar wünſchte ſich längſt nach dem vielgelobten Lande Italien, zumal da ſie eine große Liebe zu allen Künſten hegte; Goethes Beiſpiel und Berichte ſteigerten ihr Verlangen, und da er nun länger in Rom blieb, konnte er ja dort zunächſt ihr Wegbereiter, vielleicht aber auch noch ihr Führer ſein. Das Letztere hätte unſerem Freunde wenig gepaßt: wir wiſſen ja, wie alle ſeine Tage ſchon überreichlich beſetzt waren; aber die Vorbereitung übernahm er gern. Er beſprach Alles mit dem beſten Kenner, dem Rat Reiffenſtein, ſuchte mit ihm eine ſchöne Villa als paſſendes Quartier aus und nahm ſich vor, den Sohn ſeiner Wirtsleute nach Weimar zu ſchicken; er ſollte die Weimariſche Reiſekarawane durch Italien führen, nämlich durch die Wirtshäuſer, Zollämter und dergleichen Plage-Örter: „Man muß notwendig einen Italiener auf die Italiener hetzen, um mit ihnen fertig zu werden.“

Auch Amaliens Sohn, der Herzog, gab ihm jetzt viel zu denken, was freilich nichts Neues war. Karl

Auguſt geriet immer tiefer in die deutſche und europäiſche Politik hinein und lehnte ſich dabei immer mehr an Preußen an, mit deſſen neuem Könige er aus dem verwandtſchaftlichen in ein freundſchaftliches Verhältnis kam. Es waren kürzlich Unruhen in Holland entſtanden; Preußen, von England angetrieben, ſchickte Truppen dahin, die der Herzog von Braunſchweig befehligte; Karl Auguſt war längſt begierig, einen Krieg mit anzuſehen; deshalb ließ er ſich jetzt zum preußiſchen Generalmajor ernennen. Er ſelber war der Einzige, der ſich über dieſen neuen Rang freute; in Weimar trauerte Hoch und Niedrig, daß der junge, ſo begabte und ſonſt ſo gute Fürſt ſich zuhauſe nicht wohl genug fühlte, daß ihm eine weiſe Verwaltung ſeiner beiden Herzogtümer keine befriedigende Aufgabe ſchien, daß er viel Geld und Zeit auf Reiſen zu fremden Zwecken verwandte und nun gar ſich an ein fremdes Königreich band und deſſen General neben anderen Generalen zu ſein ſich freute, ſtatt in ſeiner angeborenen Heimat als der Erſte zu glänzen und als der Stärkſte das Nötigſte und Nützlichſte zu leiſten.

Goethe ſah die Dinge in der Ferne etwas kühler oder philoſophiſcher an als die andern Diener und Untertanen Karl Auguſts, die ſich von ihrem Herzog faſt beleidigt fühlten. „So mußt du ſein, dir kannſt du nicht entfliehen“: ſo dachte er über den Herzog — wie über ſich ſelber. Wer als weimariſcher Geheimrat in den Albaner Bergen Landſchaften malt, darf ſich nicht über den weimariſchen Herzog entrüſten, der nach Holland reiſt, um ſeine Hände im Kriegsſpiel und in der hohen Politik zu fühlen. Freuen konnte ſich Goethe allerdings auch nicht über dieſe Entwicklung ſeines Herrn und Freundes; er ſelber nahm ja gar keinen innerlichen Anteil an dieſen politiſchen Erregungen, geheimen Ränken und offenen Kämpfen der habſüchtigen, ehrgeizigen, neidiſchen und eiferſüchtigen Fürſten und Staatsmänner; gern, ſehr gern hätte er, der Friedensmann, den neuen preußiſchen Generalmajor auf einen andern Weg gelenkt: aber wie kann man einen ausgeprägten Charakter umwandeln? „Ich bin an der friedlichen Seite der Welt“, ſchrieb er jetzt als verhüllte Mahnung ſeinem Herzoge, „Sie am kriegeriſchen Ende, und, Alles berechnet, man könnte keine antipodiſchere Exiſtenz haben. Hier wird das Pulver gar löblich nur zu Feuerwerken und Freudenſchüſſen an Feſttagen verbraucht. Der Soldat hütet ſich ebenſo arg vor'm Regen als vor'm Feuer. Leben und Lebenlaſſen iſt das allgemeine Loſungswort.“ . . .

Ward Goethe nicht jetzt, wo der hier ſo milde ausgedrückte Gegenſatz beider Naturen doch ſo deutlich hervortrat, wieder ſchwankend, ob er gut tue, in Karl Auguſts Dienſt zurückzukehren? Nein, nun erſt recht nicht! Je öfter der Herzog abweſend ſein würde, um ſo mehr bedurfte er in ſeinem Lande eines durchaus vertrauenswürdigen Freundes, der für ihn Augen und Ohren offen hielt: Das eben war Goethes eigentliches Amt von jeher geweſen: das Amt des Stellvertreters oder Verbindungsmanns. Ja, Goethe bekam nun eine neue Luſt, ſich der Staatsverwaltung anzunehmen. Einmal ging es ihm durch den Sinn, er möchte, ehe er ſich in Weimar wieder feſtſetzte, als ein Fremder in den beiden Fürſtentümern herumreiſen, ſie mit ganz friſchen Augen erforſchen, die eigentlichen Nöte und Bedürfniſſe der Bewohner ſich erzählen laſſen und danach ſich eifrig dem Staatsdienſt widmen. Er konnte gewiſſermaßen ſtellvertretender Herzog ſein. Wenigſtens eine Zeit lang. Aber war er nicht doch zu ſehr Künſtler, um auch nur eine Zeit lang in den kleinen Verwaltungsarbeiten und den Streitereien kleiner Köpfe unterzugehen? Denn, um nichts Anderes handelte es ſich doch bei den beſcheidenen weimariſchen, jenaiſchen, ilmenauiſchen, eiſenachiſchen und ſonſtigen Verhältniſſen!

Durch einen Brief Voigts wurde er unſanft an dieſe leider wichtigen Kleinigkeiten erinnert. Bei der Anlage des Bergwerks in Ilmenau war bis in dieſen Sommer hinein Alles gut gegangen; vier Fünftel der Einrichtungs-Arbeit ſchienen getan zu ſein, und die Koſten waren innerhalb des Voranſchlags geblieben. Nun aber kamen die Nackenſchläge; der Teufel ſteckte ſeine Finger dazwiſchen. Zuerſt riß das Förderſeil des niedergetriebenen Schachtes, die herabſauſende Tonne tötete einen Bergmann, verwundete drei andere, und die übrigen Arbeiter weigerten ſich, die gefährliche Stelle wieder zu betreten. Ein eiſernes Seil mußte angefertigt werden. Als man dann ſich weiter hinabarbeitete, verlor der Gips, durch den man zum gewinnbringenden Flöz hindurch mußte, ſeine Feſtigkeit, und plötzlich quoll Waſſer in Armesſtärke hervor. Dies Waſſer konnte durch die bisherigen Mittel nicht heraufgeholt werden; man mußte ein neues „Kunſtgezeug“ erſinnen und bauen laſſen; Das war alſo wieder ein Aufenthalt. Zu verzagen brauchte man ja gar nicht;

bei ſolchen großen Unternehmungen iſt immer einiges Mißgeſchick in Rechnung zu ſtellen; aber wenn Goethe daran dachte, daß er nach der Heimkehr neben Voigt wieder der Vorſteher dieſes Unternehmens ſein würde, da mußte er doch empfinden, daß ſeine Eigenart und dies Geſchäft nur übel zuſammenſtimmten. Und ſo regte er im nächſten Briefe an Voigt an: er möge doch für ſie beide Nachfolger ſuchen und allmählich anlernen.

*

Wenn er ſonſt an Weimar dachte, freute er ſich auf Herder vor allen andern Männern. Mit ihm fühlte er ſich inniger verbrüdert als je. Nach dem Spinoza-Buche hatte dieſer fleißige Freund ihm ſchon wieder zwei Bände geſandt, den dritten Teil der ‚Zerſtreuten Blätter‘, Gedichte und Aufſätze enthaltend, und namentlich den dritten Teil der ‚Ideen‘. Goethe las beide Bücher jetzt in den Bergen, und ſo kam es, daß ihm Herder zu Albano und Caſtello viel gegenwärtiger war als faſt alle die Feriengenoſſen, die um ihn herumgingen.

Goethe und Herder waren als freie Forſcher verbündet, denn wahrhaftig: der oberſte Geiſtliche Weimars ging mit Goethe denſelben Weg der vorausſetzungsloſen und auch durch kein Ziel behinderten oder bedingten Wahrheits-Ergründung! Sie fühlten ſich alſo nicht nur gegen die Partei-Pfaffen zur Linken und Rechten zuſammengehörig, ſondern auch gegen manche gute Freunde oder geweſene gute Freunde, die ihnen ſonſt wohl ſeeliſch verwandt waren, die aber vor ſo freiem Walten der kritiſchen Vernunft ſcheuten. Drei Namen ſeien genannt: Lavater, Jacobi und Claudius. Goethe fühlte ſchon lange, daß er ſich immer weiter von ihnen entfernte. Er von ihnen, nicht ſie von ihm! Denn er war der fortſchreitend Entwicklungsfähige. „Wenn's gut geht“, dachte er, „wird es eine leiſe, loſe Trennung werden.“ Claudius, mit dem er nur wenig zu tun gehabt, ſchien ihm mit ſeinen kurioſen Einfällen ein Gernegroß und halber Narr zu ſein. Jacobi räumte von je den Gefühlen und Wünſchen ſeines Herzens die Obermacht über ſein Denken ein: das war ſein Genieweſen, und Lavater gar erſchien manchmal wie ein Taſchenſpieler, der große und kleine Kugeln durcheinander wirbelt, das Wahre und das Falſche bald erſcheinen, bald verſchwinden läßt. „Hole ihn der Teufel“! ſeufzte Goethe, denn, fügte er ſcherzend hinzu, „der Teufel iſt ja von Anfang an ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnſuchten, kurz aller Unklarheit und Unentſchiedenheit.“

Von jeher iſt die Stellung der Denker zur Naturkenntnis und -forſchung für ſie bezeichnend geweſen. Die letzten Vertreter der antiken Philoſophie bekämpften geradezu alle Naturwiſſenſchaft, und zur ſelben Zeit taten es die chriſtlichen Theologen, zum Beiſpiel der Kirchenvater Lactantius, der ſonſt kein enger Kopf war; ſie witterten eben die Gefahr, die ihrer neuplatoniſchen Philoſophie und ihrer chriſtlichen Religion von ſolchem Beobachten der Wirklichkeit drohte, und ſie waren ehrlich überzeugt, daß nur ihre Philoſophie oder Religion das wahre Heil der Menſchheit in ſich ſchließe.

Sie trugen zunächſt den Sieg davon; die Herren der Erde und die dumpfe Menge folgten ihnen. Damals haben ſich die Naturforſcher ins Dunkel verkriechen müſſen, und viele Jahrhunderte mußten ſie darin verharren; aber auch jetzt noch, im Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts, hatten ſie einen ſchweren Stand. Goethe fühlte ſich einſam, eben weil er zugleich Naturforſcher war. Zwar in die Kampflinie einrücken mochte er nicht, noch auch den Freund Herder in Streitigkeiten verwickelt ſehen; ſie wollten nur beide ihren eigenen Weg weiter gehen und ſich dabei auch von ihren vorigen Begleitern, die unterwegs ſtecken geblieben waren, nicht zurückhalten laſſen. „Fahre Du fort, lieber Bruder“, ſchrieb Goethe von Albano nach Weimar, „zu ſinnen, zu finden, zu vereinigen, zu dichten, zu ſchreiben, ohne Dich um Andere zu bekümmern! Man muß ſchreiben, wie man lebt: erſt um ſeiner ſelbſt willen, und dann exiſtiert man auch für verwandte Weſen.“

Ihn ſelber hatten Jacobi und einige Andere, vielleicht auch Herder in vorigen Zeiten, nicht für voll angeſehen, wenn er mit ihnen in Geſpräche über die höchſten Dinge geriet; er klebte ihnen wohl zu feſt am Sicht- und Greifbaren, am Irdiſchen. Jetzt wußte er ganz ſicher, daß er, der Naturforſcher, beneidenswert war vor den Anderen, die auf dem weiten Meer der Spekulation ſchaukelnd hin und her fuhren, weil ſie ſeinen Kompaß nicht beſaßen.

Wenn L[avater] ſeine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn J[acobi] ſich abarbeitet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern,[1]) wenn C[laudius] aus einem Fußboten ein Evangeliſt werden möchte, ſo iſt offenbar, daß ſie Alles, was die Tiefen der Natur näher aufſchließt, verabſcheuen müſſen. Würde der Eine ungeſtraft ſagen: „Alles, was lebt, lebt durch Etwas außer ſich“? Würde der Andere ſich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechſlung der Worte von Wiſſen und Glauben, von Überlieferung und Erfahrung nicht ſchämen? Würde der Dritte nicht um ein paar Bänke tiefer herunter müſſen, wenn ſie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lamms aufzuſtellen bemüht wären? Wenn ſie nicht ſich ſorgfältig hüteten, den feſten Boden der Natur zu betreten, wo Jeder nur iſt, was er iſt, wo wir alle gleiche Anſprüche haben?

Einige Angſt hatte Goethe vor Herders drittem Bande gehabt, ob nicht auch dieſer Freund den Wunſchbildern, mit denen doch Jeder gern ſpielt, zu ſehr nachgeben werde. Jetzt las er das Buch wie ein Evangelium und fand den Schluß, wo Verſtand und Rechtſchaffenheit als das Ziel und Heil der Menſchheit geprieſen werden, „herrlich, wahr und erquicklich.“ Er ſtimmte von Herzen zu. „Je mehr dieſe Vorſtellungsart gewinnt, je glücklicher wird der nachdenkliche Menſch werden.“

Und wie ſteht es einſtweilen mit dem Glücke des nachdenklichen Menſchen? Goethe hatte ja über dieſe Frage ſeit ſeiner Entfernung aus Deutſchland noch fleißiger nachgedacht als ſonſt ſchon. Er hatte noch dieſelbe Antwort wie früher: das Ganze des Lebens bleibt unſicher und bedenklich, aber ſchöne Minuten und Stunden können und müſſen wie Perlen ausgeſtreut werden über den dunkeln Untergrund.

---

[1]) Gemeint iſt der Glaube an einen perſönlichen Vatergott.

Auch habe ich dieſes Jahr unter fremden Menſchen achtgegeben und gefunden, daß alle wirklich klugen Menſchen mehr oder weniger, zärter oder gröber, darauf kommen und beſtehen, daß der Moment Alles iſt und daß nur der Vorzug eines vernünftigen Menſchen darin beſtehe, ſich ſo zu betragen, daß ſein Leben, inſofern es von ihm abhängt, die möglichſte Maſſe von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.

Fünftes Kapitel

Zu den Muſen tritt Cupido

November 1787 bis Januar 88

Als Goethe am 22ſten Oktober nach Rom zurückkehrte, empfand er es als den Anfang einer neuen Epoche. Nach der großen Ausdehnung ſagte er ſich, daß er ſeine Kräfte nun wohl wieder zuſammenziehen und auf wenige Aufgaben verſammeln ſollte. Nach dem Herumſchweifen verlangte die Häuslichkeit ihr Recht. „Mein Gemüt“, dachte er, „iſt nun durch das viele Sehen und Erkennen ſo ausgeweitet, daß ich mich auf irgend eine Arbeit beſchränken muß.“

Gerade als er ſo vernünftig dachte, drängte ſich noch eine neue große Kunſt in ſeinen Bezirk. Ende des Monats oder Anfang November traf Kayſer in Rom ein; Wohnung war ihm ſchon bei Collinas eingerichtet; er wurde alſo ſogleich ein Lebensgenoſſe Goethes, Schützens und Burys. Zur Malerei und Dichtkunſt trat die Muſik hinzu. Schon das Herbeiſchaffen, Aufſtellen und Stimmen des Klaviers beſchäftigten auch Goethes Gedanken; dann erklangen die Töne, und da gab es viel zu hören, zu denken, zu beſprechen. Die Oper ‚Scherz, Liſt und Rache‘, die Beiden ſchon ſoviel Zeit gekoſtet hatte, wurde nun vom Komponiſten ihrem Dichter vorgetragen. Ebenſo brachte Kayſer die Symphonie zum ‚Egmont‘ mit — ſpäter nannte man ſolche Einleitungen „Ouverturen“ — dazu ſollten nun die Lieder und Zwiſchenſpiele des Stückes kommen. Man redete über die geplante nächſte Oper, deren Held der Großſchwindler Caglioſtro ſein ſollte. Am meiſten aber hatte der Dichter mit ſeinen alten Singſpielen ‚Erwin und Elmire‘ und ‚Claudine von Villabella‘ zu tun, da ſie mit ‚Egmont‘ zuſammen den jetzt fälligen fünften Band ſeiner Schriften füllen ſollten. Sie waren bisher (nach dem Vorbild der ſeinerzeit aus Frankreich nach Deutſchland eingewanderten Operetten) Proſaſtücke mit eingelegten Liedern geweſen; jetzt aber war Goethe im Lyriſchen Theater der Italiener erzogen worden und vertrug ſolches Miſchwerk nicht mehr. Iſt ein Drama zum Vortrag durch Sänger beſtimmt, ſo muß es auch ganz geſungen, alſo vom Dichter ganz in ſangbaren Verſen gehalten werden. Goethe mußte alſo ſeine Singſpiele in Operntexte verwandeln: der Entſchluß war nicht leicht! Wer beachtet oder achtet denn einen Operntext? Bedarf es zu dergleichen Verſemacherei überhaupt eines Dichters? Nun, eine Kunſt iſt es allerdings auch und gar keine kleine Kunſt: durch einen brauchbaren Text zuerſt dem Tonſetzer, dann dem Theatermeiſter und ſchließlich den Sängern Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Kräfte zu geben. Es gehört viel Kenntnis dazu, viel Geſchick und ſehr viel — Entſagung. Wenn ein ſolcher Text dem Leſer ſchwach und öde erſcheint, ſo ſollte der Leſer nicht ſchelten, denn dieſer Text iſt gar nicht zum Leſen beſtimmt. Wenn ein Zimmermann das Gebälk eines Hauſes aufgebaut hat, kann man noch nicht darin wohnen. „Ihr müßt immer denken, daß dieſe Stücke geſpielt werden müſſen“ ſchrieb Goethe heim; „zum bloßen Aufführen hätte man ſie viel beſſer machen können und müſſen.“ Aber freilich wünſchte er, daß ſeine jetzige Umdichtung der beiden Singſpiele doch auch lesbar und dem Leſenden genießbar bleiben möge. Er hoffte ja, im Bunde mit Kayſer, die Oper, alſo die vereinigten Künſte der Dichtung, Muſik, Bühnengeſtaltung und Schauſpielerei, auf eine höhere Stufe führen zu können.

Er hätte auch am liebſten ſchon hier in Italien den ihm verbündeten Muſiker, an den er glaubte, auf den Schild gehoben und dachte daran, paſſende Stücke aus ‚Scherz, Liſt und Rache‘ in Konzerten vortragen zu laſſen, damit das Ganze um ſo leichter die Bühne erobere. Er liebte dieſen Chriſtoph Kayſer nun ſchon lange; jetzt, da ſie zuſammen lebten, fand er immer neue Tugenden an ihm. „Er iſt ſo ganz und tief in ſeiner Kunſt, als ich noch keinen Künſtler gekannt habe“, ſo rühmte er ihn gegen den gemeinſamen Landsmann Philipp Seidel. Ein andermal heißt Kayſer „einer von den Menſchen, durch deren Nähe man geſunder wird.“

> Dabei hat er eine Herzensgüte, einen richtigen Lebens- und Geſellſchaftsblick, wodurch ſein übrigens ſtrenger Charakter biegſamer wird, und ſein Umgang eine eigene Grazie gewinnt.

Gegen Karl Auguſt lobte er ihn noch mehr, weil er Kayſers ſpätere Anſtellung in Weimar im Plane hatte; er betonte hier beſonders, daß die Steifböckigkeit, die man bei dem erſten dortigen Verſuche an Kayſer bemerkt hatte, nachgelaſſen habe.

Ich kann nicht ſagen, wie ſehr mich ſeine Gegenwart freut und erbaut. Einen männlicheren, ſolideren Künſtler habe ich nie gekannt, und dabei hat er in der Vorſtellungsart eine Geſchmeidigkeit, in ſeinem Umgang eine Grazie, die man erſt nach und nach entdeckt und gewahr wird. Sein Aufenthalt hier wird ihn ganz zur Reife bringen.

Kayſer ſchmiegte ſich an Goethe als an ſeinen Führer an; auf deſſen Koſten lebte er hier ganz, wie ſchon vorher in Zürich zum Teil; auch liebte und verehrte er ihn, wie kaum ein Anderer. Das hinderte nicht, daß auch er zum Führer Goethes wurde. Er wußte bald, wo man in Rom jeweils die beſte oder merkwürdigſte Muſik hören konnte; zu Hauſe belehrte er darüber abwechſelnd mit Worten und am Klaviere; man mußte ihn nun heute in dieſe, morgen in jene Kirche begleiten. Da er namentlich auf alte Muſik verſeſſen war, kam er in die Bibliotheken, die Goethe noch nicht kannte, und fand dort auch Werke aus andern Fächern, auf die er nun die Aufmerkſamkeit lenkte, z. B. Kupferwerke über das Rom vor zwei oder drei Jahrhunderten. Der demütige und ſtille Muſiker regierte in dieſem Junggeſellen-Vereine alſo auch ein wenig mit.

*

In der Mitte des Dezembers ward das Wetter noch einmal ſo ſchön, daß die Wanderluſt wieder erwachte: Kayſer ſollte doch auch die Bergorte ſehen, von denen hier ſo viel geredet wurde. Alſo zogen zwei Frankfurter und ein Hanauer: Goethe, Kayſer und Bury, in die Albanerberge, wie ſie daheim in den Taunus hätten ſpazieren können. Am erſten Abend erreichten ſie Frascati. Am nächſten Tage beſuchten ſie die ſchönſten

Villen der Nachbarſchaft und bewunderten namentlich den Koloſſalkopf des Antinous in der Villa auf Monte Dragone. Dieſes Schloß hatte ſoviele Fenſter, wie das Jahr Tage; aus einem derſelben konnte man borgheſiſche Ländereien überblicken, die jährlich 60000 Taler brachten: ſicherlich für die Beſitzer eine recht ſchöne Ausſicht! Am dritten Tage wanderten die Drei über das Städtchen Rocca di Papa, deſſen Häuſer wie Neſter an den Felſen klebten, auf der altrömiſchen via triumphalis, die zum Tempel des Jupiter Latialis, dem Bundesheiligtum der Völker Latiums, führte, alſo den Mons Albanus hinauf, der jetzt Monte Cavo hieß. In ſeinen Herbſtferien war Goethe wegen Einfalls von ſchlechtem Wetter nicht hinaufgekommen; jetzt ſtand er oben und genoß die weite, ſehr mannigfaltige Ausſicht: dunkelblaue Seen und grüne Wieſen in alten vulkaniſchen Kratern, weiße Städtchen auf den Rücken der niedrigen Berge, die graue Campagna im Süden, die Stadt Rom und das Silberband ihres Fluſſes im Norden; im Weſten ſodann das Meer. Wollte ein Hiſtoriker hier das Wort nehmen, ſo könnte er wohl Stunden lang reden und immer von merkwürdigen Geſchichten.

Bergab ging's nun nach Albano hinunter. Kayſer, der ſich nicht wohl genug fühlte, ging am nächſten Tage nach Rom zurück. Goethe und Bury aber ſchlugen einen Bogen über Aricia, Genzano, den ſchönen See von Nemi wieder zurück nach Albano. Am fünften Tage beſuchten ſie Caſtel Gandolfo und Marino und erreichten noch vor Abend Rom. Eine tüchtige Fußreiſe! Und durchaus bei unglaublich ſchönem Wetter! Die Natur mutete noch ganz herbſtlich an. Außer den immergrünen Bäumen hielten auch noch einige Eichen, ja, junge Kaſtanien ihr Laub. Und was ſah man für Lichter, Farben, Formen in der Landſchaft, ſowohl am hellen Tage wie in den Dämmerungen! Goethe fühlte ſich wieder einmal auf der Höhe des Lebens.

*

Die Umſchmelzung der beiden Opern dauerte länger als vorausgeſehen. ‚Erwin und Elmire‘ konnte erſt am 16ten Januar nach Weimar abgehen; zwei Akte der ‚Claudine‘ folgten am 27ſten Januar, der Schluß am 9ten Februar. Nun ſtand der Hügel ‚Taſſo‘ vor den Augen des Dichters, und dahinter der große Berg: ‚Fauſt‘. Ein paar vorhergehende Aufgaben, die Durchſicht von ‚Lila‘, ‚Jeri und Bäteli‘ und der ‚Fiſcherin‘ wollten nicht viel beſagen. Auch die Sammlung ſeiner Gedichte erſchien ihm leicht und angenehm.

Sein zweites Hauptgeſchäft dieſen Winter über war die fertige Ausbildung im Zeichnen und Kolorieren. Der höchſte Gegenſtand aller bildenden Kunſt, der Menſch, wurde jetzt ſein großes Studium: bisher hatte er ſich nicht daran gewagt, wie man ſich ſcheut, in die Sonne zu ſehen. Vor allem der Kopf, das Geſicht: wie ſollte er Herr darüber werden? Das beſte Verfahren kannte er: abwechſelnd ſelber zeichnen und die Werke der Meiſter betrachten. Seine früheren anatomiſchen Studien und die Teilnahme an Lavaters phyſiognomiſchem Treiben nützten ihm doch ſehr. Zufällig hielt ſich auch gerade der junge Camper in Rom auf, ein Sohn des großen holländiſchen Anatomen, um deſſen Beifall ſich Goethe in der Zwiſchenkieferſache vergeblich bemüht hatte. Der junge Mann war gern bereit, die Lehre ſeines Vaters den deutſchen Malern vorzutragen. Das war nicht der einzige Unterricht, den Goethe jetzt genoß. An vier Abenden der Woche ging er auch, ganz wie ein Student, zur Perſpektive-Stunde.

Dazu trat nun fleißige Übung. Bis Neujahr am Geſicht und Kopf; dann ſtieg er auf's Schlüſſelbein hinunter, zur Bruſt und ſo weiter, bis er zu Händen und Füßen gelangte.

Aber die rechte Künſtlerfreude am eigenen Werke blieb leider aus; es kam nur ſelten ein Blatt zuſtande, das ihn ganz befriedigt oder auf Andere Eindruck gemacht hätte. Wohl bewies er ein Können, aber kein ſtarkes, auch kein ſo leichtes, wie es den Meiſter, den Berufenen, kennzeichnet. Er ſei wohl ſchon zu alt, ſeufzte er da; es werde wohl ein Pfuſchen bleiben. Man kann ſich bei dem Worte Pfuſchen auch etwas Freundliches denken: Liebesarbeit, die ihren Verfertiger aufheitert und unter guten Freunden bleibt. Viel tröſtlicher als dieſe Beſcheidung aber war für Goethe die Überzeugung, daß er jetzt mit größeren Schritten als je zum Kennertum, zum ſicheren Urteil, zum feſten Stand in den Künſten gelange. Ja, er wollte jetzt behaupten, es ſei unmöglich, ein Kunſtwerk richtig zu beurteilen, wenn man ſich nicht ſelber ähnlich wie der betreffende Künſtler verſucht habe. Jedenfalls glaubte er die Antiken nun erſt zu verſtehen, da er Kopf und Körper wiſſenſchaftlich-zeichnend ſich zu eigen machte. „Wenn Du nur einen Abend bei uns ſein ſollteſt unter den vielen Gipsſachen“, ſo ſchrieb er an Frau v. Stein, „wenn man die beſten Sachen nebeneinander ſetzen kann und ſich dann das Fürtreffliche vom Guten ſo ſehr, ja: unendlich abſondert! Ich ſpreche nicht aus, wie glücklich ich bin, daß ich da zu ſehen anfange, wo ich zeitlebens nur getappt habe.“

Glücklich ſtimmte ihn auch die weitere Erkenntnis, daß dieſe Meiſter des Altertums mit der Natur übereinſtimmten, ohne ſie doch gröblich oder knechtiſch nachzuahmen; ſein eigenes beſtändiges Aufmerken auf alle Gegenſtände, die ihn umgaben, fand er nun auch bei dieſen Griechen und Römern wieder. „Es iſt unſäglich, wie die Alten der Natur und mit welchem großen Sinn ſie ihr gefolgt ſind.“

Früher hatte er gehorcht, wenn kluge Leute an Kunſtwerken Dies und Das lobten oder tadelten, und wenn dieſe klugen Leute gar in Italien geweſen waren, ſo hatte er ſeinem eigenen Empfinden nicht mehr getraut. Nun fühlte er ſich ſelber als Urteilsberechtigter, kein Andrer ſollte ihn mehr einſchüchtern. Sein Kennertum, ſein Kunſtwiſſen ward ja auch von den ihn Umgebenden anerkannt. Die ſehr erfahrene Angelika verſicherte, daß im Sehen der Kunſtwerke dieſem Freunde in Rom Wenige gleichkämen.

Aber auch der Starke fühlt ſich ſehr viel ſicherer, wenn er wenigſtens einen Verbündeten hat. Goethe zumal betrieb alle ſeine Studien immer am liebſten in Geſellſchaft, ſuchte ſie alſo auch zum gegenſeitigen Lehren und Aufmerkſammachen, zum gemeinſamen Suchen und Forſchen. Sein Hausgenoſſe Bury, der ſich jetzt erſt recht zum Künſtler entwickelte, war ihm ein gar angenehmer Gefährte; noch näher aber legte ſich ihm Heinrich Meyer ans Herz, der ſtille Schweizer, den er ſchon im vorigen

Winter kennen gelernt hatte, der aber anfangs kaum ahnen ließ, welche Schätze von Wiſſen, Einſicht, Scharfſinn und andern Tugenden in ihm ruhten. Goethe erſt war es, der dieſen Menſchen gleichſam aufſchloß; er zeigte dem Schüchternen ſo große Freundſchaft, war ſo hilfsbereit gegen dieſen Hilfsbedürftigen, daß der bäuriſche Menſch aus dem Züribiet nun ſeine ganze in ihm ruhende Liebe und Treue auf den großen Dichter richtete und dabei höchſt glücklich wurde. Welch' ſchönes Bewußtſein: der kleine Künſtler konnte nun auch geben und dienen! Goethe mochte ſich zuweilen zwiſchen Meyer und Kayſer fühlen wie ſein Romanheld Wilhelm Meiſter, wenn er ſeine Augen über Felix, Mignon und den Harfenſpieler gleiten ließ. Gewiß war es eine ‚Wilhelmiade', ſich das Schickſal anderer Menſchen aufzuladen, aber welche Hoffnungen durfte er doch gerade auf dieſe Beiden ſetzen, die ſich vertrauend an ihn lehnten! Er war bisher der Einzige, der ihren Wert kannte; um ſo herzlicher rühmte er ſie gegen Andere. Den Freunden in Weimar mußte er jetzt auch über dieſen wunderbaren Maler und Kunſtkenner Meyer berichten, dieſen von ihm gefundenen Edelſtein.

Er hat eine himmliſche Klarheit der Begriffe und eine engliſche Güte des Herzens. Er ſpricht niemals mit mir, ohne daß ich Alles aufſchreiben möchte, was er ſagt: ſo beſtimmt, richtig, die einzige wahre Linie beſchreibend ſind ſeine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Menſch geben konnte, und ſeine Entfernung wird mir unerſetzlich bleiben. In ſeiner Nähe, in einer Reihe von Zeit hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt ſelbſt kaum denken darf. Alles, was ich in Deutſchland lernte, vornahm, dachte, verhält ſich zu ſeiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht.

Ganz ähnlich lobte er in ſeinem Herzen auch die Angelika. „Es iſt das beſte Weſen von der Welt“ und „Man hat keinen Begriff von einem ſolchen Talent mit ſolcher Einfalt, Herzensgüte und ächter Beſcheidenheit.“ Alle Sonntage verbrachte er bei ihr, wie früher, aber auch einen Abend in der Woche ging er hin. Es tat ihr wohl, und ſie nährte eine ſanfte ſchweſterlich mütterliche Liebe zu ihm in ihrem Herzen und labte ſich an dieſer ſüßen ſehnſüchtigen Empfindung. Gern entwarf ſie ein Titelbild zu ſeinem ‚Egmont‘; Lips ſtach es in Kupfer, und Beides, Zeichnung und Stich, ſchien dem Dichter beſſer, als er es in Deutſchland hätte erlangen können.

*

Zuweilen überfiel ihn die Sorge, daß ſein jetziges Guthaben und Wohlbefinden ihm nur für Rom und dies ſüdliche Land beſchert ſei. Er dachte an ſeine vorigen Zuſtände jenſeits der Alpen; er las ja auch aus den Briefen ſeiner beſten Freundin heraus, wie es ihr dort viel ſchlechter ging, und litt dann mit ihr; er litt vorahnend auch für ſich ſchon wieder am deutſchen Klima.

Wenn ich von Deinen Übeln, von Deinem Zahnweh höre, wird mir's im Gemüte, wie ich Dir's nicht ausdrücken kann, daß Dir unter dem unglücklichen Himmel das Leben unter Schmerzen hingehn ſoll. Ich habe doch dieſe ganze Zeit keine Empfindung aller der Übel gehabt, die mich im Norden peinigten, und lebe mit ebenderſelben Konſtitution hier wohl und munter, ſo ſehr, als ich dort litt. Ich habe manche Anzeichen, daß ich dieſes Wohlſein, wie manches andre Gute in Italien zurücklaſſen werde.

Nicht daß er bereits in ſchwarzgallige Stimmung verſunken wäre! Seine Lehre war ja, die Blume und Frucht des heutigen Tages zu genießen. Außerdem bleibt uns doch auch im Unglück die ſchöne Vergangenheit als Beſitz; alles Gelernte gehört uns; er hatte Italien in einer ſo friedlichen Weiſe erobert, daß ihm kein Feind die Beute wieder abjagen konnte. Auch war er hier ein Andrer geworden: ſtärker, weiſer, erfahrener, brauchbarer. Ja, namentlich brauchbarer. Und dieſe Stärke und Brauchbarkeit nahm er mit ſich.

Er blickte auf ſeinen Freundeskreis in Rom und fühlte ſich ſehr ermutigt. Dieſer Kreis bewies es, daß er jetzt liebenswert und für die Geſellſchaft tauglich war. Dieſe Männer — und über ihnen thronend die einzige Frau Angelika — hielten ja bei ihm aus! Obwohl ſie ihn jetzt nahe kannten, hörten ſie nicht auf, ihn zu lieben; ihre Neigung zu ihm ſchien ſogar zu wachſen. Achtung und Bewunderung aus der Nähe und Ferne zu empfangen, war er längſt gewöhnt; darauf gaben ihm ja ſeine Talente und ſeine Rechtſchaffenheit ein unzweifelhaftes Recht. Freunde und Freundinnen hatte er wohl auch immer einige gehabt, aber doch immer mit Fallen und Aufſtehen. Manche waren ſchon bei Seite getreten; Andere hatten viel an ihm auszuſetzen gehabt, namentlich an ſeinem Umgang, am Zuſammenleben mit ihm. Die Freundin, die am tiefſten in ihn hinein ſah und gegen ihn auch am aufrichtigſten war, machte kein Hehl daraus, daß ſie ihn in der Entfernung viel mehr lieben könne, als in der Nähe. Dieſe ſeine Unleidlichkeit hatte er ſelber unzählige Male gefühlt. Er hatte dagegen angekämpft, hatte geſellig, höflich, freundlich mit Jedermann ſein wollen, zum Beiſpiel damals, wo er im Januar 1780 aus Lavaters liebevollem Hauſe nach Weimar zurückkehrte. Sein Vorſatz war ihm nicht gelungen; er wurde eben unwillkürlich und gegen ſeinen Willen ſteif, kalt, verſchloſſen, ſchweigſam, nicht bloß gegen Fremde und Halbfreunde, ſondern ſogar gegen ſeine Geliebteſten. Oft mußte er ihnen ſchreiben, um ihnen ſeine Liebe, ſein Vertrauen ausdrücken zu können. Charlotte, der Herzog und Andere mußten ihn viele Male ertragen, um ihn zuweilen auch genießen zu können. Er hatte es gewußt und keine Gewalt über ſich gehabt. Über ihn kam immer wieder das Erſtarren; er trat in ſich ſelbſt zurück, ſtatt ſich, wie unzählige Andere, in Geſellſchaft erſt recht zu öffnen, zu entfalten. Dies Zurücktreten hatte er ſelbſt als einen kranken Zuſtand empfunden.

Nun aber umgaben ihn Menſchen, die ſich keineswegs über ihn beklagten, die ihn vielmehr als Wohltäter empfanden, und er ſah auch ſelber, daß er ihnen wohltat: im täglichen Umgang! Dabei ſpielte er nie in der falſchen oder doch hohlen Weiſe der Höflinge und Politiker den Liebenswürdigen gegen ſie; er nannte das Weiße weiß und das Schwarze ſchwarz, ob es dem Zuhörer bequem war oder nicht. Noch immer wurde der Unredliche, Unechte, Eitle, Anſpruchsvolle von ihm verlacht oder derb zurückgeſtoßen, und doch lebte und webte er jetzt als Mittelpunkt eines Freundeskreiſes! Alſo war er jetzt ſelber für die Geſellſchaft geſund geworden, war nicht mehr borniert, ſondern ausgebreitet. Kein Vetter Michel mit Jedermann, aber fähig, ein Freund Aller zu ſein, die auf einem rechten Wege gehen oder einen rechten Weg ehrlich ſuchen.

„Übrigens widerſteh' ich allem Andringen der ſogenannten großen Welt“ ſchrieb er an Knebel um dieſelbe Zeit der Winterſonnenwende, wo er ſich ſeiner hieſigen Freunde als eines Beweiſes ſeiner eigenen Geſundheit freute. Nach dem Geſellig ſein hatte ihn nicht gelüſtet, um im gewöhnlichen Sinne geſellig zu ſein, nämlich ſeine Zeit in der Geſellſchaft herumzubringen, ſeine Zeit „totzuſchlagen“. „Ich will auch keine Stunde um der Menſchen willen verſäumen, die mir nichts geben können und denen ich nichts geben kann. Sie haben Freunde genug, die Viſiten-Billets abgeben, einen Platz bei Tiſche und am Spieltiſche einnehmen!“

*

Ein großer Vorzug der ärmeren und mittleren Bürgersleute vor den „Gepuderten“ war gerade hier in Rom, daß der Verkehr mit ihnen ohne Umſtände und Zeitverluſt vor ſich ging. Zum Beiſpiel das Anbandeln zwiſchen Mann und Weib. Die Damen vom erſten und zweiten Range forderten von ihrem Galan einen höchſt zeitraubenden, vielleicht auch ſonſt koſtſpieligen Dienſt und haben am Ende auch nichts Beſſeres zu bieten als ein angenehmes Frauenzimmer im gewöhnlichen Bürgerſtande. Goethe hatte bisher das ganze ſüdländiſche Volk oft mit großem Wohlwollen betrachtet und es doch gewiſſermaßen mißachtet; er fühlte die Fremdheit, das andere Blut, das andere Seelenleben. Aber man macht mit der Zeit doch Unterſchiede, und es konnte nicht ausbleiben, daß den jungen Mann die eine oder andere Schöne reizte, zumal jetzt, wo ſich ſogleich an das Weihnachtsfeſt das Treiben des Vor-

Karnevals anſetzte. Es konnte nicht ausbleiben, daß der ſo lange Zeit von ihm zurückgedrängte Trieb nach dem andern Geſchlechte ihn überfiel, ihn erregte, ihn bei aller Arbeit, bei jedem Geſchäfte ſtörte, ihn plagte, neckte, lockte, ärgerte, drückte, bekümmerte. Der ernſte Mann hatte vielleicht einen kleinen Scherz mit einem hübſchen Weibchen begonnen und eben nur beginnen wollen; ein kleines Spiel; nun aber erweiſt ſich Cupido wie ein Teufelchen, wie der alte Teufel ſelber, der nach dem Sprüchworte uns ganz an ſich reißt, wo wir ihm nur den kleinen Finger hinhielten. Goethe mußte ſich ſelber die Gefahr geſtehen:

Cupido, loſer eigenſinniger Knabe,
Du batſt mich um Quartier auf einige Stunden!
Wie viele Tag' und Nächte biſt du geblieben
Und biſt nun herriſch und Meiſter im Hauſe geworden!

Von meinem breiten Lager bin ich vertrieben;
Nun ſitz' ich an der Erde, Nächte gequälet;
Dein Mutwill' ſchüret Flamm' auf Flamme des Herdes,
Verbrennet den Vorrat des Winters und ſenget mich Armen.

Du haſt mir mein Gerät verſtellt und verſchoben;
Ich ſuch' und bin wie blind und irre geworden.
Du lärmſt ſo ungeſchickt! Ich fürchte, das Seelchen
Entflieht, um dir zu entfliehn, und räumt die Hütte.

Der proſaiſche Rat bei ſolchem Leiden iſt: die Durſtigen mögen doch dieſen Durſt löſchen; dann können ſie ſich beruhigt wieder ihren Geſchäften zuwenden. Zum Beiſpiel dachte der Herzog Karl Auguſt recht praktiſch-proſaiſch über die Sache; da ihn jetzt das Schickſal nach Holland führte, ſo erquickte er ſich zur Zeit an den Holländerinnen; er hätte ebenſo gern gewußt, wie die ſchönen Römerinnen ſchmecken und welche Erfahrungen Goethe in dieſem Punkte mache. Dieſer ſetzte ſich nun auch auf kein moraliſches Pferd. Er hatte eben in ſeinem ‚Egmont‘ als Hälfte der Fabel die Liebſchaft des vornehmen Herrn zu einem armen Bürgermädchen abgeſchildert, ohne im geringſten zu moraliſieren; er hätte jetzt auch ſelber im Leben nicht den Heiligen geſpielt. Wenn eine römiſche Schöne ihn anſtrahlte und willkommen hieß, warum ſollte er als ein tugendſamer Joſeph vor ihr entfliehen? „Das Herz wird in einem fremden Lande, merk' ich, leicht kalt und frech, weil Liebe und Zutrauen ſelten angewandt iſt“. So ſchrieb er bei andrer Gelegenheit; was aber des Herzogs Frage anging, ſo kam ja die Liebe, das Wort in einem höheren Sinne genommen, hier gar nicht in Betracht; in Rom verſtand man darunter nur das Vergnügen zwiſchen Mann und Weib. Dennoch hatte Goethe nicht den Mut zu einem ortsüblichen Liebeshandel:

> Mich hat der ſüße kleine Gott in einen böſen Weltwinkel relegiert. Die öffentlichen Mädchen der Luſt ſind unſicher wie überall. Die Zitellen (unverheiratete Mädchen) ſind keuſcher als irgendwo; ſie laſſen ſich nicht anrühren und fragen gleich, wenn man artig mit ihnen tut: „e che concluderemo?“[1]) Denn entweder man ſoll ſie heuraten oder ſie verheuraten, und wenn ſie einen Mann haben, dann iſt die Meſſe geſungen. Ja, man kann faſt ſagen, daß alle verheuratete Weiber Dem zu Gebote ſtehn, der die Familie erhalten will. Das ſind denn alles böſe Bedingungen! Und zu naſchen iſt nur bei Denen, die ſo unſicher ſind als öffentliche Kreaturen.

---

[1]) Und was machen wir ab?

Von ſeinen mehr innerlichen Hemmungen konnte Goethe nicht wohl zu einem Freunde ſprechen, der ſolche Scheu und Zartheit von ſich ſelber nicht kannte. Aber auch ſeine Furcht vor dem ſyphilitiſchen Übel war wirklich ſehr groß; ſonſt hätte ihn doch wohl eins der Malermodelle, die er zuweilen ſah, über die Brücke gelockt. Man hörte ja auch oft genug von dem Mißgeſchick eines Bekannten, der es darauf ankommen ließ. Da hatte zum Beiſpiel der junge Camper nur kurze Zeit ſich unter den Schönen Roms umgeſehen, als er ſchon Patient wurde. Und bald hörte man von einem andern Unglücksvogel.

Während Goethe vor ſolcher Gefahr zurückſchauderte, las er in einem neuen Briefe ſeines munteren Herzogs, daß es Dieſem ſonſt ſehr wohl gehe; nur in dem unteren Körperteile fehle es zur Zeit. „Hämorrhoiden?“ fragte der harmloſe Leſer in Rom. Aber der nächſte Brief war deutlicher. Karl Auguſt hatte ſich von Holland, wo die kriegeriſchen und politiſchen Geſchäfte ſehr bald erledigt waren, nicht geradenwegs in die Heimat begeben; er mußte erſt noch in Mainz eine Kur bei dem berühmten Geheimrat Hoffmann durchmachen, denn die Nachbarſchaft der Hämorrhoiden hatte gelitten. Das ſei aber gar nicht ſo ſchlimm, ſchrieb der Patient und fuhr fort: aus Beſorgnis vor dieſer Anſteckung dürfe man nicht auf den Genuß der Weiber verzichten, denn Queckſilber ſei ein vortreffliches Gegengift. Der junge Herzog dachte eben wie Graf Egmont: Der Ängſtliche verſäumt das Leben.

Um dieſelbe Zeit aber, wo Karl Auguſt ſeine leichtſinnige Ermunterung hinſchrieb, fand Goethe in Rom, was er brauchte. Es war um die Mitte Januar, bei anſteigendem Karneval: die Deutſchen bewegten ſich alſo mehr als ſonſt zwiſchen dem römiſchen Bürgervolk, traten auch öfter in die Schenken ein; Geſang, Muſik und Tanz erhöhten die Stimmung; der Wein löſte die Zungen. In einer ſolchen Schenke half eine Tochter, die mit ihren vierundzwanzig Jahren ſchon ſeit vier Jahren Witwe war, jetzt wieder mit, die Gäſte zu bedienen: wie leicht kam es da zu Blicken, Berührungen, Scherzen zwiſchen ihr und dem ſtolzen deutſchen Herrn, der ſo freundlich mit ihrem einzigen Knäbchen tändelte! Der Wein tat dann auch ſeine Wirkung; an verſtohlene Liebkoſung reiht ſich leicht die Frage: Wann und wo biſt du allein? Und als er dann in der Dunkelheit den Weg zu ihrem Stübchen gefunden, heißt ſeine Bedingung: „So lange du mir gehörſt, mußt du nur mir gehören!“ Nun kann er endlich genießen, ſorgenlos genießen!

Darum macht Fauſtine mein Glück; ſie teilet das Lager
  Gerne mit mir und bewahrt Treue dem Treuen genau.
Reizendes Hindernis will die raſche Jugend; ich liebe,
  Mich des verſicherten Guts lange bequem zu erfreu'n.
Welche Seligkeit iſt's! Wir wechſeln ſichere Küſſe,
  Atem und Leben getroſt ſaugen und flößen wir ein.
So erfreuen wir uns der langen Nächte; wir lauſchen,
  Buſen an Buſen gedrängt, Stürmen und Regen und Guß.
Und ſo dämmert der Morgen heran, es bringen die Stunden
  Neue Blumen herbei, ſchmücken uns feſtlich den Tag.

Ehret, wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!
  Schöne Damen und ihr, Herren der feineren Welt,
Fraget nach Oheim und Vettern und alten Muhmen und Tanten,
  Und dem gebundnen Geſpräch folge das traurige Spiel!
Auch ihr Übrigen, fahret mir wohl, in großen und kleinen
  Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht!

Wiederholet, politiſch und zwecklos, jegliche Meinung
Die den Wandrer mit Mut über Europa verfolgt.
So verfolgte das Liedchen Malbrough[1]) den reiſenden Briten
Einſt von Paris nach Livorn', dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter, und wär' er nach Smyrna geſegelt,
„Malbrough“ empfing ihn auch dort, „Malbrough“ im Hafen das Land.
Glücklich bin ich entflohn: ſie kennet Werther und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der ſie ſich eignete, kaum.
Sie erkennet in ihm den freien, rüſtigen Fremden,
Der in Bergen, in Schnee hölzerne Häuſer bewohnt,
Teilt die Flammen, die ſie in ſeinem Buſen entzündet,
Freut ſich, daß er das Gold nicht wie der Römer bedenkt.
Beſſer iſt ihr Tiſch nun beſtellt; es fehlet an Kleidern,
Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der Oper ſie bringt.
Mutter und Tochter erfreu'n ſich ihres nordiſchen Gaſtes,
Und der Barbare beherrſcht römiſchen Buſen und Leib.

Froh empfind' ich mich nun auf klaſſiſchem Boden begeiſtert;
Vor- und Mitwelt ſpricht lauter und reizender mir.
Hier befolg ich den Rat[2]), durchblättre die Werke der Alten
Mit geſchäftiger Hand, täglich mit neuem Genuß.
Aber die Nächte hindurch hält Amor mich anders beſchäftigt;
Werd' ich auch halb nur gelehrt, bin ich doch doppelt beglückt.
Und belehr' ich mich nicht, indem ich des lieblichen Buſens
Formen ſpähe, die Hand leite die Hüften hinab?
Dann verſteh' ich den Marmor erſt recht; ich denk' und vergleiche,
Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit ſehender Hand.
Raubt die Liebſte denn gleich mir einige Stunden des Tages,
Gibt ſie Stunden der Nacht mir zur Entſchädigung hin.
Wird doch nicht immer geküßt, es wird vernünftig geſprochen;
Überfällt ſie der Schlaf, lieg' ich und denke mir viel.

---

[1]) Das franzöſiſche Spottlied „Marlborough s'en va-t-en guerre“, auch in italieniſcher Sprache ſehr verbreitet.

[2]) Horazens, bei Tag und Nacht die griechiſchen Meiſterwerke zu leſen.

Oftmals hab ich auch ſchon in ihren Armen gedichtet
Und des Hexameters Maß leiſe mit fingernder Hand
Ihr auf den Rücken gezählt. Sie atmet in lieblichem Schlummer,
Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins tiefſte die Bruſt.
Amor ſchüret die Lamp' indes und denket der Zeiten,
Da er den nämlichen Dienſt ſeinen Triumvirn getan[1]).

O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh, gedenk ich der Zeiten,
Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
Trübe der Himmel und ſchwer auf meine Scheitel ſich ſenkte,
Farb- und geſtaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geiſtes
Düſtre Wege zu ſpähn, ſtill in Betrachtung verſank!
Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
Sternhell glänzet die Nacht; ſie klingt von weichen Geſängen,
Und mir leuchtet der Mond heller als nordiſcher Tag.

*

Solche Geſänge erklangen jetzt aus dem von langer Spannung erlöſten Dichter oder, wenn ſie noch nicht erklangen, ſo faßten ſie doch Wurzeln und wuchſen empor. Gegen ſeinen auf ſolche Nachricht längſt begierigen Herzog drückte er ſich in Proſa aus. Er wolle nun auch im Vertrauen auf das Heilmittel den Gefahren trotzen, erwiderte er; auch habe er bereits der froſtigen Enthaltſamkeit den Abſchied gegeben.

Sie ſchreiben ſo überzeugend, daß man ein cervello tosto[2]) ſein müßte, um nicht in den ſüßen Blumengarten gelockt zu werden. Es ſcheint, daß Ihre gute Gedanken unterm 22ſten Januar unmittelbar nach Rom gewirkt haben, denn ich könnte ſchon von einigen anmutigen Spaziergängen erzählen. Soviel iſt gewiß, und haben Sie als ein Doctor longe experimentissimus vollkommen recht, daß eine dergleichen mäßige Bewegung das Gemüt erfriſcht und den Körper in ein köſtliches Gleichgewicht bringt, wie ich Solches in meinem Leben mehr als einmal erfahren, dagegen auch die Unbequemlichkeit geſpürt habe, wenn ich mich von dem breiten Wege auf dem engen Pfad der Enthaltſamkeit und Sicherheit einleiten wollte. . . .

---

[1]) Mit Amors Triumvirn ſind drei der römiſchen Liebesdichter Catull, Tibull, Properz und Ovid gemeint.

[2]) Vertrocknetes Gehirn.

Er ſprach dann von ſeinen Arbeiten und Vorſätzen und wiederholte, daß er ſich dem Herzog auch in Zukunft wie einem Arzte anvertrauen wolle.

Gebe der Himmel, daß ich mich nie wieder appeſantiere, und wenn Sie fortfahren wollen, als Leibarzt an mir zu handeln, ſo ſollen Sie Freude, wenigſtens an der Folgſamkeit des Patienten, haben[1]).

*

Wieder einmal fühlte ſich Goethe jetzt auf einem noch höheren Gipfel. Näher ſtand er jetzt den antiken Menſchen, die die Natur frei walten ließen und lächelnd jede geſunde Luſt genoſſen. „O wie fühl' ich in Rom mich ſo froh!“ Bis zur Entzückung froh, wenn alles

---

[1]) Appesantieren: ſchwer, ſchwerblütig werden. Dieſer in der Mitte ſeines 39ten Jahres geſchriebene Brief iſt der erſte Beweis für einen Geſchlechtsverkehr Goethes. Die Erwähnung, daß er die Erfahrung vom Nutzen einer ſolchen mäßigen Bewegung und von der Laſt der Enthaltſamkeit in ſeinem Leben mehr als einmal gemacht habe, klingt verdächtig: darüber hätte doch gerade der Herzog längſt unterrichtet ſein, und dann hätte Goethe mit andern Worten darauf anſpielen müſſen. Immerhin ſtehen wir hier vor einem Ignoramus und wohl auch Ignorabimus. Selbſt die Ent-

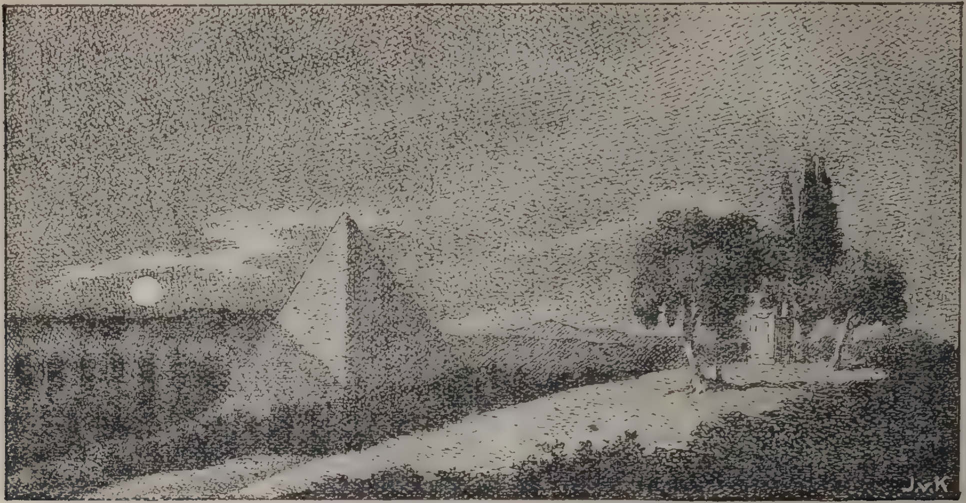
Liebliche und Herrliche zuſammenfloß, etwa nachts im Vollmondſcheine: er wandelte an den Ruinen vorbei zum Liebchen. Dann war es, wie wenn die Halle der Götter ſich ihm auftäte.

Welche Seligkeit ward mir Sterblichem; Träum ich? Empfänget
Dein ambroſiſches Haus, Jupiter Vater, den Gaſt?
Ach, hier lieg' ich und ſtrecke nach Deinen Knien die Hände
Flehend aus: o vernimm, Jupiter Xenius, mich!
Wie ich hereingekommen, ich kann's nicht ſagen; es faßte
Hebe den Wandrer und zog mich in die Hallen heran.
Haſt Du ihr einen Heroen heraufzuführen geboten?
Irrte die Schöne? Vergib! Laß mir des Irrtums Gewinn!
Deine Tochter Fortuna, ſie auch! die herrlichſten Gaben
Teilt als ein Mädchen ſie aus, wie es die Laune gebeut.
Biſt du der wirkliche Gott? O, dann ſo verſtoße den Gaſtfreund
Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde hinab! —
„Dichter, wohin verſteigeſt du dich?" —
Vergieb mir! der hohe kapitoliniſche Berg iſt dir ein zweiter Olymp.
Dulde mich, Jupiter, hier, und Hermes führe mich ſpäter
Ceſtius' Mal vorbei, leiſe zum Orkus hinab!

ſtehungszeit der ‚Römiſchen Elegien', die oben angeführt ſind, kennen wir nicht genau und wiſſen auch nicht, in welchem Maße Dichtung und Wahrheit hier verflochten ſind; einige ſcheinen jedoch den römiſchen Tatſachen ſehr nahe zu ſtehen. Die Briefſtelle an Karl Auguſt würden wir ſo auffaſſen, als ob Goethe mit mehreren Frauenzimmern trotz der franzöſiſchen Gefahr ſich eingelaſſen habe; die ‚Elegien' wiſſen nur von der ſicheren jungen Witwe. Man glaubt ſie feſtgeſtellt zu haben als eine am 25ten März 1764 geborene Fauſtina Annunciata Lucia Antonini, Tochter des Wirtes Agoſtino di Giovanni; ſie hat 1784 geheiratet und iſt ſchon im ſelben Jahre Witwe geworden; ein Söhnchen wurde nachgeboren und ſtand zu Goethes Zeit im vierten Jahre.

Das Grabmal des Cajus Ceſtius, der kurz vor Beginn der chriſtlichen Zeitrechnung ſtarb: es war eine Pyramide in der Stadtmauer nahe dem Tore des heiligen Paulus und jetzt bezeichnete es den abſeitigen Platz, wo man die Proteſtanten begrub: alſo malte auch Goethe ſich hier ſeine letzte Ruheſtätte aus für den Fall, daß er hier ſtürbe; ja er malte ſie in dieſer Zeit auch wirklich auf Papier. Es konnte doch ſein Schickſal ſein, bei Ceſtius begraben zu werden. Früher oder ſpäter. Sollte er denn nach einem andern Endpunkte ſtreben? War es nicht das Klügſte und Weiſeſte, in dieſer zu ſeinen Bedürfniſſen ſo wunderbar paſſenden Stadt ſo lange zu bleiben, bis Hermes, der Seelenführer, ihm winkte, um ihn hinunter zu begleiten in die blaſſen Gefilde der Unterwelt?

Aus Weimar bekam er zuweilen Nachrichten, die ihm den näher rückenden Abſchied von Rom nicht eben erleichterten. Durch den zu harter Aufrichtigkeit verpflichteten Philipp Seidel erfuhr er, was man im Städtchen über ihn redete und klatſchte. Schiller hatte im Anfang nur Loblieder auf den Anweſenden gehört; bei längerem Verweilen vernahm er doch auch die andern Töne. „Während er in Italien malt, müſſen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Laſttiere ſchwitzen“ hieß es da; „er verzehrt in Italien für Nichtstun eine Beſoldung von achtzehnhundert Talern, und ſie müſſen für die Hälfte des Geldes doppelte Laſten tragen.“ Andere wollten es ſogar beſtimmt wiſſen, daß Goethe gegen des Herzogs ausdrücklichen Willen noch immer in Italien zögere; mit andern Worten: er werde überhaupt nicht zurückkommen; die Beiden ſeien miteinander



Die Pyramide des Cestius
Nach einer Tuschzeichnung Goethes 1788 (Goethe-Nationalmuseum, Weimar)

verfallen. Und einige Leute behaupteten, Goethe ſei nun völlig übergeſchnappt: wenn ein herzoglich ſächſiſcher Geheimrat nun ſchon im zweiten Jahre in Rom unter kleinen Malern lebt und in einem fort Bilder beſieht, was ſoll man da Anderes über ihn denken? Selbſt ſeine Freunde ſahen ein, daß er für die weimariſche Landesverwaltung nicht gemacht ſei, und vermuteten, daß er nach dieſer Ausſpannung noch weniger dazu tauge als vorher. „Wenn Goethe geübter in der Kunſt wäre“ meinte Charlotte v. Stein gegen Knebel, „ſollte er ſeinen Geheimrat mit einem Platz in der Maler-Akademie vertauſchen, und er würde ſich glücklich dabei befinden.“

Sobald er Weimar und ſein Amt aufgab, — ſo konnte Goethe ſelber weiter denken — wurde er zum Beiſpiel der Sorge um Ilmenau enthoben, denn dort gab es plötzlich wieder große Not, der er doch auch in der Nähe nicht hätte abhelfen können. Zuerſt war es dort gelungen, den im Schacht andringenden Waſſerſtrom durch ein Kunſtgezeug zu bewältigen; vom 18ten November an wühlte er ſich wieder im Trockenen in die Tiefe hinab. Anfang Dezember wurde der Zechſtein erreicht, das Letzte über den geſuchten ſilberhaltigen Kupferſchiefern und Sanderzen. Am 7ten Dezember aber hieb ein Bergmann wiederum Waſſer an; und da quoll es ſo gewaltig heraus, daß die unten befindlichen Leute eilen mußten, ihr Leben zu retten. Dieſer Strom war wohl zwölfmal ſo ſtark als der vorige und quoll in 115 Lachtern Tiefe! Nun mußten neue Maſchinen und Einrichtungen erſonnen und ausgeführt werden, was viel Zeit und Geld koſtete. Nun war aber auch deutlich, daß man mit dem bisherigen Vermögen der

Gewerkſchaft nicht auskommen konnte; die Zeichner der Kuxen mußten zur ſelben Zeit um Zuſchüſſe erſucht werden, wo ſich das Gerücht ausbreitete, daß das ihnen ſo ſehr angerühmte Bergwerk erſoffen ſei.

Eine ſchauderhafte Nachricht für den ſo viele Meilen entfernten Mitdirektor des Unternehmens! Seinen Kollegen ſchriftlich tröſten und ermuntern: das war billig und bequem, und doch wußte er nichts Beſſeres. Er hatte Voigts Bericht an ihn geleſen, wie manche Leſer ſeinerzeit den ‚Werther‘: mit höchſter Spannung bis zum ſchlimmen Schluſſe. Jetzt wurde ihm heimgezahlt!

> Alles, was ich als dramatiſcher Dichter und Romanenſchreiber an dem Menſchengeſchlecht verſchuldet habe, daß ich die Herzen ſo oft nach Belieben erfreut und gequält, Das haben Sie reichlich durch Ihren letzten Brief gerochen. Er war trefflich komponiert, um mich alle Freuden und Hoffnungen mitempfinden zu laſſen, und ſodann, wenn ſchon nicht die Hoffnung, doch die nächſte Freude zu erſäufen.

Ängſtlich genug war aber auch, was er weiter über den Herzog vernahm. Seine letzte Erkrankung, wenn ſie auch als faſt geheilt hingeſtellt wurde: ſie war doch ein neuer Beweis, daß Karl Auguſt die Gefahren und Schädlichkeiten beſtändig herausforderte. Schon lange wiederholte man die Frage: „Wohin ſoll das führen?“ Eines Tages würde das böſe Ende da ſein. Und davon abgeſehen: was alle Nächſten des Fürſten jetzt bejammerten, mußte auch Goethe für einen ſchlimmen Irrtum halten. Der Herzog von Weimar hatte ſich in die hohe Politik und in einen Krieg gemiſcht: Das ließ ſich noch begreifen. Nun aber wollte er nach ſchnell geendetem Krieg auch im Frieden ein preußiſcher Generalmajor bleiben. Nicht bloß dem Namen nach, ſondern wirklich ein Regiment Küraſſiere exerzieren. Alſo auf Wochen und Monate ſeine fürſtliche Reſidenz verlaſſen, um ſie in ſeiner preußiſchen Garniſon zu verbringen. Weimar unterlag gegen Aſchersleben! Die Untertanen durften ſich jetzt mit gutem Grunde beſchweren: der Landesvater in preußiſchem Dienſte bei Pferden und Reitern, ſein nächſter Berater im fernen Lande mit Bildern und Dichtungen beſchäftigt, und der erſte Miniſter ein großer Verzichter, der ſeine Akten redlich beſorgte, aber keinen Trieb fühlte, die vom Fürſten fallen gelaſſenen Zügel zu ergreifen. Nur die Voigts und Schmidts taten noch ihre Schuldigkeit.

Mit ein paar Worten hätte ſich Goethe aus dieſen mißlichen Verhältniſſen herausziehen können, und Niemand hätte es für ein Unrecht erklärt, wenn der von der Natur zu Künſten und Wiſſenſchaften beſtimmte Mann ſeine Gaſtrolle in Weimar beendigt hätte.

Aber was ſollte er dann tun? Seines Vaters hinterlaſſenes Vermögen, an dem auch ſeiner toten Schweſter hinterlaſſenes Töchterchen Miterbin war, reichte nicht aus, ihn und die Mutter von den Zinſen zu ernähren; vom Dichten und Grübeln konnte man ſich erſt recht nicht ernähren; er ſah ja, wie ſchnell jetzt das Honorar für ſeine geſammelten Werke verſchwand. Auch gelüſtete ihn nicht, als Privatmann in Frankfurt ſeine Tage und Jahre abzuſpinnen: des Vaters Beiſpiel war abſchreckend. Verblieb alſo doch ein Geſchäftsleben. Auch verlangte ihn nach Taten und Tätigkeit, wie über jeden Geſunden in der behaglichſten Stube bald das Bedürfnis kommt, ſich wieder einmal draußen in Wind und Wetter zu tummeln. Goethe war nur glücklich, wenn ihm Vieles, ja Allzu-Vieles durch Kopf und Herzen ging. Wenn er nun aber vom tätigen Leben wieder erfaßt werden wollte, ſo durfte er keine fremden Aufgaben ſuchen, ſolange er ſeinem bisherigen Herrn, der immer ſein allerbeſter Freund geweſen, noch gute Dienſte leiſten konnte. Und gerade wenn Karl Auguſt in der Irre ging, ſo durfte ihn Goethe eben jetzt nicht verlaſſen. In dieſem Sinne antwortete er Voigten, mit dem er auch die Sorge über den Fürſten teilte: „Mein Herz neigt ſich zu meinen Freunden und aus dieſem Paradieſe wieder in die tätige Welt.“

*

Weimar zog ihn an, und Rom hielt ihn feſt. Da zeigte ihm ein Brief des Herzogs die vermittelnde dritte Möglichkeit, nach der wir bei ſolchem Zwieſpalt immer verlangen. Nämlich die Aufgabe, im Dienſte und auf Wunſch des Herrn noch einige Zeit, ein Jahr oder länger, in Italien zu bleiben. Der Brief kam gerade, als Goethe ſich das Liebchen gewonnen hatte; nun ergriff ihn die Freude auf dies ſchöne, ſich eröffnende Jahr ſo ſehr, daß er aufſpringen, in’s Freie laufen mußte, vor’s Tor hinaus, in die Einſamkeit, wo der Wind um ihn brauſte. Hinausrennen: ſo hielt er es ja immer bei großen Erregungen.

Er ſelber hatte unbewußt den Brief des Herzogs hervorgerufen. Er hatte dargelegt, wie vornehme Reiſende in Italien ihr Geld, ihre Zeit, ihre gute Laune verlieren müſſen, wenn nicht ein wohlunterrichteter Führer ſie ſowohl lenkt wie beſchützt. Er hatte angedeutet, daß Freund Einſiedel als Kammerherr der Herzogin-Mutter im fremden Lande von keinem Nutzen ſein könne, da Tätigkeit und Gewandtheit nicht zu den Tugenden dieſes ſonſt recht angenehmen Menſchen gehörten. Auf dieſe Ausführung antwortete nun Karl Auguſt: ſeiner Frau Mutter würde gewiß am beſten gedient ſein, wenn Goethe ſie in Italien erwarte und herumführe.

Welche Ausſicht! Alles Herrliche noch einmal aufſuchen können, neben überraſchten und gelehrigen Freunden davor zu ſtehen, ſie noch tiefer einzuweihen in dieſe Offenbarungen! „Für Andre wächſt in mir das edle Gut“; ſo klang es jetzt wieder in ihm; „warum ſucht’ich den Weg ſo ſehnſuchtsvoll, wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen ſoll?“

Nun aber die Kehrſeite! Die Herzogin-Mutter war ſicherlich eine Frau, wie ſie der Kunſtfreund gern zur Schülerin annimmt; es war leicht und behaglich, mit ihr umzugehn. Aber nach außen hin war ſie doch eine Fürſtin; ſie hatte ſelber ein Land regiert und gehörte zur nächſten Verwandtſchaft des preußiſchen Königshauſes und anderer hochberühmter Fürſten. Sie kam nach Italien mit Herren und Damen, Dienern und Dienerinnen; es gelüſtete ſie gewiß auch, die Regierenden und den hohen Adel im fremden Lande zu begrüßen. Alſo mußte Goethe ſie in Kreiſe hinein begleiten, die er bisher ängſtlich vermieden, ja beinahe unhöflich abgewehrt hatte. Und wozu das? Goethe war der beſte Führer zu den Kunſtſtätten und Landſchaften, aber würde er auch zum Hof- und Reiſemarſchall taugen? Wenn es ſein ſollte, mußte er ſicherlich bald anfangen, ſich auf dieſe Aufgabe vorzubereiten. Einen eigentlichen Auftrag hielt er noch nicht in Händen; Karl Auguſt hatte noch aus Mainz geſchrieben, alſo die Sache noch nicht mit ſeiner Mutter mündlich beſprochen; mithin konnte Goethe die nächſten Monate, bis Oſtern, auch noch nach ſeinem alten Plane leben, nämlich Landſchaftsbilder kopieren und eigene im Freien malen, außerdem in den Sammlungen nochmals das Allerbeſte ſehen. Wenn dann der Herzog ſeinen Wunſch beſtimmter wiederholte, ſo ging vom April für ihn ein neues italieniſches Leben an. Er zeichnete es ſchon dem Herzog vor.

Bisher habe ich Allen widerſtanden, die mich in die Welt ziehen wollten, weil es mir am erſten um meine Hauptſachen zu tun war, weil die Welt nicht gibt, ſondern nimmt, und weil ich täglich mehr Abneigung empfinde, Etwas halb zu tun. Nun aber werde ich mich equipieren, einen Bedienten anſchaffen, mein Quartier beſſer beſtellen, genug: mich ſo einrichten, daß ich als der Ihrige öffentlich auftreten kann und am Anſtändigen nichts fehlt. Zuerſt will ich den Kardinal Herzan und den Senator beſuchen, dann zum Kardinal Staatsſekretär und zu K. Bernis gehen[1]. Somit ſind die Schleuſen aufgezogen, und das Übrige folgt von ſelbſt. Ich will den Monat April ganz dieſer Ausbreitung widmen, denn ich muß mich ſelbſt wieder daran gewöhnen und das Leben mit mehreren Menſchen auch als Studium und Übung traktieren. Ich habe das Vertrauen eines verſtändigen Mannes, der in der Welt lebt, erworben; mit Deſſen Hilfe will ich bald alle

---

[1] Graf Franz v. Herzan und Harras war der Geſandte Joſephs des Zweiten; er ließ den Freund des politiſierenden Herzogs von Weimar ſchon längſt überwachen. „Der Senator“ bedeutete den Oberrichter der Stadt Rom; Es war der liebenswürdige und hochgebildete Principe Abondio Fauſtino Rezzonico. Der Kardinalſtaatsſektretär Fürſt Buoncompagni iſt ſchon früher erwähnt. Kardinal Bernis: Francois Joachim de Pierres, Graf von Lyon und Bernis, war Geſandter des franzöſiſchen Königs; er iſt auch als Dichter und Freund Voltaires bekannt.

Verhältniſſe kennen lernen und ſehen, was die Herzogin zu tun und zu laſſen hat.

Was den Genuß der Natur und der Kunſt betrifft, ſo bin ich gewiß, daß ihr ihn Niemand ſo verſchaffen kann, wie ich es imſtande bin. Kann ich noch das Verhältnis gegen das Publikum ſchicklich und wenig läſtig machen, ſo werde ich mich meines Dienſtes nicht zu ſchämen haben. Vielleicht ſchickt es ſich, im Mai eine Exkurſion nach Neapel zu machen: ich präſentiere mich alsdann auch dort bei Hofe und ſondiere das Terrain. Ebenſo machte ich es in Florenz, wenn ich der Herzogin entgegen gehe, denn es wäre meine Abſicht, ſie in Verona zu empfangen. Kommt ſie alsdann mit Jemand an, der ſchon bekannt (und, wie ich mich zu betragen hoffe, beliebt) iſt, ſo macht ſich Alles leichter, beſonders da man ſowohl in Neapel als Florenz auf einem natürlichen Fuß bei Hofe — inſofern ſich Das denken läßt — lebt und Alles ohne Etikette und Steifheit wird abgetan werden können.

Was die häuslichen Einrichtungen betrifft: Dieſe ſollen beſtens bedacht werden. Einen großen Dienſt werde ich der Herzogin erzeigen können: ihr alle leidige Verkäufer vom Halſe zu halten, welche ein wahres aufpaſſendes Geſchmeiß ſind und ein beſonder Geſchick haben, Reiſende zu kompromittieren und ſich anzudringen. Ich werde ihr einige Sachen beſtellen und anſchaffen, die ihr Freude machen mit Wenigem. Ich habe dieſe Materie aus dem Fundament zu ſtudieren Gelegenheit gehabt . . . . .

Noch will ich Niemand entſchieden ſchreiben, daß ich hier bleibe. Auch von Ihnen noch von Weimar aus nähere Beſtimmungen erwarten. Ich ſchreibe auch Ihrer Frau Mutter nichts und richte mich nur indeſſen gelaſſen hier drauf ein . . .

Beſtätigen Sie mir Ihren Willen, daß ich Oſtern hier bleiben ſoll, ſo ſehe ich mich als einen Diener der Herzogin an und ſubordiniere meine übrige Exiſtenz dieſer Pflicht. Es wird mir anfangs wunderbar vorkommen und doch für die Zukunft heilſam ſein, daß ich genötigt werde, wieder unter allerlei Menſchen zu leben.

Sechstes Kapitel

Unbeſtimmter Zuſtand

Ende Januar bis Mitte März 1788

„Ich bin wohl und vergnügt und wäre ganz glücklich, wenn mich nicht das Schickſal zwiſchen Norden und Süden ſchwebend erhielte“. So hatte Goethe ſchon im Dezember ſeinen Zuſtand ausgedrückt; den ganzen Februar und die Hälfte März trug er nun heimlich die Frage mit ſich, ob er im April oder im Herbſt nach Deutſchland zurückkehren oder im Anfang Sommer der Herzogin Amalie entgegenfahren und mit ihr noch einmal Italien von einem Ende zum anderen genießen werde.

Zunächſt war der Karneval auszuhalten; er begann eben damals, wo Goethe ſich bereit erklärte, Reiſemarſchall der Herzogin zu werden. Das ſchönſte Wetter leitete die tolle Luſtbarkeit ein, und Goethe genoß auch den Ausblick aus ſeinem Fenſter. Er wohnte ja im Theater.

> Der Obelisk, hinter ihm die Porta del Popolo, vor dem Obelisk, nach dem Corſ' zu, eine lange, mit Teppichen behängte Bühne für Zuſchauer. Vor der Bühne das Seil, hinter dem die Pferde gehalten werden, die ſich zum Ablaufen ſträuben und bäumen. Der Platz an beiden Seiten gleichfalls mit Bühnen für Zuſchauer, und die Straße hier,

auf dreitauſend Schritte Alles voller Kutſchen an beiden Seiten und voll Menſchen; nur ein ſchmaler Lauf für die Pferde. Als Pferderennen betrachtet, iſt es wenig oder nichts; die ganze Lokalität zuſammen iſt intereſſant und merkwürdig.

Das Wetter blieb ſchön, und die Narren trieben es nicht gar zu toll. Aber es iſt für einen ernſten Mann eine arge Plage, zum zweiten Male und leider acht Tage lang dieſen Unſinn, dieſes Fratzenweſen anſehen zu müſſen, ihm nicht entrinnen zu können. Und mitunter erſchrak man doch auch vor dem Plötzlichen, dem Schamloſen, dem Wild-Verzerrten. Goethe hatte ein gutes Mittel, das Übel zu überwinden: er beſchrieb es! Bertuch in Weimar hatte ein paar Bildchen geſehen, die Goethe voriges Jahr von dieſem Maskentreiben nach Weimar geſchickt hatte; er bat jetzt um eine Anzahl ſolcher Darſtellungen für ſein ‚Journal des Luxus und der Moden‘ und um etwas Text dazu. Goethe ließ von ſeinem Hausgenoſſen Schütz die raſchen Zeichnungen machen, und er ſelber ſchrieb viele Stunden als ein Chroniſt Alles auf, was er ſah oder vernahm. Es iſt ein Vorteil des Schriftſtellers, daß er als ſolcher ſich Anteil und Vergnügen an Dingen ſchaffen kann, die ihn, ſeinen übrigen Menſchen, ſonſt langweilen und niederdrücken würden.

*

In dieſen Wochen, wo er nicht wußte, wann er nach Weimar zurückkehren werde, dachte er noch freundlicher als ſonſt an ſeinen dortigen Stellvertreter Philipp Seidel, ohne deſſen Zuverläſſigkeit ſein langes Ausbleiben kaum denkbar geweſen wäre. Der arme Spenglersſohn aus Frankfurt war nun ein Dutzend Jahre halb Diener, halb Freund ſeines wohlhabenden und berühmten Landsmannes geweſen; wir erinnern uns, daß er als der Einzige von Goethes italieniſcher Reiſe Beſcheid wußte; er öffnete auch nachher alle in Weimar eingehenden Briefe und verwaltete alle Geld- und Wohnungsangelegenheiten. Göſchen erhielt kein Manuſkript, ehe nicht Philipp das Geld dafür im Beutel hatte; Goethe dichtete aber auch nichts, was Seidel nicht ſo gut wie jeder Andere beurteilen durfte. Jetzt zum Beiſpiel ſchrieb Seidel nach Rom, daß auch die alte deutſche ‚Claudine‘ viel beſſer geweſen ſei als die neue verwelſchte; von den Tugenden eines Operntextes hatte er eben keinen rechten Begriff. Aber er war ein geſcheidter, kenntnisreicher Mann. Wie ſein Herr dichtete und ſchriftſtellerte auch er; wie dieſer ergab er ſich den Naturwiſſenſchaften: Mikroſkop-Anſichten und Kriſtalliſationen waren jetzt ſeine Liebhaberei. Goethe lobte und tadelte ihn, wie er ſelber von Philipp gelobt und getadelt wurde. In allen wirtſchaftlichen und praktiſchen Dingen konnte Philipp ſicherlich als der Überlegene auftreten. Er war nicht nur der goethiſche Hausmeiſter, ſondern betrieb auch eine Zeit lang Nebengeſchäfte auf eigene Rechnung, indem er Leinwandſpinner und Strumpfwirker beſchäftigte, deren Waren er weiter lieferte. Später hatte er in die geordnete Laufbahn des Staatsdieners im wirtſchaftlichen Fache überzutreten gewünſcht, und da Goethe die Kammer leitete, ſo war Seidel Kalkulator geworden. Er bewährte ſich auch in dieſem Amte, ſtrebte ſogar weit über ſeinen Platz hinaus, indem er eine Abhandlung über das Geld- und Münzweſen in verſchiedenen Ländern vorbereitete. Er erbat jetzt Goethes

Fürſprache bei deſſen Nachfolger Schmidt, um bald befördert zu werden; Goethe aber brachte Seidels Namen auch öfters vor den Herzog: „Ich will ihn nicht unbedingt empfehlen, weil er der Meinige war und im edelſten Sinne mein Geſchöpf iſt; aber ich wünſche, daß man ihn kennen lerne“. Und bald darauf: „Laſſen Sie ſeine Fähigkeiten prüfen; für ſeine Treue und Honettetät ſteh' ich“.

An Seidel aber dachte er jetzt auch, wo ihn ſeine andauernde Entfernung von ſeinem angenommenen Söhnlein Fritz zuweilen drückte. Der Junge war ja nun ſchon ins ſechzehnte Jahr eingetreten; jetzt mußte man mehr als bisher auf ihn aufpaſſen: „Meine größte Sorge, die ich zu Hauſe habe, iſt Fritz“ ſchrieb Goethe in demſelben Briefe an den Herzog, wo er ſich zum längeren Außenbleiben bereit erklärte. „Er tritt in die Zeit, wo die Natur ſich zu regen anfängt und wo leicht ſein übriges Leben verdorben werden kann.“

Wie den Landesherrn, ſo bat er aber auch den Kammerkalkulator Seidel um eine väterliche Aufſicht über ſeinen angenommenen Sohn.

Überlege doch, ob Du Zeit, Muße und Luſt haſt, Dich ſeiner anzunehmen und ihm einigen Unterricht zu geben. Ich wünſche es beſonders, da ich noch nicht weiß, wie es mit mir auf Oſtern wird. Mein Gedanke wäre: daß Du ihm von dem Rechnungsweſen im allgemeinen Begriffe gäbeſt; dann im beſonderen, was zu dieſer und jener Art, beſonders bei Kammern und Ämtern nötig iſt, ihn eben in den Begriff leiteſt von Dem, was bei einem Rechnungs-Amte vorkommt. Seine Fähigkeit zum Mechaniſchen prüfteſt, um überhaupt zu ſehen, wo ſein Gemüt hinaus will. Du könnteſt ihm einen neuen ſinnlichen Begriff von den Einkünften eines Fürſten geben, von der Art, wie ſie zu erheben, zu verwahren, zu berechnen uſw. Genug: ihn mit praktiſchem, lebendigem Sinne in den Vorhof kameraliſtiſcher Beſchäftigungen führen und mir ſchriftlich oder mündlich Deine Gedanken ſagen. Du findeſt wohl Zeit hierzu und übernimmſt wohl gern dieſes Geſchäfte, das löblich iſt und wodurch Du mir eine Sorge abnimmſt.

Denke zugleich an ſein phyſiſches Wohl und mache Dir eine Angelegenheit, zu ſehen, wie es mit der Entwicklung ſeiner Kräfte geht und wird. Sprich Frau v. Stein über das Alles; ich habe ihr ſchon deshalb geſchrieben. Du begreifſt meine Abſicht . . .

*

Die Vorfrühlings-Tage in Rom vergingen ſo reich und froh wie immer. Goethe ſuchte noch auf, was er bisher zu ſehen verſäumt hatte, zum Beiſpiel die Sammlung der Maler-Geſellſchaft, die ſich Akademie San Luca nannte; man bewahrte dort einen Schädel auf, der als derjenige Raffaels verehrt wurde; Karl Auguſt wünſchte ſich einen Abguß davon. Ein großes Gemälde dort zeigte den heiligen Lucas, wie er die ihm erſcheinende Madonna malt; es ward gleichfalls dem Erſten der Maler zugeſchrieben. Auch in die ſogenannte Villa Raffaels kam Goethe endlich. „Es iſt ein heilig Monument“ und „Die Lage des Hauſes iſt ſehr ſchön“. Mit dem Maler hat in dieſer Villa eigentlich nur ein Zimmer zu tun, in dem er, ſeine Geliebte im Arm, ſeinen Ruhm und die ganze Welt vergaß. „Raffael hat ſeine Geliebte achtundzwanzigmal auf die Wand porträtiert, in allerlei Arten von Kleidern und Koſtümen“. Goethe erkannte dieſe Fornarina nun auch als ein Modell zu vielen großen Gemälden des Künſtlers.

Wenn er aber in Galerien kam, die er ſchon früher geſehen, ſo freute ihn ſeine ſehr vermehrte Aufnahmefähigkeit für alle dieſe Schätze. Zum Beiſpiel: Die Galerie Borgheſe war ihm wie neu.

Zu Hauſe ward dann immer wieder fleißig geübt. Sogar im Ton-Modellieren verſuchte er ſich, und zwar machte er einen menſchlichen Fuß, da er im Knochen- und Muskelſtudium den Fuß als Letztes erforſcht hatte. Wer doch Zeit hätte, alle Körperteile nach ſolcher Vorbereitung zu bilden! Nämlich hier in Rom, wo drei oder vier gute Freunde alle Arbeit begutachteten, wo man täglich an den Vorbildern der großen Meiſter ſein eigenes Werk prüfen konnte.

Auch aus Büchern ſuchte er Kunſt zu lernen. Leonardo da Vinci und Raffael Mengs haben über Malerei köſtliche Sachen aufgeſchrieben; er las ſie und ſchlug auch in Sulzers früher geſcholtenem Wörterbuche Manches auf. In einer Hinſicht ließen ihn dieſe Bücher ebenſo wie Heinrich Meyer und die anderen kenntnisreichen Freunde im Stich: ihre Auskunft über das Farbenweſen war mangelhaft. Er hatte nun ſchon manche Zeichnung entſtehen ſehen und das Warum und Wie begriffen; kam es aber an die Färbung, ſo ſchien Alles dem Zufall, dem Geſchmack, der Gewohnheit, dem Vorurteil, der Eigenheit der Künſtler überlaſſen zu ſein[1]. Sie handelten bloß aus ſchwankenden Überlieferungen und einem gewiſſen Impuls: Helldunkel, Harmonie der Farben, Kolorit drehten ſich in einem wunderlichen Kreiſe bei ihnen; keins entwickelte ſich aus dem andern, griff notwendig in das andere ein. Was man ausübte, ſprach man als techniſchen Kunſtgriff, nicht als Grundſatz aus. Goethe hörte zwar von kalten und warmen Farben reden und davon, daß gewiſſe Farben gewiſſe andere „heben“; aber das war doch nur ein geringes, unverbundenes, unſicheres Wiſſen. Um ſo mehr fragte er ſelber danach, grübelte darüber, und, wie er denn manchmal liebte, durch paradoxe Behauptungen ſowohl die Freunde zu verblüffen als auch der Wahrheit näherzukommen, ſo gefiel es ihm eines Tages zu behaupten: das Blaue ſei keine Farbe. Man lachte, man ſtritt; Angelika aber machte ſich den Scherz, eine kleine Landſchaft ohne Blau zu malen; ſie hatte ihm ſchon einmal einen ähnlichen Gefallen getan. Für Goethe blieb es aber nicht bei dem geſelligen Scherze. Er achtete nun auch in der freien Natur noch mehr als ſonſt auf alle Färbungen und bewunderte die Herrlichkeit der atmoſphäriſchen Farben, die Stufenfolge der Luftperſpektive, die Bläue der Ferne ſowie der nahen Schatten. Beim Scirocco-Himmel, bei den purpurnen Sonnenuntergängen zeigten ſich die ſchönſten meergrünen Schatten: hatte er ſie nicht auch ſchon in der erſten Jugend angeſtaunt, wenn er am frühen Morgen bei der Kerze am Tiſche ſaß und das Morgenlicht anwachſend durch die Fenſter drang?

---

[1] Geſchichte der Farbenlehre. Konfeſſion des Verfaſſers.

Gewiß, hier eröffnete ſich ihm wieder ein neues und weites Land der Betrachtung und des Genuſſes! Licht und Farbe!

*

Das poetiſche Geſchäft durfte nicht verſäumt werden. Drei Bände der Werke hatte er noch vor ſich; Ende Februar überdachte er ſie alle drei. Er ſtellte im Geiſte ſeine kleineren und größeren Gedichte zuſammen und überlegte, was einer Aufbeſſerung bedürfe. Manche Jugendeinfälle waren Ahnungen des Richtigen geweſen; jetzt erſt hatte ihm die Erfahrung die anſchaulichen Einzelheiten gezeigt. So wollte er ‚Des Künſtlers Erdenwallen‘ neu ausführen und eine ‚Apotheoſe‘ folgen laſſen. Auch den Plan des ‚Taſſo‘ überlegte er und ebenſo den Plan des ‚Fauſt‘. Er hatte ſein altes Manuſkript vor ſich liegen, das er vor vierzehn, fünfzehn Jahren geſchrieben, viele Stellen gleich in's Reine, raſch, ohne Änderungen hingeſchrieben. Das Papier war nun vergilbt, die Ränder der nicht gehefteten Blätter abgeſtoßen und eingeriſſen; es kam ihm ſelber wie ein eben aufgefundenes Überbleibſel aus dem Altertum vor. Und die Sprache des Ganzen, der mittelalterliche Ton beſtärkte dieſe Empfindung. Jetzt mochte es ſchwer ſein, in dieſer Weiſe fortzufahren, da er ein ſo neuer Menſch geworden war. Und worauf hatte er denn damals mit der ganzen Hiſtorie hinausgewollt? Er mußte ſich wirklich beſinnen. Aber er fand die alten Fäden wieder und ſpann ſie nun im Geiſte weiter aus bis zu Fauſtens Ende. Er ſchrieb auch eine neue Szene zu den alten, und ſiehe, ſie paßte gut zum Vorigen[1].

---

[1] Es war entweder ‚Wald und Höhle‘, das Geſpräch zwiſchen Fauſt und Mephiſto oder die ‚Hexenküche‘. Von der letzteren ſagte Goethe 1829 zu Eckermann, er habe ſie im Garten Borgheſe gedichtet.

*

Fleißige Leute wohnten im „Studio der Deutſchen gegenüber Rondanini.“ Ihr Anführer ſchildert ſeine Hausgenoſſen in einem Briefe an Fritz v. Stein:

> Herr Kayſer komponiert die Symphonie, die Lieder und Zwiſchenſpiele zu ‚Egmont‘. Herr Schütz von Frankfurt malt ein Bild und zeichnet mancherlei. Herr Bury von Hanau, ſonſt Fritz der Zweite, macht Zeichnungen nach Michael Angelo in der Kapelle Sixtina. Unſre Alte kocht; unſer Alter, der Vater von Filippo, ſchleicht herum; die hinkende Magd ſchwätzt mehr, als ſie tut; ein Bedienter, der ein Exjeſuit iſt, beſſert die Röcke aus und wartet auf, und das Kätzchen bringt viele Lerchenköpfe, die oft gegeſſen werden.

Lerchen wurden in Rom viel gegeſſen; alſo konnte die Katze viele Köpfe heimbringen.

Am wenigſten wollte der Hausvater Collina beſagen, denn ſein Geiſt war recht altersſchwach. Er jammerte, daß ihm ſein Filippo gar nicht ſchreibe, und daß er nicht wiſſe, wie man den armen Sohn im fremden Lande erreichen könne; wenn er trotzdem auf Filippos weimariſche Briefe antwortete, redete er ihn „caro padre“ an, ſo ſehr war er ſelber ein caro padre.

Das Kind des Hauſes war Fritz Bury; er zählte ja erſt vierundzwanzig Jahre. Alſo wurde er auch zuerſt müde, wenn man nach dem Abendbrote noch ſaß und ſchwätzte. Die Andern ſahen, wie er gegen das Gähnen ankämpfte, wie ihm die Augen zufielen. Raſch ſprang dann Goethe auf und deklamierte feierlich den Schlafſegen über ihn:

Der Segen wird geſprochen!
Die Rieſin liegt in den Wochen;
Die Wölfe ſind ausgekrochen.

Sie liegt zwiſchen Eis und Nebel und Schnee,
Tränke gern Eicheln und Rübenkaffee,
Wenn ſie ihn nur hätte!
Da läuft die Maus!
Kind, geh zu Bette
Und löſche die Lichter aus!

*

Auf vornehme Bekanntſchaften wollte oder mußte ſich Goethe allmählich einrichten; ſicherlich machte er jetzt ſchon diejenige des römiſchen Oberrichters Fürſten Rezzonico. Sie hatten gemeinſame Bekannte oder Freunde, den vormals däniſchen Geſandten Freiherrn v. Diede und ſeine Gattin, eine Gräfin von Kallenberg aus Muskau. Rezzonico war in Deutſchland geweſen und Diedes vor einigen Jahren hier; jetzt lebten ſie in ihrem Burgſchloſſe Ziegenberg bei Nauheim. Frau v. Diede ſpielte gern und gut Klavier; dadurch kam bei Rezzonico die Rede auf Muſik und auf Goethes Freund Kayſer; der Fürſt lud Beide zu einem Konzert bei ſich ein, alſo auf das Kapitol, wo er als der Senator der Stadt wohnte. Er bat Kayſer, ſich hören zu laſſen, und Goethe erlabte ſich innig, daß ſein Freund neben den römiſchen Künſtlern und Künſtlerinnen ſo ehrenvoll beſtand.

Und zugleich erfreute er ſich am Fenſter der Ausſicht „auf die einzigſte Gegend der Welt“, die im Abendglanze da vor ihm lag. Linker Hand erſtreckte ſie ſich „vom Bogen des Septimius Severus, das Campo Vaccino entlang bis zum Minerven- und Friedenstempel, um dahinter das Coliſeo hervorſchauen zu laſſen, in deſſen Gefolge man dann, das Auge rechts wendend, an den Bogen des Titus vorbeigleitend in dem Labyrinthe der palatiniſchen Trümmer und ihrer durch Gartenkultur und wilde Vegetation geſchmückten Einöde ſich zu verwirren und zu verweilen hatte“ [1]).

Karl Auguſt hatte ſich nach ſeiner wirklichen oder anſcheinenden Geneſung in Mainz noch einige Zeit in den Rheingegenden bewegt, als „Kurier des Fürſtenbundes“, wie man ſpottweiſe ſagte; am 14ten Februar traf er endlich nach viermonatiger Abweſenheit in Weimar ein. Er ſprach nun mit ſeiner Mutter über Goethes Bereitwilligkeit, ihr als Führer zu dienen; ſie kamen aber zu dem Schluſſe, keinen Gebrauch davon zu machen. Sie konnten ſich wohl beide dieſen ſo überaus fleißigen, zumeiſt ſo ernſthaften und oft ſchweigſamen, ja erſtarrenden Freund nicht wohl als Teilnehmer einer Geſellſchaft denken, die doch namentlich der Ausſpannung und des Vergnügens wegen durch Italien reiſen, in Italien verweilen wollte. An Goethes Tauglichkeit für das geſellige Leben, für den Zeitvertreib der höheren Stände vermochten ſie nicht zu glauben. Er hatte Beſſeres zu tun, und ihnen würde mit der Aufopferung dieſes Beſſeren wenig gedient werden.

Sicherlich vernahm der Herzog auch, daß manche Leute ſich über die lange Abweſenheit des gutbeſoldeten Geheimen Rates v. Goethe beſchwerten. Seine baldige, wenn auch nicht eilige Rückkehr war in der Tat wünſchenswert. Aber nicht die Rückkehr ins Amt. Goethe leiſtete Großes und Unerreichbares, wenn er ſeine angefangenen Werke vollendete; die wirtſchaftlichen Angelegenheiten des Herzogtums Weimar würden Schmidt und einige Andere beſſer beſorgen; ſie ſtanden den Dingen doch viel näher als der in ganz anderen Regionen ſchweifende Dichter, Kunſtfreund und Naturforſcher. Auf Schmidts Redlichkeit war unbedingter Verlaß; die kleineren Geiſter konnte man durch eine beſſere Art der Kaſſenverwaltung und Rechnungsprüfung in Schach halten. Der Herzog entſchloß ſich alſo, Schmidt zum wirklichen verantwortlichen Präſidenten der Finanzen, der „Kammer“, zu machen. Damit Goethes Ehre nicht bei dieſem Amtswechſel leide, ordnete er an, daß Dieſer an allen Sitzungen der Kammer teilzunehmen das Recht haben ſolle; ſein Sitz ſolle dann in dem für die Beſuche des Herzogs vorbehaltenen Lehnſtuhle ſein. Mit andern Worten: Goethe ſollte in Weimar ohne wirkliche Amtsgeſchäfte ſein Gehalt verzehren; ſolche Gelegenheiten, worin er dem Herzoge nützen und auch dem Lande dienen könnte, würden mit der Zeit ſich bieten.

---

[1]) So Goethe im Alter nach einer 1824 von Fries und Thürmer gezeichneten Überſicht vom Kapitolsturm aus. Daß er mit Diedes hier zuſammengeweſen und daß Kayſer mit Frau v. Diede am Klavier gewetteifert habe, iſt Hinzudichtung oder Gedächtnistäuſchung.

In der Nacht zum 25ſten Februar ſchrieb der Herzog in dieſem Sinne einen langen Brief nach Rom; vor der Abſendung ließ er dies Schreiben zu Herdern tragen, für deſſen Aufbeſſerung er jetzt gleichfalls beſorgt war. Herder war gerührt von dem Briefe, „in einen ſonderbaren Zuſtand der Dankbarkeit geſetzt“, wie der Zuſchauer einer guten Tat. „Gnädigſter, beſter Herr!“ antwortete er. „Es iſt doch wirklich ſchön, ein

Fürſt zu ſein, um durch überlegende Güte Andern und ſo Vielen Freude machen zu können.“

Und ſogleich ſchrieb Herder auch an Goethe einen vertraulichen Brief. Er gab ihm als ſein nächſter Freund den Rat: mit der Heimkehr nicht mehr zu zaudern.

Am 17ten März erhielt Goethe dieſe gewichtige Sendung. Herder ſchien ihm auszuſprechen, was der Herzog, eben weil er der Herr war, bei ſich behielt, was alle Freunde Goethes daheim dachten, ohne daß ſie es nach Rom ſchreiben mochten, nämlich den Gedanken: „Wenn er überhaupt wieder mit uns leben will, ſo ſollte er ſich bald auf den Weg machen“[1]. Und ſogleich antwortete Goethe dem Herzoge: „Ich komme!“ Er fühlte ganz den Umfang von Karl Auguſts Geduld und Güte, und ſeine Wünſche der letzten Wochen waren wie weggelöſcht.

> Ihrer Frau Mutter hätte ich, wenn Sie es nötig und ſchicklich gehalten hätten, gerne meine Dienſte in Italien gewidmet, ob ich gleich wohl einſehe, daß ich dabei mehr würde eingebüßt haben, als ſie durch meine Gegenwart gewinnen konnte. Doch glaube ich, durch manche Vorbereitung auch für Dieſelbe nicht ganz unnütze in Italien geweſen zu ſein.

---

[1] Wir beſitzen weder des Herzogs noch Herders Brief. Auf den erſteren ſchließen wir aus Goethes Antwort; für Herders Brief fehlt auch dieſe. Daß aber Herder den Ausſchlag für Goethes frühe oder verfrühte Rückkehr aus Rom gab, folgt aus Briefſtellen Goethes an Herder vom 22. September und 10. Oktober 1788: „O mein Bruder, welcher böſe Geiſt trieb Dich, mich zurückzuberufen? Ich hätte Dich nun [in Rom] auffangen können, und wir hätten ſie alle ausgelacht. — „Wenn Du in mein hold Quartierchen kommſt, ſo laß Dich's einen Augenblick reuen, daß Du mich herausgejagt haſt.“

In alle Anordnungen des Herzogs über die weimariſchen Dienſtgeſchäfte ging er dankbar zuſtimmend ein. Alſo bat er um jenen andauernden Urlaub, auf den des Herzogs Vorſchläge hinausliefen, alſo um einen von Mitte Juni ab in Weimar zu verbringenden Urlaub.

Mein Wunſch iſt: bei einer ſonderbaren und unbezwinglichen Gemütsart, die mich, ſogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehteſten Glückes, Manches hat leiden machen, mich an Ihrer Seite, mit den Ihrigen, in dem Ihrigen wiederzufinden, die Summe meiner Reiſen zu ziehen und die Maſſe mancher Lebenserinnerungen und Kunſtüberlegungen in die drei letzten Bände meiner Schriften zu ſchließen. Ich darf wohl ſagen: ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden. Aber als was? — Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurteilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntnis, wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt: Dieſer Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gaſt auf; laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen: ſo wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, geſammelte und gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin und dorthin zu leiten ſein. Ihre Geſinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Briefe zu erkennen geben, ſind ſo ſchön und für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll. Ich kann nur ſagen: Herr, hie bin ich! Mache aus deinem Knecht, was du willſt! Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, ſollen mir lieb ſein. Ich will gerne gehen und kommen, niederſitzen und aufſtehen.

Nach dieſer feierlichen Einleitung ſprach er von den ihm nun abgenommenen Ämtern — denn auch von der Kriegskommiſſion und der Wegebau-Direktion war keine Rede mehr — und von ſeinem bisherigen Stellvertreter, nunmehrigen Nachfolger Schmidt.

Ohne die Gewißheit, daß Sie mit meinem Vikarius höchſt zufrieden ſein würden, hätte ich mich nicht entfernen, nicht ſo lange verweilen können. Er iſt auf alle Weiſe ein Mann, zu ſolchen Plätzen geſchaffen, welche ich nur einnahm, um ſie zur rechten Zeit einem Fähigeren abtreten zu können. Wie freut mich's, daß ſie gekommen iſt! — — —

Die Kaſſenreviſion und die neue Ordnung iſt ein treffliches Inſtitut: dadurch wird dem übelgeſinnten Diener das Mittel genommen, ſich mit dem ungerechten Mammon Freunde zu machen; dem redlichen wird auf einmal aus mancher Verlegenheit geholfen. Hätte ich bei Antritt meiner Interims-Adminiſtration mehr Kenntnis der Details, in denen damals einigermaßen verworrenen Zuſtänden mehr Entſchloſſenheit, bei einem allgemeinen öffentlichen und heimlichen Widerſetzen mehr Feſtigkeit gehabt, ſo hätte ich Ihnen manchen Verluſt und mir manche Sorge, Verdruß und wohl gar Schiefheit erſparen können. Es war Ihnen ſelbſt mit der Zeit vorbehalten, zu tun, was unter andern Verhältniſſen Andre nur gewünſcht hatten.

Das Verhältnis, das Sie mir zur Kammer erhalten wollen, iſt, ich wiederhole es, ſo ehrenvoll, daß ich gleich beſchämt bin, es anzunehmen, als verlegen, es abzulehnen. Ich habe ſchon einmal meine Gründe geſagt, warum ich mich zu dem Letzteren neige, und würde ſie wieder verſtärkt anführen, wenn ich nicht fühlte, daß es beinahe ebenſo unbeſcheiden ſei, eine vorzügliche Gunſt eigenſinnig abzulehnen als ſie hartnäckig ertrotzen zu wollen. Mein beſtes Verhältnis zu Ihrem Ökonomiſchen wird immer die Freundſchaft zu meinem Nachfolger bleiben, die ſich, wie ich hoffe, künftig in einem genauern Umgange immer feſter ſchließen und zu Ihrem Dienſte enger verbinden ſoll. Beſonders ſehne ich mich recht, mich mit ihm über allgemeine Grundſätze zu beſprechen, welche in keiner Seſſion ausgemacht und nur ſtill und ohne Geräuſch durch die Geſchäfte von einem einſichtsvollen, wohldenkenden und ſtandhaften Manne durchgeführt werden können.

Der Herzog hatte ihm geſchrieben, daß auch Herder und Voigt beſſer geſtellt werden ſollten. Wie gern las es Goethe!

Alles, was Herder unter Ihren Auspiciis unternimmt, gibt mir die größten Hoffnungen, und ich freue mich in jedem Sinne daran teilnehmen zu können[1]. Daß Sie für ihn und Voigten ſorgen, erregt auch meine herzlichſte Dankbarkeit. Sie kommen allen meinen Wünſchen und Bitten zuvor. Möchte ich doch auch Ihrer völlig wiederhergeſtellten Geſundheit ganz gewiß werden! Möchten Sie Sich durch Ihre mancherlei äußeren Verhältniſſe, durch Übernahme des Regiments keine disproportionierte Laſt auf Sich gelegt haben! Es werde und wende ſich Alles zu Ihrem Beſten!

---

[1] Im Beſonderen iſt hier der Plan einer Allgemeinen Akademie zur Hebung des deutſchen Gemeingeiſtes gemeint. Der Markgraf von Baden, der ſelber von dem rührigen Berliner Kapellmeiſter Reichardt darauf gebracht worden war, hatte ein Gutachten darüber oder einen Plan dafür von Herder erbeten. Karl Auguſt nahm auch Anteil. Die Fürſten gedachten dieſe unpolitiſche Akademie für ihren Fürſtenbund zu gebrauchen. Es war aber bald keine Rede mehr davon.

Siebentes Kapitel

Oſtern und Abſchied

Mitte März bis 22. April 1788

Als Goethe noch glaubte, daß er in den Dienſt der Herzogin Amalie treten werde, mußte er zugleich mit Tiſchbeins demnächſtiger Rückkehr aus Neapel rechnen, denn dieſer Freund hatte eine ſolche Abſicht ſchon öfters gemeldet. Dann war Tiſchbeins großer Saal zu räumen; Goethes voriges Zimmer war inzwiſchen durch Kayſer beſetzt; alſo mußte er einen neuen Platz ſuchen, und es gehörte ſich ja auch, daß der Hofherr der Herzogin ſolche Zimmer bewohnte, wo er einen eigenen Bedienten halten und Beſuche der Vornehmen empfangen konnte. Zufällig traf es ſich nun, daß im ſelben Hauſe, wo Collinas wohnten, das obere Stockwerk frei wurde; Goethe mietete es ſogleich, und ſo geſchah es, daß er für die letzten Wochen in Rom noch umzog und ſich noch einmal in ſchönen, großen Zimmern ausbreitete. Er ſtellte auch wirklich einen eigenen Diener an, einen Deutſchen, der nur mit ſeinem Vornamen Karl genannt wurde. Er nahm auch Kayſers Flügel mit hinauf, damit bei ihm Konzerte gegeben werden könnten. Angelika erſchien und andere Freunde und bewunderten Kayſers phantaſiereiches Spiel.

Eine Treppe höher: für den Blick auf den Corſo bedeutete es nicht viel, aber nach hinten hinaus eröffnete ſich jetzt eine neue Welt von unzähligen Gärtchen, die in unendlicher Mannigfaltigkeit gehalten und bepflanzt waren, und hinter den Gärten erhoben ſich die Häuſer mit Gartenſälen, Terraſſen, Balkonen, Loggien, flachen Dächern. Und jetzt war es Frühling! Fröhliche Menſchen bewegten ſich zwiſchen dem erſten Grün; die Vögel ſangen, und auch die Männer und Frauen ließen ſich gern hören, muſikaliſch und anders.

Eine Treppe höher: es war auch ein ganz anderes Licht! Jetzt eben kamen die Aquarelle an, die Kniep nach den Skizzen der ſiziliſchen Reiſe ausgeführt hatte: Goethe war entzückt von ihnen; ihre Wirkung aber beruhte zum Teil auf dem ſehr reinen und hellen Lichte, das hier oben durch die Fenſter drang. Man glaubte auf Knieps Blättern die Feuchte des Meeres, die blauen Schatten der Felſen, die gelbrötlichen Töne der Gebirge, das Verſchweben der Ferne in dem glanzreichſten Himmel noch einmal zu ſehen, noch einmal zu empfinden. Bald bemerkte Goethe, daß alle Bilder, die er hier auf die Staffelei ſtellte, viel auffallender und wirkſamer wurden; Jedermann hatte nun ſeine Freude daran.

Da er nun noch mehr Platz hatte als bisher, kamen auch die Götter und Götterkinder noch beſſer zur Geltung. Tiſchbein hatte ſeine Gipsabgüſſe dagelaſſen und Goethe nicht wenige dazu gekauft; man konnte es faſt eine Menge nennen. Die große Juno Ludoviſi beherrſchte die Verſammlung; kleinere Bilder von ihr ſtanden zur Vergleichung. Die Meduſa von Rondanini drüben übte ihre ſonderbare Anziehung, denn er hatte auch von ihr eine Kopie erworben; vorzügliche Büſten Jupiters waren da, auch ein Herkules. Halberhabene Arbeiten, Abgüſſe von manchen ſchönen Terrakotten, die Abgüſſe von dem ägyptiſchen Serapis-Obelisk reihten ſich an einander. Ein paar echte antike Überreſte, Marmorfragmente u. dgl., hatte der deutſche Altertumsfreund aber auch an ſich gebracht.

Einmal ſtreckte er ſogar die Hand aus nach einer großen und wertvollen antiken Statue. Das Geſchäft war etwas dunkel, ſo dunkel, wie Manches im Kunſthandel; es wurde ein Käufer, möglichſt ein Ausländer, geſucht für die aus dem Palaſt Caraffa Colombrano in Neapel heimlich herbeigeſchaffte Figur einer Tänzerin. Der Preis war für das Gebotene nicht hoch. Goethe ward erregt von dem Gedanken, daß ihm eine ſolche Eroberung möglich ſei; dreiviertel war er ſchon entſchloſſen; ſchließlich überwogen aber doch die Bedenken. Es war gar zu zweifelhaft, ob er dies große Werk bis Deutſchland hindurch bringen würde. Ja, er mußte ſich leider auch ſagen, daß er die allermeiſten ihm gehörenden Abgüſſe nicht mitnehmen könne. Nur Bilder und Rollen konnte er jetzt einpacken und vorausſchicken.

*

Im vorigen Jahre hatte er gleich nach dem Aſchermittwoch die Fahrt nach Neapel getan; diesmal lebte er dem Oſterfeſte an den heiligſten Stätten der katholiſchen Chriſtenheit entgegen. An ihm waren ja freilich die Zeremonien der Pfaffen verloren, und gegen die jetzt zugrunde liegende Kreuzigungs- und Auferſtehungsgeſchichte war er längſt abgeſtumpft oder feindlich geſtimmt; allerlei Augenweide durfte er aber doch erwarten, wenn der Papſt und die Kardinäle in der Sixtina oder im Petersdome als Schauſpieler auftraten. Auf Regie und Dekoration verſtand man ſich hier von Alters her. Und wenn dieſe hohen Schauſpieler verſagt hätten, ſo wäre doch die Ohrenluſt übrig geblieben. Die berühmte päpſtliche Kapelle beſtand aus zweiunddreißig vollkommenen Sängern, je acht für die vier Stimmen; die Diskantiſten und Altiſten waren Verſchnittene. Goethe aber hatte jetzt den beſonderen Vorteil, daß er dieſe Muſik mit Kayſer erlebte und daß er durch dieſen Freund auf viele Einzelheiten vorbereitet wurde. Kayſer kannte einen Teil der Noten ſchon von früher her, hatte ſie mitgebracht oder ließ ſie ſich nachſchicken; um das Übrige bemühte er ſich hier. Er ſpielte alſo viele Stücke auf dem Klaviere vor und ſang ſie mit Goethe und anderen Freunden durch. Es war um dieſe alte Muſik freilich eine beſondere Sache: auf einem Inſtrumente geſpielt und von Laien geſungen, wollte ſie nicht viel beſagen; man mußte ſie an jener Stelle hören, wo ſie ſeit zweihundert Jahren an beſtimmten Tagen erklang, und es kam bei ihr um ſo mehr auf die Vollkommenheit des Geſangs an, als keine Orgel noch ſonſt ein künſtliches Klangwerkzeug dabei ertönte.

Der Sonntag Okuli, der auf den 24ſten Februar fiel, eröffnete für Goethe die muſikaliſche Lehr- und Freudenzeit: nämlich in der Sixtiniſchen Kapelle, die ihm vom heißen Sommer her ſo wohl vertraut war! Jetzt wohnten der Papſt und die Kardinäle hier der Meſſe bei. Die letzteren, die ſonſt rot gekleidet ſind, gingen der Faſtenzeit wegen violett. Über ihnen aber ſaßen, ſtanden, beugten ſich, lagerten ſich Michel Angelos Geſtalten aus der bibliſchen Geſchichte und dem jüngſten Gericht. Das Ganze ſei ein Bild, wie es Albrecht Dürer hätte malen können, meinte Goethe. Die Muſik dazu war von dem Spanier Chriſtoforo de Morales, der in der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts hier päpſtlicher Sänger geweſen iſt. Kayſer und Goethe entzückten ſich an dieſen Stimmen, an dieſem Geſang, den keine Inſtrumenten-Einmiſchung verunreinigte, an dem Merkwürdigen der alten Muſik.

Zu Hauſe nahmen ſie dann etwas Ähnliches durch: Pſalmen, in italieniſche Verſe gebracht, als Soli, Duette und Chöre komponiert von dem venediſchen Edelmann Benedetto Marcello, der freilich noch vor fünfzig Jahren gelebt hatte; ſein Werk jedoch war höchſt altertümlich, denn alte jüdiſche und griechiſche Melodien lagen zu Grunde.

Am Sonntag Lätare verſäumte Goethe die Kapelle, um mit Angelika ein ſehr ſchönes Gemälde zu ſehen, das dem Correggio zugeſchrieben wurde. Am Freitag und Samstag darauf waren ſie in Sankt Peter und der den Mailändern gehörenden Kirche San Carlo; im Petersdom flötete und brauſte die Orgel mit darein; in San Carlo, wo man die Leichenfeier für einen Kardinal hielt, ließen ſich päpſtliche Kapelliſten vernehmen.

Es ward ein Requiem geſungen: zu zwei Sopranen, das Seltſamſte, was man hören kann. Notabene: auch dabei war weder Orgel, noch andere Muſik! Welch' ein leidig Inſtrument die Orgel ſei, iſt mir geſtern Abend in dem Chor von Sankt Peter recht aufgefallen; man begleitete damit den Geſang bei der Veſper. Es verbindet ſich ſo gar nicht mit der Menſchenſtimme und iſt ſo gewaltig.

Am nächſten Morgen, Sonntag Judika, genoß man eine Motette von Paleſtrina in der Sixtina. Am Dienstag wollte es das Glück, daß zu Ehren einer vornehmen Fremden verſchiedene Teile der Karwochs-Muſik in einem Saale aufgeführt wurden.

Wir hörten ſie alſo mit größter Bequemlichkeit und konnten uns, da wir ſie oft am Klavier durchſangen, einen vorläufigen Begriff davon machen. Es iſt ein unglaublich großes, ſimples Kunſtwerk, deſſen immer erneuerte Darſtellung ſich wohl nirgends als an dieſem Orte und unter dieſen Umſtänden erhalten konnte. Bei näherer Betrachtung fallen freilich manche Handwerksburſchen-Traditionen, welche die Sache wunderbar und unerhört machen, weg; mit allemdem bleibt es etwas Außerordentliches und iſt ein ganz neuer Begriff. Kayſer wird dereinſt Rechenſchaft davon ablegen können; er wird die Vergünſtigung erhalten, eine Probe in der Kapelle anzuhören, wozu ſonſt Niemand gelaſſen wird.

Der nächſte Sonntag war Palmarum: da teilte der Papſt in der ſixtiniſchen Kapelle die Palmen aus, wirkliche große Palmblätter an die in reiche Meßgewänder gekleideten und mit ſilbernen Mützen geſchmückten Kardinäle und Ölzweige, mit ausgetrockneten Palmen kreuzweiſe gebunden, an die übrigen, die der Zeremonie beiwohnen durften. Eine feierliche Prozeſſion im Gebäude begann und endete in der Kapelle. Und alle Kardinäle küßten ſich mit dem Kuß des Friedens, wie ſehr ſie einander auch haſſen mochten.

Am Grünen Donnerstage hält der Papſt ein ſehr feierliches Hochamt in der Peterskirche, in Anweſenheit aller Kardinäle und ſonſtigen Kirchenfürſten, mit Geſang, ohne Inſtrumenten-Begleitung. Eine Prozeſſion in die pauliniſche Kapelle des Vatikans ſchließt ſich daran, wo das heilige Sakrament vom Kardinaldekanus ausgeſtellt wird. Sodann begibt ſich der Papſt auf die Loge über dem Eingang der Peterskirche; bis 1770 wurde hier die Bulle in coena Domini verleſen, worauf der Papſt alle Ketzer in Bann tat, als paſſende Einleitung für den Segen, den er nachher an die getreue katholiſche Chriſtenheit ſpendete. Dieſes Segnen blieb beſtehen. „Zugleich fällt Alles auf die Knie“, berichtet Volkmann weiter; „die Kanonen werden gelöſet; die paradierenden Truppen rühren das Spiel und geben eine Salve, und mit allen Glocken in Rom wird geläutet, welches auch bei andern Religionsverwandten, die übrigens bei dieſem Fluch und Segen gleichgültig ſind, einen großen Eindruck macht.“

Darauf wäſcht der Papſt zwölf armen Prieſtern, die als Pilgrime nach Rom gekommen und ſorgfältig unter den Vielen ausgewählt ſind, die Füße, wonach ſie neu eingekleidet und mit Geld beſchenkt werden; nachher werden ſie auch geſpeiſt, wobei ihnen die Kardinäle das Eſſen auftragen. Dieſe ſelber halten danach ein Mahl, aber mehr ſymboliſch, zum Anſchauen.

An dieſem Tage werden in der Sixtina die Tenebren und ein Miſerere von Tommaſo Bai geſungen[1]).

Am Karfreitag iſt wieder Hochamt in der ſixtiniſchen Kapelle und nachher öffentliches Mahl der Kardinäle.

---

[1]) Miserere mei, Deus! Gott, erbarme dich meiner; Pſalm 57 bei Luther, 50 nach katholiſcher Zählung. Tenebrae, Finſternis, heißt das feierliche Karwochen-Offizium, bei welchem unter Abſingung der Lamentationen (Wehklagen) die auf dem Altar brennenden Kerzen eine nach der anderen ausgelöſcht werden.

Sie ſitzen nach der Reihe an der Wand, wie die Mönche in den Speiſeſälen der Klöſter. Nach Tiſche werden die Tenebren und das Miſerere vierſtimmig geſungen. Aus der ſixtiniſchen Kapelle gehen die Kardinäle in die Peterskirche und knien in einem Zirkul vor einer von den vier Tribunen in den Pfeilern der Kuppel nieder, von welcher ein Domherr ihnen mit drei daſelbſt aufbewahrten Reliquien, nämlich mit der Lanze, dem Schweißtuch und einem Stücke vom Kreuze Chriſti, den Segen gibt. Darauf kommen die Prozeſſionen von bußfertigen Sündern, welche gleichfalls mit dieſen Reliquien eingeſegnet werden.

Von fünf Uhr nachmittags bis abends ſitzt der Kardinal-Pönitentiarius auf einem fünf Stufen erhöhten Throne, welcher mit einem Geländer umgeben iſt, damit das Volk nicht zu ſehr hinzudrängt. Dies heißt das Tribunal der Pönitenz. Er hört Beichte und berührt während der Zeit Alle, die ſich darſtellen, mit einem langen Stecken, wodurch ſie auf hundert Tage Indulgenz erhalten, anſtatt daß die andern Pönitentiare durch ein ähnliches Berühren nur auf vierzig Tage Indulgenz erteilen können[1].

Alles wimmelt in dieſen Tagen in der Peterskirche und auf den Gaſſen von Pilgrimen, die meiſtens einen Kittel und darüber einen kurzen Mantel, der bis an den Ellenbogen reicht, nebſt einem Hute, Alles von ſchwarzer Wachsleinwand, tragen. Über die Schulter hängen ſie einen kleinen Almoſenkaſten und ſteinernen Krug und führen einen langen Stab dabei in der Hand. Der ganze Aufzug ſieht ſonderbar aus.

Man kann ſich bei ſolchen Feierlichkeiten einen Begriff von der Größe der Peterskirche machen, denn wenngleich einige Tauſend Menſchen darin verſammlet ſind, ſo bleibt der Platz doch geräumig, und man wird nicht gedrängt, die hundert ſilbernen Lampen, welche ſonſt beſtändig bei dem Grabe des Apoſtels Petrus brennen, ſind an dieſem Tage ausgelöſcht; an deren Statt wird vor dem Baldachin des Altars ein Kreuz von zwanzig Fuß hoch in freier Luft aufgehangen und mit ſechs- bis ſiebenhundert Lampen erleuchtet, welches der Kirche ein majeſtätiſches Anſehen gibt.

---

[1] Indulgenz: Ablaß von Kirchenſtrafen oder vom Fegefeuer.

Goethe ſah und hörte von dieſen Feſtlichkeiten Alles. In Sankt Peter war es nicht ſchwer, aber er bekam durch Gunſt und Mühe guter Freunde auch Zutritt zur Sixtina, wo es denn freilich ſehr eng herging. Er ſah die Fußwaſchung und die Speiſung der Pilger, Alles. Auch viele Wallfahrer zogen an ſeinen Augen vorüber, denn an dieſem Tage ſetzten ſich auch die einheimiſchen Frommen in Bewegung, um die ſieben Hauptkirchen der Stadt zu beſuchen, denn Jeder, dem ein ſolcher Umgang wohl beglaubigt ward, erlangte nicht nur einen entſprechenden Ablaß vom Himmel, ſondern auch ein Anrecht zur Teilnahme an einem Eſſen und geiſtlichen Volksfeſte, das in der Villa Mattei für ſolche Frommen geſtiftet war. Beſonders gerührt ward Goethe durch eine Prozeſſion von etwa vierzig zehn- bis zwölfjährigen Knaben, ſauber wie Handwerkslehrlinge gekleidet, von einem alten Manne angeführt, der gleichfalls wie ein Handwerker ausſah. Den Schluß aber bildeten einige bettelhafte, barfüßige, zerlumpte Jungen. Der Führer war ein alter, kinderloſer Schuſter, der ſich ſchon lange einen Beruf daraus machte, arme Knaben aufzunehmen und in gute Lehrſtellen zu bringen: die zerlumpten waren ſolche Knaben, für deren Ausbildung und Bekleidung erſt noch die allgemeine Wohltätigkeit der Zuſchauer, alſo auch jetzt die Gebeluſt der deutſchen Herren, angeregt wurde. Am tiefſten wirkte auf Goethe doch immer wieder der Geſang.

Die Kapellmuſik iſt undenkbar ſchön. Beſonders das Miſerere von Allegri und die ſogenannten Improperien, die Vorwürfe, welche der gekreuzigte Gott ſeinem Volke macht[1]). Sie werden Karfreitags früh geſungen. Der Augenblick, wenn der aller ſeiner Pracht entkleidete Papſt vom Thron ſteigt, um das Kreuz anzubeten, und alles Übrige an ſeiner Stelle bleibt, Jedermann ſtill iſt und der Chor anfängt: „Populus meus, quid feci tibi?[2]) iſt eine der ſchönſten unter allen merkwürdigen Funktionen. . . .

Ich habe nach meinem Wunſch Alles, was an den Funktionen genießbar war, genoſſen und über das Übrige meine ſtillen Betrachtungen angeſtellt. Effekt, wie man zu ſagen pflegt, hat Nichts auf mich gemacht. Nichts hat mir eigentlich imponiert. Aber bewundert hab' ich Alles! Denn Das muß man ihnen nachſagen, daß ſie die chriſtlichen Überlieferungen vollkommen durchgearbeitet haben. Bei den päpſtlichen Funktionen, beſonders in der ſixtiniſchen Kapelle, geſchieht Alles, was am katholiſchen Gottesdienſte ſonſt unerfreulich erſcheint, mit großem Geſchmack und vollkommener Würde. Es kann aber auch nur da geſchehen, wo ſeit Jahrhunderten alle Künſte zu Gebote ſtanden.

Indem Goethe am Karſamstag in dieſem Berichte fortfuhr, unterbrach ihn der Lärm von Chriſti Auferſtehung. In den Kirchen wurde ſie erſt am Oſtertage gefeiert; aber draußen brach jetzt ſchon die Vorfreude aus. Um Elf gaben die Kanonen der Engelsburg das Signal, daß nunmehr der Tod überwunden; dann begannen alle Glocken zu läuten, und wer ein Gewehr hatte, gab Freudenſchüſſe ab, und wer mit Feuerwerkskörpern Lärm machen konnte, verſäumte es nicht. Chriſt iſt erſtanden! Piff, paff! Bautz, bautz!

---

[1]) Die Improperien werden ſeit 1560 in der Bearbeitung Paleſtrinas nach alter Gregorianiſcher Melodie geſungen, in mehrſtimmigem, ſchlichtem Satz, Note gegen Note. — Gregorio Allegri, 1590—1652, Römer, war Altiſt in der päpſtlichen Kapelle. Sein ‚Miſerere' iſt ein zweichöriger Satz zu fünf und vier Stimmen.

[2]) Mein Volk, was habe ich dir getan? — Goethe ſchrieb ſtets: das Chor.

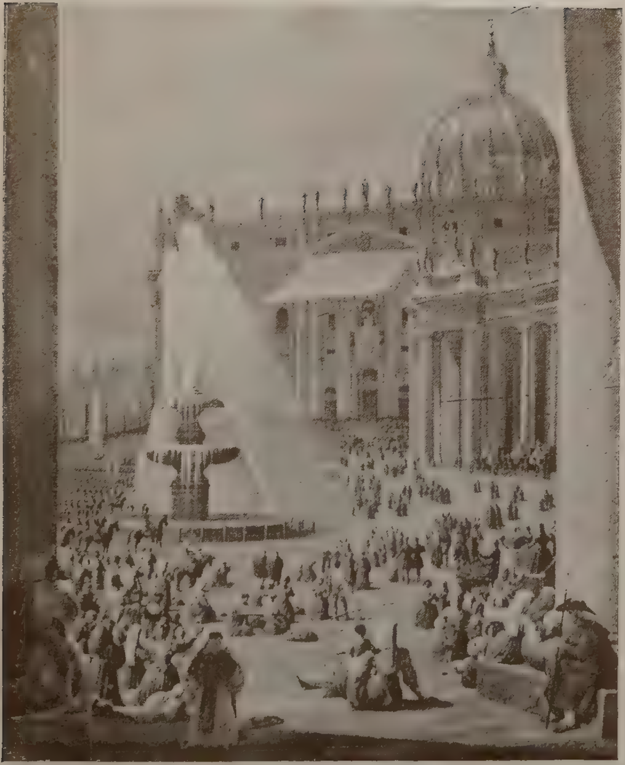
Am Oſterſonntag ward dann die große Meſſe unter der Kuppel des Petersdomes vor dem hohen Altar zelebriert. Goethe ſah von oben, von einer der Tribünen zu. Der ſchöne alte Papſt und all das Gepränge ſtimmten gar gut zuſammen.

> Man glaubt in gewiſſen Augenblicken ſeinen Augen kaum, was da für eine Kunſt, ein Verſtand, ein Geſchmack durch Jahrhunderte zuſammengearbeitet haben, um einen Menſchen bei lebendigem Leibe zu vergöttern. Ich hätte in dieſer Stunde ein Kind oder ein Gläubiger ſein mögen, um Alles in ſeinem höchſten Lichte zu ſehen.

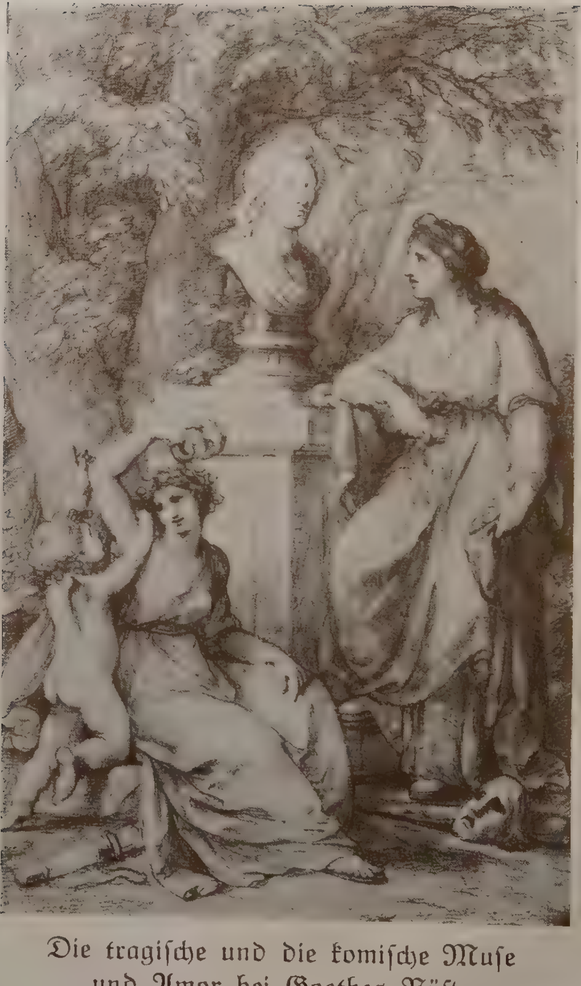
Dann folgte draußen die berühmte Benediktion.

„Am erſten Oſtertage“, ſo leſen wir wieder im Volkmann, „erteilt der Papſt abermals unter Paradierung ſämtlicher Truppen und im Beiſein aller Kardinäle dem Volke von der Tribüne der Peterskirche den Segen. Er hat die päpſtliche Krone auf und ſitzt auf einem in der Loge ſtehenden Throne. Nach Verleſung einiger Gebete ſteht der Papſt auf und gibt einen dreifachen Segen, wobei die Kanonen wieder, wie am Grünen Donnerstag, gelöſet werden. Zu gleicher Zeit wirft ein Kardinal die Zettel, worauf die Indulgentien ſtehen, welche der Papſt mit gewiſſen Kirchen verbindet, unter das Volk, und der Papſt begibt ſich hinweg.“

Am zweiten Oſtertage ſchrieb Goethe auch einmal an den Miniſter v. Fritſch. „Die Feierlichkeiten der



Rom
Der päpſtliche Segen am Oſtertage



Die tragiſche und die komiſche Muſe
und Amor bei Goethes Büſte
Nach einer Zeichnung von Angelika Kauffmann

heiligen Woche ſind nun vorüber“, berichtete er; „noch ſtehen uns zwei Feuerwerke bevor. Es iſt wohl ſchwerlich möglich, etwas Prächtigeres zu ſehen als das Enſemble der geſtrigen Funktionen. Auch die päpſtliche Demut der ſtillen Woche iſt ſchon ſtolz genug.“

*

Oſtern war diesmal ſehr früh, auf den 23ten März, gefallen; noch einen Monat blieb Goethe in Rom. Von ſich aus hätte er ſeine Geſchäfte ſchneller abwickeln können; aber Kayſer wollte noch allerlei Muſikaliſches erforſchen und ſammeln; Bury bettelte um Aufſchub der Reiſe; Andere baten gleichfalls. Und fürchtete er ſich nicht ſelber vor dem Losreißen? „In jeder großen Trennung“, erkannte er jetzt, „liegt ein Keim von Wahnſinn. Man muß ſich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ Oft ſtiegen ihm die Tränen auf, wenn er an den kommenden Abſchied dachte.

Alſo füllte er ſeine Tage noch immer voll mit Arbeiten, Studien und Betrachtungen der äußeren Welt. Immer lieber ward ihm als Begleiter und Mitforſcher der beſcheidene Heinrich Meyer, der vor den anderen Künſtlern nicht bloß das größere Wiſſen voraus, ſondern auch die Fähigkeit hatte, zu großen und klaren Erkenntniſſen und Lehrſätzen durchzudringen. Goethe fragte ſich manchmal, ob es nicht möglich ſei, dieſen Mann nach Weimar mitzunehmen, und wenn er ſich nicht ſchon entſchloſſen gehabt hätte, daß Kayſer, der ihm gleichfalls ſehr lieb war, ſein Reiſebegleiter ſein ſollte, ſo hätte er jetzt den Schweizer zum Mitkommen überredet. Zufällig ſchrieb um dieſe Zeit aber auch Tiſchbein aus

Neapel, daß er den Meyer dorthin wünſche, und dieſer Aufenthalt in Neapel war dem guten Menſchen ja auch ſehr zu wünſchen.

Indeſſen ging Goethe mit Meyer noch fleißig herum. Zum Beiſpiel in die Säle der franzöſiſchen Akademie, wo die Abgüſſe der beſten Statuen des Altertums verſammelt waren.

> In ſolcher Gegenwart wird man mehr, als man iſt. Man fühlt: das Würdigſte, womit man ſich beſchäftigen ſollte, ſei die menſchliche Geſtalt, die man hier in aller mannigfaltigen Herrlichkeit gewahr wird. Doch wer fühlt bei einem ſolchen Anblick nicht alſobald, wie unzulänglich er ſei? Selbſt vorbereitet, ſteht man wie vernichtet! Hatte ich doch Proportion, Anatomie, Regelmäßigkeit der Bewegung mir einigermaßen zu verdeutlichen geſucht: hier aber fiel mir nur zu ſehr auf, daß die Form zuletzt Alles einſchließe, der Glieder Zweckmäßigkeit, Verhältnis, Charakter und Schönheit.

Er hatte geglaubt, einem Kanon, einem Prinzip der menſchlichen Schönheit auf der Spur zu ſein, wie vor ihm unter den Anatomen Camper, unter den Künſtlern Lionardo, Dürer, Mengs und Andere. Vor der Fülle der Kunſtwerke ſtand er ratlos da. Aber freilich blieb in ihm der Glaube von dem Zuſammenhange des inneren Charakters mit der äußeren Form: alſo muß ſich Eins in das Andere überſetzen laſſen!

*

Wie ſchon angedeutet, an den Scheidenden ſchmiegten ſich noch liebreicher als ſonſt alle die deutſchen Kunſtfreunde. Ein neuer war noch hinzugekommen, Friedrich Rehberg, aus Hannover ſtammend, in Berlin zuletzt wohnhaft, Hiſtorienmaler, an Goethe durch Chriſtian und Lotte Keſtner empfohlen. Auch Verſchaffeldt begann nun noch, die Kunſtgenoſſen zu beneiden, die mit dem großen Manne in einem Hauſe wohnen durften. Von dieſen fühlte ſich Bury wie ein junger Bruder oder wie ein Sohn Goethes, aber auch Schütz erkannte deſſen Wert. Erſt recht wußte Moritz, wie ſehr ſeine Leiſtung von Goethes Ermunterung abhing; von ſich aus verſank er, ohne träge zu ſein, gar zu leicht in Träumerei und Grübelei. Er war gar zu ſehr Philoſoph, nämlich darin, daß er ſich in Alles zu finden wußte, auch in ſein eigenes unnützes Trödeln. Wie Goethe die Zeit auskaufte, bewunderte er aufrichtig; aber, ſo tröſtete er ſich, Gott hat die Menſchen verſchieden gemacht, es kann nicht Jeder ein Goethe ſein, und Alles iſt gut an ſeinem Platze. Verdrießlich nur, daß ſein Verleger von ihm für das vorgeſchoſſene Honorar gangbare Bücher verlangte.

„Mein Abſchied von hier betrübt drei Perſonen innigſt“, ſchrieb Goethe in dieſer Zeit einmal auf; „ſie werden nie wieder finden, was ſie an mir gehabt haben; ich verlaſſe ſie mit Schmerzen.“ Die Drei zu nennen, iſt ſchwer, denn neben Bury, Meyer und Moritz ſteht doch Angelika als eine Vierte, die den drohenden Verluſt tief empfand. Ausſprechen konnte ſie ihre Angſt vor der nun ſo leer erſcheinenden Zukunft nicht, wenn er die letzten Male kam, und ausdrücken nicht ihre Liebe als etwa mit beſcheidenen Zeichen. Eins dieſer Zeichen war, daß ſie an einem Titelblatte für einen neuen Band ſeiner Werke malte: Die tragiſche und die komiſche Muſe und Amor bei Goethes Büſte.

Tiſchbein, der hier in Rom Goethes erſter und lange Zeit ſein wichtigſter Freund geweſen war, blieb nach allen ſeinen Anmeldungen aus. Er ſchrieb eben jetzt aus Neapel, daß man ſeine Sachen in Rom einpacken, ſeine Wohnung kündigen möge, und an Goethe: daß es ihm leid tue, dem Scheidenden fern zu ſein.

Ich wünſchte, daß ich auf eine kurze Zeit nach Rom kommen könnte, um Ihnen noch einmal zu ſehen, ehe Sie von dorten abreiſen; aber ich bin jetzt in einem Zeitpunkt, da es unmöglich angeht. . . . Ich hätte Vieles mit Ihnen zu ſprechen und Ihnen über Vieles zu fragen; ich bin in einer Lage, die guten und aufrichtigen Rat vonnöten hätte.

Die Unterſtützung des Herzogs von Gotha ſei zu gering, betonte er wieder, und in Rom verdiene er auch nicht genug; in Neapel aber habe er die Gunſt des Hofes und der fremden Geſandten erlangt; Hamilton wolle ihn ſogar dem König von England empfehlen, der einen guten hiſtoriſchen Maler benötige. Dann dachte er an Goethes früheren Plan, ein zweites Mal nach Neapel zu fahren.

Allen Leuten tut es ſehr leid, daß Sie nicht wieder hierher kommen, beſonders aber mir. Hätte ich Das gewußt, ſo wäre ich nicht in der Zeit von Rom weg gereiſt. Und wenn ich nicht die Arbeit am Hof angefangen hätte, ſo käme ich auf eine kurze Zeit auf Rom, um Ihnen noch einmal zu ſehen und zu ſprechen.

Das las ſich freundſchaftlich genug, aber freilich: mit Knieps von Liebe und Dank überquellenden Briefen aus demſelben Neapel durfte man Tiſchbeins kluges Sichverſorgen nicht vergleichen. Und erſt recht nicht mit der Liebe der verbliebenen römiſchen Hausgenoſſen und häufigſten Gäſte.

*

Je länger, je öfter gingen Goethes Gedanken nordwärts, der kommenden Reiſe vorauf. Wen würde er unterwegs beſuchen? In Italien zog ihn Keiner beſonders an. Jenſeits der Alpen kam die Barbara Schultheß in Frage; dann der Schwager Schloſſer und die Fahlmer in Emmendingen; Mercks Haus lag auch am Wege, und gleich darauf folgte Frankfurt, der Hirſchgraben, das Vaterhaus, wo noch die Mutter waltete. Aber Vieles ſträubte ſich in ihm gegen dieſen Weg; er ſcheute ſich vor Merck wie vor Schloſſer, vielleicht auch vor der Mutter. Schon in der Mitte März nahm er ihr die Hoffnung, ihn bei dieſer Gelegenheit zu ſehen [1]).

Wenn er über den Gotthard ging, lag zuerſt Zürich am Wege; er mochte aber nicht die Stadt betreten, wo Lavater wohnte. Ihm fühlte ſich Goethe völlig entfremdet, ja, aus neuer Urſache war er faſt zu Haß geſtimmt.

Lavater hatte lange auf einen Brief, einen Gruß des ehemaligen Freundes geharrt; ſchließlich erfuhr oder ahnte er, daß Goethe inmitten der katholiſchen Welt, mit der ſich Lavater immer gut vertrug, völlig dem alten Heidentum verfallen war. Mußte der Heilandsjünger Lavater dieſen Verirrten nun aufgeben? Mit ihm zu disputieren war nicht möglich oder nicht ratſam. Aber Lavater glaubte immer gern, was er wünſchte, und ſo dachte er jetzt an die ſelige Klettenberg, die nie daran gezweifelt hatte, daß auch der umherſchweifende Ritter Wolfgang ſchließlich den Heiland finden werde. War doch ſchon Mancher, der ſich als aufgeklärter Weltkenner für einen feſten Mann hielt, im Sonnenlicht des Erlöſers weich geworden. „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ hatte auch der ungläubige Nathanael, von dem Johannes berichtet, zuerſt gefragt; er war, wie Goethe, ein angeſehener und rechtſchaffener Mann geweſen, nach dem beſten Zeugnis „ein vortrefflicher Israeliter, in dem kein Falſch iſt.“ Dieſer Nathanael war dann zu Jeſus geführt worden, hatte Deſſen übernatürliches Weſen empfunden und dann hatte auch er ſich gebeugt und bekannt: „Du biſt Gottes Sohn!“ Chriſtus aber hatte dieſen Nathanael ohne weiteres zu ſeinen Jüngern hinzugenommen und darauf der ganzen Schar verheißen: „Von nun an werdet ihr den Himmel offen ſehen und die Engel Gottes hinauf- und herabfahren auf des Menſchen Sohn.“ In Lavaters Gedanken floſſen Goethe und Nathanael zuſammen, und ſchreibluſtig, wie er immer war, ſchrieb er jetzt ein Buch, das er „Nathanael“ nannte: Oder die ebenſo gewiſſe als unerweisliche Göttlichkeit des Chriſtentums für Nathanael, Das iſt: für Menſchen mit geradem, geſundem, ruhigem, trugloſem Wahrheitsſinne! Leider fügte er zu dem wohlgemeinten

---

[1]) Uns iſt verborgen, wieviel Goethe über ſeine Mutter wußte und hörte. Ganz im Stillen lebte ſie nicht. Wie überall, ſo wurde in Frankfurt über die jeweiligen Schauſpieler ſehr viel geredet, alſo wohl auch über die Frau Rat Goethe, die eine zwar mütterliche, aber auch höchſt leidenſchaftliche Freundſchaft für die Schauſpieler Großmann und Unzelmann betätigte. Dieſe Frau von ſiebenundfünfzig Jahren ſchrieb jetzt an Unzelmann, der vier Jahre jünger als ihr Sohn war, Briefe der größten Erregung. Sie mag alſo auch in den allgemeinen Komödianten-Klatſch hineingezogen ſein. Goethe ſah in Rom unter Anderen ſeinen engeren Landsmann Turneiſen, der ihm gewiß Andeutungen machte.

Buche eine wohlgemeinte Ungeſchicklichkeit hinzu, eine Vorrede oder Anrede „an einen Nathanael, deſſen Stunde noch nicht gekommen iſt.“ So ſprach er auf den Ungenannten ein: „Edler! Trugloſer! Lieber! Lieber! Ja wahrlich, viel Lieberer als Tauſend, die ſich Chriſten nennen, ja ſelbſt als Viele, die ganz in allen Punkten meines beſonderſten Glaubens ſind.“ Und ſo weiter, zwei, drei Seiten lang. Er tat ſich etwas darauf zu gute, daß er Goethes Namen nicht ebenſo öffentlich nannte, wie früher den Namen Moſes Mendelsſohns, als er dieſen weiſen Juden öffentlich hatte bekehren wollen; aber Hunderte erkannten doch ſogleich, wer hier gemeint war, und als an Goethe dieſe gedruckte Anrede gelangte, ſchleuderte er das Buch von ſich: „Du kommſt mit Deiner Salbaderei an den Unrechten!“ rief er aus. „Ich bin kein Nathanael! Pack dich, Sophiſt, oder es gibt Stöße!“ Goethe glaubte jetzt wirklich nicht mehr an die Redlichkeit des vormals von ihm ſo hoch verehrten, ſo innig geliebten Mannes. Er wollte gar nichts mehr mit ihm zu ſchaffen haben, und auch vor der Welt ſollte dieſe Trennung des wahrhaftigen Heiden von dem chriſtlichen Schelmen deutlich werden.

Zur ſelben Zeit aber ſtand er mit der beiderſeitigen Freundin Barbara, der er einſt von Lavater zugeführt worden war, in liebreichem Briefwechſel. Ihr erzählte er noch immer von ſeinen Arbeiten und ſchickte ihr das Fertige. Sie wußte, daß er jetzt den ‚Taſſo‘ umſchmelzen wollte. „Wenn Du von dem erſten Akt des „Taſſo“ wenig gebrauchen kannſt zu dem neuen“, antwortete ſie ihm, „ſo geſchieht uns deſto beſſer: wir werden uns des neuen mit Andern freuen, und der alte wird ein Edelſtein im Schatzkäſtlein Deiner Freunde bleiben, gehört ihnen doch auch Etwas zum Voraus!“ Ganz erregt war ſie von der Ausſicht, daß ſie ihn vielleicht bald wiederſehen würde, und von der Ungewißheit hierüber. Sie, die unſchöne, nicht mehr junge Familienmutter, dachte an ihn faſt wie eine Braut an den Bräutigam.

> Wie leg' ich Dir's dann itzt genug ans Herz, mich nicht warten zu laſſen auf die Nachricht der Wendung, die Dein Schickſal des Bleibens oder Gehens wegen genommen, und was dabei vor uns zu hoffen iſt? Ich mag nichts als hoffen! Sollten die Träume, die wachend und ſchlafend ſo oft dieſe viele Monate durch Dich hinüber gezaubert haben, Träume bleiben? Ich mag nichts als hoffen! Und ſollte das Weibchen umſonſt ſo lang ſchon ſich zerſinnet haben, wie ſie gefällig genug vor Dir erſcheinen wolle? Das kann nicht ſein!

Goethe antwortete ihr nun, daß ſein Weg nicht über Zürich führe, ſondern oſtwärts durch die Gebirge von Graubünden, alſo über Chur und auf Lindau und Augsburg zu, allenfalls auch über Konſtanz. Könnten ſie ſich nicht etwa außerhalb Zürichs begegnen?

*

Die poetiſche Arbeit auf der Heimreiſe würde der ‚Taſſo‘ ſein, wie es auf dem Wege herwärts die ‚Iphigenie‘ geweſen. Denn ‚Lila‘ und ‚Jery‘ waren fertig; er mußte alſo wohl an den ‚Taſſo‘ heran, obwohl es ihm ſauer fiel. Die beiden Akte in Proſa, die er ſeit ſieben Jahren liegen hatte, genügten ihm gar nicht mehr; auch hemmte es ihn, daß der Herzog ihm damals von der Fortſetzung abgeraten. Aber im Gegenſtande ſteckte

Etwas, was ihn nicht losließ. Goethes größte Neigung im erzählenden und dramatiſchen Dichten war ja, ſeine Brüder zu geſtalten und ihre möglichen Schickſale auszubilden. Alſo Charaktere darzuſtellen, wie ſie wirklich neben ihm aus ſeinen Vorfahren hätten hervorquellen können. Er ließ ſie nicht gerade am Hirſchgraben in Frankfurt aufwachſen, verſetzte ſie nicht immer in ſeine eigene Zeit, aber ſie waren doch nahe Verwandte. Unter ihnen durfte neben Werther, Götz, Fernando, Fauſt, Wilhelm und Oreſtes auch Taſſo nicht fehlen. War Goethe ein Dichter, ſo Taſſo das Übermaß des Dichters: allzu reich begabt mit der Empfindungsfeinheit oder Empfindlichkeit, die die erſte Bedingung des Künſtlertums iſt, allzu reich auch mit der Einbildungskraft und einer ſchweifenden, ſchwärmenden Phantaſie, die ſowohl in den Himmel wie in die Hölle den Weg raſch zurücklegt. Kann man Tugenden und Kräfte allzuſehr haben? Ja, denn ihr Übermaß nimmt uns das Gleichgewicht im Wandeln auf dieſer nicht für Dichter berechneten Erde. Jedes Mehr deutet auf ein Weniger an andrer Stelle. Einigermaßen glücklich durch Welt und Leben ſchlägt ſich nur hindurch, wer die richtigen Maße für ſeine Umgebung in ſich trägt und nach außen anlegt. Wie oft hatte Goethe nicht darunter gelitten, daß er unter Menſchen wirken mußte, deren ſeeliſche Maße nicht zu den ſeinigen ſtimmten! Der Dichter Taſſo paßte erſt recht nicht in die Welt. Eben deshalb aber liebte ihn Goethe. Und gerade jetzt, auf einer Wanderung und nach dem Losreißen von Rom mochte er gern einen von ſeiner Phantaſie Beſeſſenen dramatiſieren, deſſen ganzes Leben eine Wanderung geweſen iſt. Vor zwei

Jahren war in Rom eine ‚Vita di Torquato Tasso‘ herausgekommen, verfaßt vom Abbate Pierantonio Serassi; der deutſche Dichter vertiefte ſich in das Buch, und neue Bilder reihten ſich an die alten.

*

Hatte er nun in Rom auch Alles geſehen und beſorgt? Oder war es geraten, für einen künftigen Beſuch noch Entdeckungen übrig zu laſſen? Er hatte zum Beiſpiel noch nicht die Sammlung von Arbeiten des großen Mengs aufgeſucht, die Deſſen noch lebender Freund, der ſpaniſche Geſandte Marquis Azara, aufbewahrte. Er, der große Altertums-Verehrer, hatte aber auch immer eine Scheu vor gewiſſen großartigen Bauten der alten Römer gehabt, den unterirdiſchen. Selbſt von den Thermen hatte er wenig geſehen. Jetzt ging er mit den Freunden endlich zur Cloaca maxima und bewunderte dies heilſame Bauwerk; aber als man ihn dann auch zu den Katakomben bei San Sebaſtian führte, wo in engen unterirdiſchen Gängen die Sklaven und die Chriſten und Märtyrer ruhen, wo die erſten Anfänge chriſtlicher Kunſt zu ſuchen ſind, wo die katholiſche Kirche ihre Reliquien wie aus einem unerſchöpflichen Bergwerke zu Tage förderte, als, dort angelangt, die Geiſtlichen mit Fackeln ihn und ſeine Freunde hinunter führen wollten, als ihm die modrige Luft entgegenſchlug, da verſagte ſeine Wißbegier; er ſtieg zum Sonnenlicht hinauf und wartete geduldig, bis die Andern aus dem Schachte zurückkehrten.

Viel lieber wanderte er doch zwiſchen den ihm ſo vertrauten Trümmern herum und durch die gewohnten Straßen der Stadt.

*

Und eines Tages ging er den langen Corſo zum letzten Male hinauf und ſah zum letzten Male vom Kapitol hinab auf die geliebten Reſte des Altertums. Es war Nacht, und der volle Mond beglänzte noch einmal dieſe ſagenhafte Welt. Es umſchwebten ihn „der Vorwelt ſilberne Geſtalten.“ Für ihn hier zum letzten Male.

Seine Abſchiedsbeſuche lagen hinter ihm; von ſeinen angekauften Sachen und den ihm gemachten Geſchenken rollte der größte Teil ſchon nach Norden zu; was als Hinterlaſſenſchaft hierbleiben mußte, hatte er ſchon verteilt.

Und dann brach der Morgen an, wo die Freunde den Wagen umſtanden, der ihn und Kayſer davontragen ſollte. Die letzten Wünſche, Grüße, Winke!

Das Tor lag hinter ihnen; dann die Brücke. Die Stadt verſank hinter den Hügeln; die Kuppel des Petersdomes ward kleiner, und ſchließlich war auch ſie verſchwunden. Das gleichgültige, einſame Land umfing die Reiſenden.

Tiefe Trauer legte ſich drückend auf Goethes Herz. Nun war der Riß geſchehen; nun konnte man untätig vor ſich hinſtarren. Wo hätte er eine ſolche Zufriedenheit wieder finden können, wie er ſie in Rom genoſſen? Als ein gereifter Mann hatte er hier noch einmal das Glück einer freien, harmloſen Jugend, eines herrlichen

Wachſens und Ausbreitens erleben können, inmitten dieſer wunderbaren Stadt, wo die Jahrtauſende ſich friedlich neben einander gelagert haben. Um jetzt nicht zu verzweifeln, mußte er ſich vorreden, daß er einmal wiederkehren würde. Aber zunächſt trug ihn die unbarmherzige Karre nach Norden.

Auch ſeinen bisherigen Lebensgenoſſen, die in Rom bleiben durften, war es gar ſchwer ums Herz, als Goethes Gefährt dahinrollte. Sie hätten heute nicht arbeiten, nicht ruhig zu Hauſe ſitzen können. Moritz und Rehberg beſtellten gleich eine Kutſche, um nach Frascati zu fahren; Bury ſchloß ſich ihnen an; auch Karl durfte ſie begleiten; er verdiente es, denn er war glücklich, daß er doch wenigſtens eine kurze Zeit um den großen Mann hatte ſein dürfen.

Burys Schmerz ging am tiefſten. Er ſchaute die Berge an, ob man nicht hinauflaufen und von da Goethes Wagen noch einmal ſehen könnte. Am liebſten hätte er geheult wie ein Weib, aber Goethe hatte es ihm verboten. Manchmal blieb er ſtehen, damit die Andern ſein Geſicht nicht ſehen ſollten.

Goethe hatte auch in den letzten Monaten die ſtille Welt der Pflanzen keineswegs vergeſſen. Er war noch in den vernachläſſigten botaniſchen Garten gegangen, ja, er hatte ſelber ſoviel gegärtnert, wie es in Töpfen anging. Er freute ſich noch an den aufſprießenden Samen und Kernen, an den erſten Zuſtänden der neuen Pflanzenkinder. So waren ihm einige Dattelpalmen aufgegangen; eine davon ſchenkte er an einen römiſchen Bekannten, der ſie bei der Villa di Malta einpflanzte, wo ſie ſogleich gedieh. Auch eine Pinie ließ er zurück, die bei ihm zur Welt gekommen war. Schütz trug ſie nach ſeiner Abfahrt zur Angelika, und ſie pflanzte das Bäumchen in ihren kleinen Garten: es wurde nun ihr Liebling. Ein drittes Bäumchen, eine indianiſche Feige, behielt Schütz fürs Haus zurück; ſie gedieh in ihrem Topf oder Kübel auf der Loggetta erſtaunlich gut.

Drei junge Bäumchen blieben auf dieſe Weiſe als Zeugen von Goethe in Rom zurück. Er aber nahm Mancherlei an Bildern, Mineralien, kleinen Kunſtwerken mit ſich nach Norden, als äußere Zeichen und zum Beweiſe, daß er im Paradieſe geweſen war.

Achtes Kapitel

Von Ponte molle bis zum Frauenplan

23. April bis 18. Juni 1788

Der lange Weg nach Norden ſollte dem Reiſenden einige neue Teile Italiens erſchließen; alſo fuhr Goethe zunächſt über Siena nach Florenz. Siena: eine höchſt altertümliche, gotiſche Stadt, alſo nicht nach dem Geſchmack des Antikiſch-Geſinnten. Ein merkwürdiges Madonnen-Bild in San Domenico, gemalt 1281 von Guido di Graziano, einem der älteſten Maler dieſer Stadt, heftete ſich doch ſtark ins Gedächtnis.

Florenz, diesmal ein Aufenthalt für zwei Wochen: für Goethe war es wirklich die blühende Hauptſtadt des blühenden Landes Toscana. Viel mehr als die Burgbauten der Paläſte und was ſonſt mittelalterlich anmutete, ſagten ihm hier die heiteren öffentlichen Gärten zu: hier wandelte er herum oder ſaß an ſtillen Plätzen, um in Verſen die ebenſo ſchöne Welt zu ſchildern, die einſt den trotzdem unglücklichen Taſſo umgab. Wenn Goethe ſpäter dieſe hier entſtandenen Verſe wieder las, ſo war es ihm, als ob er den größten Teil ſeiner Florentiner Tage in Luſt- und Prachtgärten zugebracht habe.

Aber dieſe Stadt drängte ihm doch noch viel andres Schöne und Merkwürdige auf. Hier waren auch die Menſchen gütig geweſen und hatten unzählige Koſtbarkeiten hervorgebracht und um ſich verſammelt, wie ſonſt die Natur zur Sommerzeit. In Toscana regierte ſeit zweiundzwanzig Jahren der aufgeklärte und wohlwollende Großherzog Leopold, ein Bruder und Artverwandter Joſephs des Zweiten, aber viel erfolgreicher, weil das perſönliche Eingreifen und Überwachen im kleinen Bezirke möglich iſt, während der Kaiſer ſich an allzuvielen Aufgaben in nahen und fernen Ländern vergebens abmattete. Leopold war ein großer Umgeſtalter, er hatte das Militär faſt völlig verſchwinden laſſen, den Gewerbetreibenden freien Handel gewährt, die Schuldhaft aufgehoben, die Todesſtrafe und die Folter durch Nichtanwendung abgeſchafft; er ſchränkte den Adel, die Geiſtlichkeit und Möncherei immer mehr ein, ſorgte für weltliche Krankenhäuſer, tat viel für Armenpflege und arbeitete von früh bis ſpät als ſorgſamer Diener ſeines Volkes. Namentlich lebte er ſelber mit den Seinen ohne alle Schlemmerei oder Prachtentfaltung. „Auch das Staatsgebäude näher zu betrachten, würde zu manchen Gedanken Anlaß geben“: Dieſe Worte ſchrieb Goethe von hier an ſeinen Herzog, der bei gleicher Aufgeklärtheit leider ganz andere Geſchäfte betrieb.

Für Goethe, wie für alle Reiſenden, mußte Florenz jedoch zuerſt und zuletzt die Stadt der Künſte ſein: das Erbe der Medici, die Wiege Michel Angelos. Hier war mehr Kunſt geſammelt oder verſammelt als irgendwo in der Welt. Die Stadt, die etwa achtzigtauſend Einwohner in 9000 Häuſern beherbergte, war von außen und innen eine der ſchönſten Italiens. Man zählte 17 anſehnliche Plätze, 10 Springbrunnen, 6 Säulen, 2 Pyramiden, 160 öffentliche Statuen, 162 Kirchen, 89 Klöſter, 44 Pfarrkirchen, 12 Hoſpitäler uſw. Schon auf den Straßen und Plätzen erkannte man zahlreiche Bildhauerwerke, die durch Stiche und Abgüſſe in aller Welt berühmt geworden waren. Die ſehr großen öffentlichen Kunſtſammlungen aber waren hier viel mehr Gemeingut als in Rom; arme Bauern wurden neben den reichen Fremden in dieſen Sälen herumgeführt und auf das Sehenswerte hingewieſen. Von der großherzoglichen Galerie in den Uffizien ward mit Recht geſagt, daß ſie allein ſchon eine Reiſe nach Italien lohne. Man ſah hier achtundfünfzig der ſchönſten aus dem Altertum geretteten Statuen, drei Gruppen, neunundachtzig Büſten und unzählige kleinere antike Überreſte. Niobe und ihre Töchter hatten einen Saal für ſich. Das Heiligtum der Sammlung und in einem achteckigen Tempelchen in auserleſenſter Geſellſchaft aufgeſtellt war jene Venus, die mit der einen Hand die Bruſt, mit der anderen den Leib verdecken möchte. „Die Medizäiſche Venus übertrifft alle Erwartung und überſteigt allen Glauben“ bekannte auch Goethe. „Wie manche andre koſtbare Antiken ſind noch hier!“

Die Fülle an Gemälden in dieſer Galerie und im Palaſt Pitti, wo der Großherzog wohnte, war nicht zu bewältigen; viele Meiſterwerke der Berühmteſten forderten Betrachtung, aber hier eröffnete ſich auch eine neue Provinz der Malerei und ihrer Geſchichte. Zum erſten Male wandten ſich die alten Florentiner an unſern deutſchen Kunſtfreund: Cimabue, Giotto, Fra Angelico, Maſaccio, Ghirlandajo, Botticelli, Filippo Lippi uſw. „Beſonders habe ich mich an die älteren Meiſter gehalten“ berichtete Goethe am 6ten Mai nach Weimar. „Ich kenne nun die Urväter recht genau, und ſo lernt man ihre Schüler und Nachfolger erſt kennen und ſchätzen[1].“

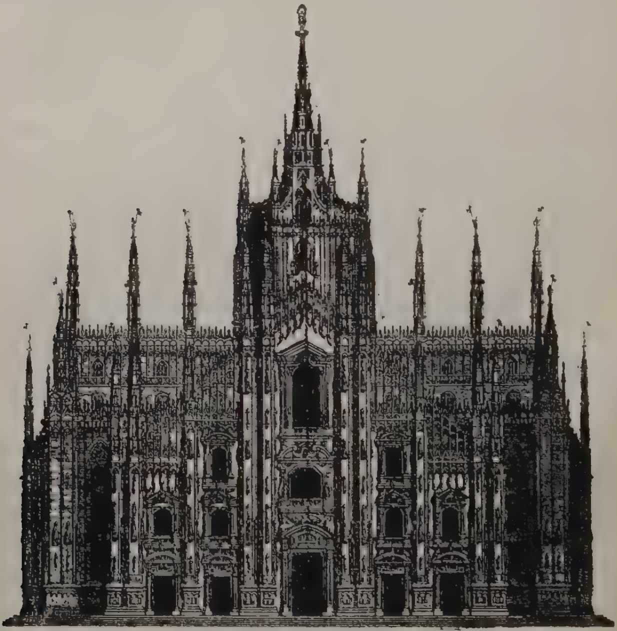
*

Am 11ten Mai machten ſich unſere Reiſenden mit einem neuen Fuhrmann wieder auf den Weg. Zuerſt war es der bekannte nach Bologna; dann brachte ſie eine neue Straße weſtwärts nach Modena, Parma, wo ein Bild von Garofalo zu ſehen war, und weiter über Reggio, Parma, wo namentlich die Arbeiten Correggios lockten, Piacenza nach Mailand.

Am 22ten tauchte dieſe große, reiche Handelsſtadt vor ihnen auf; in ihrer Mitte thronte ihr berühmter Dom, der größte Italiens nach Sankt Peter. Leider war er in der gotiſchen Zeit begonnen, anno 1386, und ward in jenem Sinne fortgeführt; die „Goten“ aber verwechſelten bekanntlich die Begriffe des Großen und Schönen, ſowie des Großen und Ungeheuren. Goethes Reiſebuch, der Volkmann, mußte zwar zugeſtehen, daß dieſer Dom bei dem erſten Anblicke etwas Majeſtätiſches habe, aber was half's? Er blieb gotiſch; ja, er war in einem ganz beſonders eigenſinnigen Geſchmacke gebaut. Alſo war Volkmann höchſt unzufrieden:

---

[1] Aber die Kunſtgelehrten machten es Goethe zum Vorwurf, daß er die Meiſter der florentiniſchen Frührenaiſſance ſein Leben lang nicht gewürdigt und nicht hinreichend gekannt habe, alſo auch nicht die großen Baumeiſter und Plaſtiker Brunelesco, Verrocchio, Ghiberti, Luca della Robbia, Donatello. Vgl. Haarhaus, Auf Goethes Spuren II, 7.



Der Dom von Mailand

Man erſtaunt anfangs über die ungeheure Maſſe des Ganzen; ſieht man aber die einzelnen Teile an, ſo bekommt man beinahe einen Ekel für die übertriebenen Zieraten. Bei keiner Kirche in Italien ſind ſie mit ſolcher Verſchwendung angebracht. Es ſollen bereits 4000 Statüen inwendig und auswendig ſtehen, und man läßt noch jährlich eine Menge neue verfertigen, obwohl der zehnte Teil hinlänglich wäre. Der Marmor dazu wird in der Gegend vom Lago maggiore gebrochen. Das ganze Gebäude iſt dergeſtalt damit beſetzt, daß man viele auf dem Dache und an der Mauer wegen der Höhe gar nicht ſieht. Nach dem angefangenen Plan kann man mit Vermehrung dieſes wunderlichen Zierats ſo lange fortfahren, bis die Kirche vor Alter einfällt.

„Es verlohnt ſich der Mühe“, fährt jedoch dieſer Kundige fort, „das Dach dieſer Kirche zu beſteigen, nicht nur um die erſtaunlichen Zieraten an Statüen, Basreliefs und anderer Bildhauerarbeit zu bewundern, ſondern auch um das Vergnügen einer herrlichen Ausſicht zu genießen. Man erblickt eine ſchöne, fruchtbare, mit Städten und Dörfern beſäete und mit Kanälen durchſchnittene Ebene, und ſieht in der Entfernung, wie ſich das apenniniſche Gebiet mit den Alpen vereinigt.“

Goethe folgte dem Rate, ſtieg auf den Turm, beſchaute nach Süden den Weg, den er gekommen war, und nordwärts die niederen Berge am Comer-See und dahinter das hohe Gebirge nach dem Gotthard und Graubünden zu. „Sähe ich Mailand jetzt im Herwege“, dachte er, „und käme aus den Gebirgen in dieſe weite Gegend, dieſe frei gelegene Stadt — zögen ſich die fernen Apenninen ahndungsvoll am Horizont hin: was würde ich für Hymnen ſingen und für Freude unter dieſem ſchönen Himmel, dem Obſte uſw. haben! Nun iſt mir verwöhntem Römer Nichts recht.“

Recht war ihm namentlich dieſer ungeheure Dom nicht; er ſah ihn faſt mit Volkmanns Augen. Es kam ihm vor, als ob man die armen Steine förmlich gequält habe, um ſie in dieſe unnatürlichen Formen zu bringen. Auch die antiken Tempel zu Päſtum, Segeſta, Selinunt und Girgenti hielt er ja für Stein-Überſetzungen aus dem Holzbau, aber es iſt etwas Vernünftiges, wenn eine ſtarke oder ſchlanke Steinſäule an Stelle eines mächtigen oder ſchlanken Baumſtammes tritt; dieſe gotiſchen Kathedralen dagegen mußte man ſich aus dem Holzſchnitzwerk erklären, jener Meſſerſchnitzelei, womit man vorher Heiligenſchränkchen, Altäre und Kapellchen auszuzieren pflegte; ſolche eigentliche Kleinkunſt war mit allen ihren Schnörkeln, Stäben und Leiſten an die rieſigen Außenſeiten der nordiſchen Mauern und Giebel gleichſam angeheftet; die gotiſchen Kirchenverzierer ſuchten die Größe in einer multiplizierten Kleinheit. Hier in Mailand hatten ſie einen ganzen Marmorberg in die abgeſchmackteſten Formen gezwungen[1]).

Welche Eindrücke Goethe vom Innern des Domes und den Reliquien mitnahm, iſt ſchwer zu ſagen. Irgendwo ſteht eine Bildſäule des geſchundenen heiligen Bartholomäus, der ein Buch lieſt, während ihm ſeine Haut über die Schulter herabhängt. Das Anatomiſche daran ward ſehr bewundert. Volkmann hatte in ſeinem Buche die Unterſchrift des Bildhauers: Non me Praxiteles, sed Marcus finxit Agrates. Goethe ſtrich die erſten drei Worte aus: wahrlich, Praxiteles hatte es nicht gemacht! In einer unterirdiſchen Kapelle ruht auf dem Altare der Kopf und Körper des heiligen Karl Borromäus in einem unſchätzbaren Sarge aus Bergkriſtall und Silber. Vielleicht hatte Goethe mehr Auge für die Kriſtalle als für den eingetrockneten Kopf und die reichen Gewänder des verdorrten Körpers.

---

[1]) So Goethe 1788 im „Teutſchen Merkur“, Aufſatz ‚Baukunſt‘. Übrigens urteilt auch ein neueſter Urteilsfähiger, der höchſt gotiſch-geſinnte Karl Scheffler: „der Mailänder Dom ſei ohne jede künſtleriſche Wirkung, ohne Monumentalität und Größe.“

Sicherlich beſuchten er und ſein Reiſegefährte Kayſer das zweitberühmte Gebäude der Stadt fleißig, nämlich die Ambroſiſche Bibliothek. Sie iſt wie die Kirche, zu der ſie gehört, nach demſelben mailändiſchen Biſchof Ambroſius genannt, der den Halleluja- und Antiphonengeſang aus Griechenland herüberbrachte, den morgenländiſchen Hymnengeſang in ganz Italien einführte und ſelber viele Hymnen verfaßt hat. Nach ihm heißt ja das alte und immer noch neue Tedeum der „Ambroſiſche Lobgeſang.“ Kayſer war hier, wie in Florenz und Bologna, beſtändig auf der Jagd nach alten muſikaliſchen Handſchriften; Goethe wird mehr den zahlreichen Gemälden, Bildhauer-Arbeiten, Münzen, Naturalien, Maſchinen und anderen Merkwürdigkeiten nachgegangen ſein, an denen dieſes Bücherhaus gleichfalls reich iſt. Unter 15 000 Handſchriften befanden ſich namentlich auch zwölf Bände von Leonardo da Vincis Hand: Traktate über Erfindungen und mancherlei Dinge, denn Leonardo „beſaß ein großes Genie“, wie Volkmann anerkennt; „er war ein Dichter, Mathematiker, Maler, Bildhauer, Chymiſte und Architekt.“ Höchſt merkwürdig waren die Anmerkungen in Lionardos Ausarbeitungen: er hatte ſie von der Rechten zur Linken geſchrieben, ſo daß man einen konvexen Spiegel brauchte, ſie zu leſen.

Das größte und immer in gleichem Maße berühmte Gemälde dieſes Meiſters: Chriſti Abendmahl, hat er hier in Mailand gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an eine Wand des Speiſeſaals der Dominikaner-Mönche von Madonna delle Grazie gemalt. Schon äußerlich war es ein ſehr großes Bild; dreizehn Männergeſtalten in anderthalbfacher Lebensgröße! An ſeinem Platze aber tat es noch eine ganz beſondere Wirkung, denn drunten im Saale aßen alltäglich die Mönche und, etwas erhöht, ihre Oberen; wieder höher ſchienen nun Chriſtus und die Zwölfe eben geſpeiſt zu haben: an einem ganz ähnlichen Tiſche, der mit ganz ähnlichen Laken bedeckt und mit Speiſe und Trank ganz ähnlich beſetzt war. Gemütlich aber war dieſe Szene gar nicht, und das Gemälde verkündete dennoch keine gemeinſame Erquickung, ſondern das Wort, das Chriſtus ſoeben geſprochen, das bitter-ſchmerzliche Wort: „Einer iſt unter euch, der mich verrät!“

Wie geſagt: dies Gemälde wurde von Anfang an in ſeinem Werte erkannt. Dennoch ging es allmählich unter, teils durch die Schuld von ſtumpfen Menſchen, mehr noch, weil der hochgelehrte und ſonſt ſo ſcharfſichtige Maler Leonardo hier etwas Verkehrtes getan, indem er mit Ölfarben auf einen zwar von ihm vorbereiteten Untergrund, aber immerhin auf eine Mauerwand malte, die manchen Gefahren ausgeſetzt war durch Dunſt, aufſteigende Feuchtigkeit, Überſchwemmung uſw. An dem Bilde war alſo im Laufe der Jahrhunderte Manches verdorben und Manches erneuert, was faſt ebenſo ſchlimm war; Goethe wußte bei den Farben kaum, wo er noch die Hand und das Werk des großen Meiſters verehren durfte. Immerhin, die Anlage des Ganzen, die Umriſſe der Figuren, die Bewegungen der Hände, der Körper, der Köpfe waren ſicherlich noch echt. „Es iſt in ſeiner Art ein einzig Bild“ ſagte er; ihm erſchien dies letzte große Bild, das er im Lande ſah, wie ein rechter Schlußſtein in das Gewölbe ſeiner Kunſtbegriffe geſetzt.

*

Hierher, nach Mailand, waren die erſten Briefe der römiſchen Freunde beſtellt worden; er ſelber hatte ihnen von Florenz und Bologna aus liebreich geſchrieben. Und wie hatte ſich Bury gefreut, als ihm „unſere Alte“ den erſten Brief Goethes gab; er küßte ihn vielmals, „laufte“ nach ſeinem Zimmer damit und wußte vor lauter Freude nicht, wie er ihn geſchwind aufmachen ſollte, und dann konnte er kaum leſen, weil ſich die Tränen in ſeinen Augen drängten. Warum hatte er denn nicht auch ſchon nach Florenz geſchrieben? Ach, es wären ja doch lauter Gedankenſtriche geworden!

Moritz war auch jetzt noch zu keinem Briefe gekommen; er hatte es verſucht, aber das Geſchriebene war ihm nicht geraten. Und es mußte doch ein weitläufiger Brief werden, da er ſoviel auf dem Herzen hatte.

Angelika antwortete jetzt auf Goethes ſchriftlichen Abſchied aus Rom und auf ſeine Briefe aus Florenz. Ihr weiches Frauenherz verbarg ſich nicht.

Mir träumte vor ein paar Nächte, ich hätte Briefe von Ihnen empfangen, und war getröſt' und ſagte: „Es iſt gut, daß er geſchrieben; ſonſt wär ich bald aus Wehmut geſtorben.“

Mich vergnügt, zu wiſſen, daß Sie wohl ſeind: der Himmel erhalte Sie immer ſo! Ich lebe ſo ein trauriges Leben, in einer Art von Gleichgültigkeit. Weillen ich nicht ſehen kann, was ich zu ſehen wünſche, iſt mir Alles eins, was ich ſehe, oder wen ich ſehe, ausgenommen unſeren würdigen Freund Herrn Reiffenſtein, mit dem ich von Ihnen ſprechen kann. Die Sonntage, auf die ich mich ſonſten ſo ſehr gefreut, haben ſich in traurige Tage verändert. Und Sie ſagen: „Die Sonntage kommen nicht wieder!“ Das will ich nicht hoffen: das Wort Nichtwiederkommen tönt zu hart!

Ja, es tönt hart, obwohl es das Ohr nicht beleidigt, dieſes Nicht oder Nie. Man muß es wegleugnen oder mit Gewalt an Anderes denken. Goethe ſtrebte gewaltſam vorwärts. Hier in Mailand witterte er doch wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft. Die Geſteine der Natur, die er über den von Künſtlern behauenen ſo lange vernachläſſigt hatte[1], lockten ihn wieder. Er ſuchte in Mailand einen gelehrten Mineralogen, den Pater Pini, auf, und wie er deſſen Sammlung durchging, ward er auch wieder habſüchtig nach einzelnen ſchönen Stücken. Vielleicht hatte er in den nächſten Tagen und Wochen Gelegenheit, ſie ſich ſelber zu holen. Ein Hammer war jedenfalls zu kaufen, um die Gebirge damit anzuklopfen.

Sein Plan war ſchon ſeit einiger Zeit, über den Comer See nach Cleven (Chiavenna) und dann durch das Jakobstal über den Splügen ins Tal des Hinterrheins, den Rheinwald, in die via mala und nach Chur zu gelangen. Und ſo geſchah es[2].

Alſo hat Goethe den Lago maggiore nie geſehen. Wieſo er ihn ſpäter ſo liebevoll hat beſchreiben und Mignons Heimat ſchließlich hierher hat verlegen können, iſt ein Rätſel. Waldemar v. Waſielewski tritt im Jahrbuch der Goethe-Geſellſchaft (IX, 182 ff.) dafür ein, daß Goethe und Kayſer ſofort bei ihrer Ankunft in Mailand, die er ſchon auf den 18ten Mai berechnet, zum Lago maggiore gefahren ſeien, dort auf Iſola bella den Vollmond genoſſen hätten und am 22ſten wiederum in Mailand angekommen ſeien. Ein wirklicher Beweis fehlt.

---

[1] Er brachte rund 200 Geſteinsproben aus Italien mit: 54 zwiſchen Innsbruck und Otricoli geſammelt, 15 bei Bologna, 26 bei Rom, 36 am Veſuv, 5 auf Iſchia, 58 auf Sizilien, 14 am Monte Berico.

[2] Das Goethe-Jahrbuch XXVIII, 13 und die Steinſammlung bezeugen es.

Am 28ſten Mai ward Mailand verlaſſen, am 29ſten der ganze Comer See bis Riva befahren, am nächſten Tage ging's über den Splügen, und über Vaduz und Feldkirch und zwar bei ſchlechteſtem Wetter. Mann und Roß troffen von Waſſer, als ſie ſich bis Chur durchgeſchlagen hatten. Aber von der via mala hatte Goethe doch ein Bildchen gezeichnet.

Nach einiger Ruhe nach dieſer Strapaze fuhr man über Vaduz und Feldkirch und am Bodenſee entlang nach Konſtanz. Am dritten Juni abends kamen ſie, wieder nach einer harten Tagereiſe, dort im „Adler“ an, jenem Gaſthofe, den Goethe vom Dezember Neunundſiebzig her im Gedächtnis hatte. Seitdem war nicht nur dieſes Haus äußerlich und innerlich gründlich erneuert worden: das ganze Städtchen ſchien ſich in den wenigen Jahren verjüngt zu haben. Zahlreiche neue Gebäude und die lebhafte Bewegung auf den Straßen fielen auf; die frühere Verſchlafenheit ſchien gewichen, und ſeltſamerweiſe hörte man viel franzöſiſch reden. Dieſer Umſchwung erklärte ſich aus einem Genfer Bürgerkriege von 1782: Joſeph der Zweite hatte denjenigen Genfern, die damals vor der ſiegreichen Partei fliehen mußten, in ſeiner vorderöſterreichiſchen Landſtadt Konſtanz eine neue Heimat geboten. Aber auch Reiſende zeigten ſich jetzt häufiger, und in der benachbarten Schweiz war die Mode aufgekommen, daß junge Ehepaare nach der Trauung eine Zeit lang am Bodenſee ſich ihres Lebens freuten.

*

Noch am Abend ließ ſich Goethe die Zeitungen reichen, um ſchnell wieder in Deutſchland heimiſch zu werden. Man brachte ihm Schubarts ‚Vaterländiſche Chronik‘. Schubart war vor einem Jahre endlich aus dem Kerker herausgelaſſen, lebte jetzt in Stuttgart, und ſein dortiger Tyrann war liebreich und erlaubte ihm ſogar das Zeitungſchreiben. Die letzte Nummer war vom 30ten Mai. Goethe las über die Frühjahrsmeſſe der Buchhändler zu Leipzig: unter dreitauſend „Artikeln“ hätten hervorgeſchimmert die Namen Wieland, Goethe, Schiller, Müller, Adelung, Archenholz, Bürger, Stolberg, Zimmermann .... Welche Erinnerungen an vormalige Freunde erwachten da! Und ſein eigener Name ſtand zwiſchen dem alten Plauderdichter Wieland und dem neuen wilden Theatermann Schiller! War das nun Zufall oder hatte es tiefere Bedeutung? Und ganz nahe ſtand er beiden Schwächlingen. O, er wußte ſchon, daß auch ſein ‚Egmont‘ viel weniger Wirkung tat, als er gehofft. Er wußte auch, daß die Sammlung ſeiner Werke nur einen beſcheidenen Abſatz hatte. Nach vieljährigem Schweigen hatte er ſeit anderthalb Jahren Band auf Band erſcheinen laſſen, jetzt den fünften; trotzdem gehörte er wohl noch zu den Halbvergeſſenen, Halbbekannten! Schon das ſehr beſcheidene Äußere, das Göſchen ſeinen geſammelten Dichtungen gegeben hatte, ſchien ja ſein geringes Anſehen anzudeuten. Göſchen war von ihm und Anderen wegen dieſer Ärmlichkeit getadelt worden; er verteidigte ſich jetzt in der Zeitung und erklärte: wer eine Ausgabe auf gutem holländiſchem Papiere von Goethes Schriften begehre, möge ſich bei ihm melden. Und weiter: „Eine prächtige Ausgabe werde ich alsdann liefern, wenn ich mit mehrerer Sicherheit den Enthuſiasmus meiner Nation für ihre guten Schriftſteller berechnen kann.“

*

In Schubarts Chronik ſtand aber noch eine zweite „Notiz vom Parnaſſus“, die den Leſer ſehr nahe anging: eine Notiz in der Sprache von Schubarts altem Überſchwang:

> Herder, der größte Schriftſteller unſerer Zeit, iſt mit dem Domherrn Dalberg, dem jüngſten unter dem trefflichen deutſchen Brüdertriumvirate, nach Italien gereiſt, um nach dem Golde noch unentdeckter literariſcher Schätze ſeine Wünſchelrute zucken zu laſſen. Goethe, einer der glänzendſten Sterne in der Ehrenkrone Germaniens, hat auch in Italien große Eindrücke gemacht. Er trat in den erſten Geſellſchaften mit deutſcher Kraft und Geniuswürde auf, und überall bewunderte man ſeine großen Kenntniſſe, ſein tiefes Schönheitsgefühl und ſein edles Betragen. (Wollte ganz Italien dienſtfreundlichſt gebeten haben, uns auch mal ſo ein paar Reiſende herzuſchicken, wie Herder und Goethe ſind.)

Alſo Herder unterwegs nach Italien! Welches Glück für dieſen Freund! Wie ſchade aber, daß Goethe ihn nicht in Weimar antreffen würde, daß ſie ſich nicht ein paar Wochen mit einander die Köpfe und Herzen frei reden konnten!

Am andern Morgen regnete es wieder; Goethe ſetzte ſich früh hin, um an Herder zu ſchreiben. Aber wohin? Am beſten nach Rom: der Freund würde dort ſicherlich die Angelika aufſuchen oder Angelika von Herders Ankunft erfahren. Er mußte ihm Ratſchläge geben, ihm auch ſeine römiſchen Schützlinge empfehlen.

> Daß ich von Konſtanz an Dich nach Rom zu ſchreiben habe, iſt wohl eine ſeltſame Sache, die mir noch völlig den

Kopf verwirren könnte. Geſtern abend leſe ich in der ‚Vaterlandschronik‘, Du ſeieſt wirklich mit Dalbergen verreiſt. Ich glaube es und ergebe mich darein, ob es gleich für mich ein ſehr harter Fall iſt. Reiſe glücklich und erbrich den Brief geſund: da, wo ich in meinem Leben das erſtemal unbedingt glücklich war. Angelika wird Dir ihn geben. Vielleicht erhältſt Du zu gleicher Zeit noch einen, denn ich ſchreibe gleich, wenn ich nach Hauſe komme, und Ihr haltet Euch wohl auf.

Wenn Ihr einen Antiquar braucht (wie Ihr denn einen braucht!), ſo nehmt einen Deutſchen, der Hirt heißt. Er iſt ein Pedante, weiß aber viel und wird jedem Fremden nützlich ſein. Er nimmt des Tages mit einem Zechin fürlieb; wenn Ihr ihm etwas mehr gebt, ſo wird er dankbar ſein. Er iſt übrigens ein durchaus redlicher Menſch.

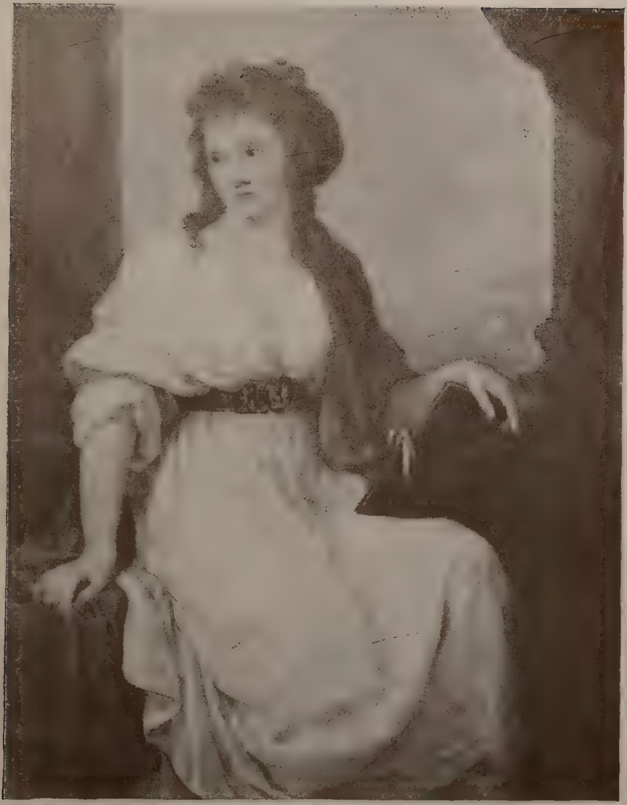
Alsdann ſuche einen jungen Maler Bury incontro Rondanini, den ich lieb habe, und laß Dir die farbigen Zeichnungen weiſen, die er jetzt nach Carrache macht. Er arbeitet ſehr brav. Mache, daß ſie Dalberg ſieht und Etwas beſtellt. Dieſer junge Menſch iſt gar brav und gut, und wenn Du etwa das Muſeum oder ſonſt eine wichtige Sammlung mit ihm, zum zweiten Mal, aber notabene allein, ſehen willſt, ſo wird es Dir Freude machen und Nutzen ſchaffen. Er iſt kein großer Redner, beſonders vor Mehreren.

Meyer, der Schweizer, iſt, fürchte ich, ſchon in Neapel. Wo er auch ſei, mußt Du ihn kennen lernen.

Ich weiß nicht, ob ich wache oder träume, da ich Dir Dieſes ſchreibe. Es iſt eine ſtarke Prüfung, die über mich ergeht. Lebe wohl, genieße, was Dir beſcheert iſt! Einer meiner angelegentlichſten Wünſche iſt erfüllt. Wenn Du nach Caſtell Gandolfo kommſt, ſo frage nach einer Pinie, die nicht weit vom Herrn Jenkins’ Haus, nicht weit vom kleinen Theater ſteht. Dieſes hatte ich in den Augen, als ich Dich ſo ſehnlich wünſchte.

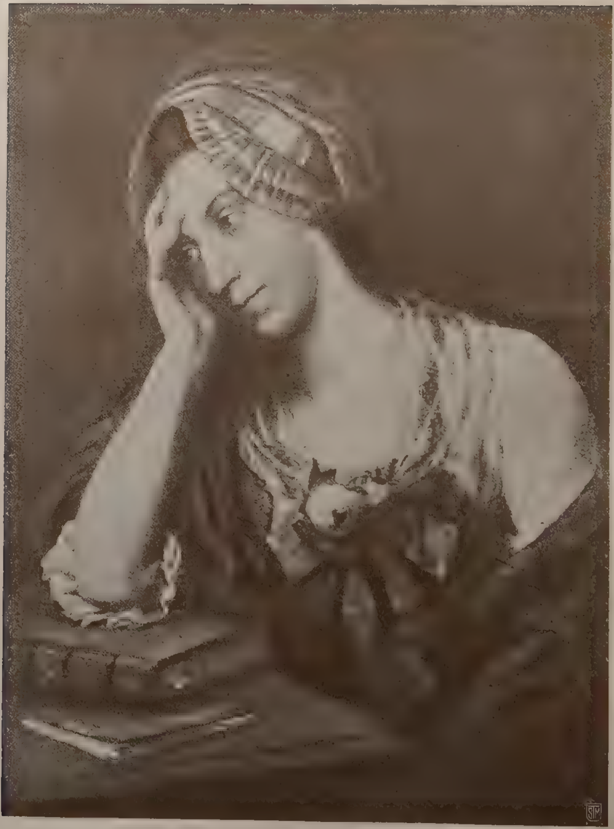
Lebe wohl! Ich gehe zu den Deinigen und will ihnen die Zeit Deiner Abweſenheit verleben helfen.

*



Angelika Kauffmann

Nach einem Gemälde von Conſtanza (1787)



Barbara Schultheß

Nach dem Gemälde von W. Tiſchbein

Und nun warteten die Gäſte im ‚Adler‘ auf ihren Beſuch aus Zürich. Sie beide, denn Kayſer ſtand der Barbara Schultheß noch näher als Goethe, weil er zwölf Jahre lang in ihrem Hauſe regelmäßig aus- und eingegangen war. Barbara liebte und übte die Muſik; ſie liebte Kayſers Spiel ganz beſonders; er bildete ihre vier Töchter im Klavierſpielen aus und hatte auch ſonſt ſeine Freude daran, dieſe Kinder der Witwe mit zu erziehen. Er machte oft auch den Vorleſer und den Gelehrten des Hauſes. Die Jungfern liebten ihn denn auch alle wie einen guten Oheim oder Vetter, Bäbe als die Älteſte mit dem meiſten Verſtand, Döde, Liesli und Nannli — getauft waren ſie Barbara, Dorothea, Eliſabeth und Anna —, mehr kindlich. Zwei Abende der Woche pflegte Kayſer im Schönenhof als Hausfreund zu verbringen; im Winter ſaßen ſie dann um den berühmten Koloſſus-Ofen herum, im Sommer in dem Erker, der eine ſchöne Ausſicht über den See und die Promenade bot. Ganz leiſe wuchs dabei die junge Bäbe immer tiefer in das Herz des ſtillen, ſcheuen Junggeſellen; er ſprach oder ſchrieb allerdings nur von ſeiner Freundſchaft für ſie; aber die weiſe Mutter bemerkte doch, daß der gute Menſch von einem innigeren Glück träumte, von wärmerer Liebe, als ihre Bäbe ihm zu geben bereit war. Als nun aus Italien der Vorſchlag zu einer Begegnung mit Goethe und Kayſer kam und Bäbe gern mit nach Konſtanz gefahren wäre, weil ſie doch den Geheimrat v. Goethe auch ganz gut kenne — ſie war vierzehn geweſen, als er zuletzt in Zürich war — da entſchied die Mutter: Döde ſei an der Reihe, nach Eßlingen mitgenommen zu werden. Denn nicht bloß nach Konſtanz, ſondern weiter, zu ihren lieben Baroninnen v. Palm wollte man bei dieſer Gelegenheit reiſen. Auch der Vetter Heiri ſolle mit, ein Sohn vom Pfarrer Schinz in Seengen am Hallwyler See, wo die Schultheſſens oft ſchöne Ferientage verbrachten. Heiri war ein Jüngling, der eben das Tabakrauchen gelernt hatte; er wollte Theologe werden, brauchte es alſo zum Predigtmachen. Dödeli zählte neunzehn Jahre und gehörte mehr zu den Luſtigen als zu den Gelehrten. Die Mutter ſtand im vierundvierzigſten und war immer noch die große Reſpektsperſon, die von den Vornehmſten wie Ihresgleichen genommen wurde.

Um zehn Uhr morgens kam die Zürcher Kutſche vor dem ‚Adler' an. Dödeli ſtieg mit großer Angſt vor dem Herrn Rat v. Goethe heraus; ſie fühlte ſich vor ſo einem Hochgelehrten, den die ganze Welt lobte, gar zu ſehr als ein Gänschen. Nun, der Anfang iſt das Schwerſte, und ſie hatte ja nur eine Nebenrolle. „Jetzt wollt' ich, Du wärſt an meiner Stelle, Bäben", ſchrieb ſie um Elf an die ältere und geſcheitere Schweſter.

Es beſſert jetzt; aber im Anfang klopfte mir das Herz gewaltig. Wir ſind ſchon eine Stunde hier. Herr Kayſer iſt ſehr freundlich, und der Andre, ach! Den kann ich nicht genug anſehen: ſo freundlich und artig iſt er. Wir trinken jetzt ein Tee miteinander, auf unſerm Zimmer, das recht luftig iſt; es hat ein Erkel wie im Talegg. Denk! eben ſagt Mama, es ſeit gut, daß ich brav ſchreibe; da ſagt der Goethe: „Schreiben Sie auch meine Empfehlungen an Ihre Schweſtern!" und Kayſer desgleichen. Der Vetter hat auch die Augen ein wenig aufgetan, das freute mich; jetzt packt der Vetter aus in ſeiner Kammer, und ich ſollt' mich ein wenig ſtrählen, und doch! Mama packt der Frau Meiß Proträt aus, und Goethe beguckt es ſehr begierig . . .

Frau v. Meiß, eine Schweſter des Heinrich Schinz, war die große Schönheit der Familie, aber auch ſchon recht unglücklich in der Ehe. Dergleichen Frauen paſſen in Romane.

Das Erzählen dauerte von zehn Uhr morgens bis elf Uhr nachts. Frau Barbara kam nicht einmal dazu, das Reiſekleid, in dem ſie ſeit vier Uhr früh ſteckte, auszuziehen, und wir wiſſen nicht, ob Dödeli ihr Haar in Ordnung brachte. Draußen regnete es immer noch; alſo kam keine Luſt zum Ausgehen auf. „Der geſtrige Tag ging herum, ich weiß nicht wie“ ſchrieb die Mutter am andern Morgen an die junge Bäbe.

> Es wurde immer erzählt, meiſtens über Kunſtſachen, wo einem immer Lichter aufgeſteckt werden, viel Neues und viel Altes geſagt wird, ſo Vieles deutlich gemacht, davon der dunkle Begriff da lag und ſo nun Genuß wird. Der Rat gibt ſich ſoviel Mühe und läßt keinen Augenblick verloren gehen. Ich weiß nicht, wie lang wir bleiben: eben bis es Zeit ſein wird, zu gehen . . . Über Vieles haben wir noch gar nicht geſprochen. Kayſer iſt wohl, ſieht recht gut aus, geht mit Goethe, läßt aber Hoffnung zu einer Rückkehr.

Auch die nächſten Tage vergingen, wie wenn ſie alle in Konſtanz daheim wären und gar nicht weiter wollten. Frau Barbara machte die Hausmutter, ſorgte und ſparte wie im Schönenhof, und es fehlte ihr nur, daß ſie nicht auch ihre drei übrigen Töchter zum Eſſen rufen konnte. Ihre Stube war der allgemeine Geſellſchaftsraum. Döde fand dies häusliche Leben im Gaſthof, wobei „der Andre“, alſo Goethe, ſo als Herr und Vater über dem Ganzen ſchwebte, „kurios“. So beſchrieb ſie es den Schweſtern:

Des Morgens trinkt Kayſer ganz früh auf ſeinem Zimmer ſein' Kaffee. Darnach trinken wir unſer Tee zuſammen, nämlich die Mama, der Vetter und ich, wo oft Herr Kayſer bei uns iſt. Das währt ſo bis acht Uhr. Nachher kommt der Andre ſo um halb neun Uhr auch und ißt Butterſchnitten. Dann raucht der Vetter, und wir ſehen zum Fenſter hinaus, oder ich arbeite; Kayſer iſt oft auf ſeinem Zimmer, und die Andern, Mama und Goethe, reden miteinander. Das währt bis ein Uhr. Dann ſpeiſen wir an einem ovalen Tiſch: Gügeli und Däubli uſw., ſitzen ſo bis halb drei Uhr, dann es wird immer erzählt, nicht nur geeſſen. Dann um ſechs Uhr das Tee und um Sieben ſpazieren und zuletzt um halb neun Uhr zu Nacht geſpieſen, [bis] Zehn, halb Elf geſchwatzt und erzählt.

Den jungen Leuten war das Leben ein wenig gar zu ſanft und häuslich; ſchließlich machten ſie allein eine Fahrt nach der Mainau und noch öfter ſtrichen ſie in der Stadt herum, beſahen alle Kirchen, beſchauten vom höchſten Turme die Gegend und beluſtigten ſich auf dem Markte über die Genferinnen, die Alles ſelber in Körben einkauften, was man in Zürich den Mägden überließ; ſie gingen auch auf einen andern Platz, wo die Genfer und Genferinnen luſtwandelten und einander „muſterten". Aber ſehr oft erzählte Goethe doch auch Dinge, die ihnen ſehr gefielen, z. B. über den Karneval in Rom, oder zeigte ihnen Kunſtſtücke; einmal ließ er einen Mond ſcheinen, den er aus ſeinem Koffer holte; er hatte dergleichen durchſcheinende Bilder aus Rom mitgebracht. Etwas Erhabenes haftete ihm freilich immer wieder an. Gekleidet ging er in einem braunen Kleide, und an ſeinen Schuhen waren prächtige Schnallen mit prächtigen Steinen.

Goethe und Barbara fühlten ſich ſo recht als gute Freunde, und Kayſer war der Dritte im Bunde. Selbſt über Lavater brauchten ſie nicht uneins zu werden. Barbara war zwar deſſen beſte Freundin; ſie hielt ihm ſchon manches Jahr die Treue und wollte dabei bleiben; aber ſie kannte ſeine Fehler und Schwächen, wußte und verſtand, daß Manche an ihm irre wurden. Erſt kürzlich hatte ſie in nächſter Nähe geſtanden, als ihre gute Freundin, die Fürſtin von Deſſau, ſich von Lavater, mit dem ſie ſich ſogar geduzt hatte, in Zorn und Groll abwandte. Jetzt war es mit Goethe ein ähnlicher Fall; man durfte wohl hoffen, daß zwiſchen dieſen beiden außerordentlichen Menſchen, die beide von der Menge leicht mißverſtanden wurden, die Fäden ſich wieder knüpfen würden. Dann war ſie vielleicht beſtimmt, die erſten Grüße wieder von Einem zum Andern zu tragen.

Es waren jetzt ſchöne Tage; nur Kayſer kam nicht ganz zu ſeinem Recht, denn er „blangte“ nach der jungen Bäbe und konnte dieſe Sehnſucht nicht einmal in Töne gießen: im ganzen Hauſe war kein Klavier! Frau Schultheß hatte eine Kompoſition ihrer älteſten Tochter, die öfter kleine Lieder ſetzte, mitgebracht; es war Georgs Lied im ‚Götz‘: „Es fing ein Knab’ ein Vögelein“. Goethe nahm es der Mutter ſogleich aus der Hand: „Das behalte ich!“ Eigentlich hatte es wohl dem Herrn Kayſer gezeigt werden ſollen, ob auch Alles richtig ſei.

Bäbeli, wärſt du doch ſelber nachgefahren! Aber es kam nur ein Brief von ihr. Darin ſtand: Dödeli ſolle doch Etwas für ſie von Goethe erwiſchen, daß ſie auch eine Erinnerung abbekomme. „Wohl, ich hab’ was!“ antwortete Dieſe am letzten Tage. „Denk! es freut mich erſtaunlich! Ein Brotkügeli, das er über ein Mittageſſen in Händen herumdrückte! Ich ſitz' immer neben ihm, und wenn ich ihm aufwarten kann, ſo tu ich's geſchwind.“ Sie wollte noch weiter aufpaſſen, ob ſie nicht noch was Beſſeres auffangen könne; z. B. das Bändeli, womit er ſein Zwechli, ſein Mundtuch, band. Es kam aber ſo, daß Goethe von der jungen Bäbi mehr empfing, als ſie vorläufig von ihm; denn er hatte ſeine kleine Reiſe-Scheere verlegt oder verloren, und da gab man ihm Bäbes Scheere; die Mutter oder die Schweſter hatte ſie bei ſich. Man mußte ſich doch wohl zur Trennung entſchließen!

Am Morgen des 10ten Juni fuhren die Reiſewagen in verſchiedener Richtung weiter. Der Ödeli tat faſt noch Stunden lang die Hand weh, die Goethe beim Abſchied ſo ſtark gedrückt hatte, aber dieſen Schmerz empfand ſie wie eine Ehre.

*

Acht Tage noch hatten Goethe und Kayſer zu fahren. Nürnberg war die größte Stadt unterwegs. Am 18ten Juni, abends zehn Uhr, langten ſie in Weimar an. Es war gerade Vollmond. Den letzten hatten ſie in Mailand, den vorletzten noch über den Ruinen Roms geſehen. Welche Erinnerungen!

Man hatte ſie am Frauenplane erſt zwei Tage ſpäter erwartet. Aber der treue Seidel ſtand bereit, Rechnung über ſeine Statthalterſchaft abzulegen. Fritz v. Stein hatte faſt am ungeduldigſten gewartet; jetzt war es ſein Amt, die Nachricht von der geſunden Ankunft nach Frankfurt an die gute Rätin Göthe zu ſchreiben.

Fritzens Mutter war in andern Jahren um dieſe Zeit auf dem Lande oder in einem Kurorte; jetzt verweilte ſie noch, um ſich an dem geliebten Freund endlich wieder ſatt zu ſehen. Sogar der Herzog war anweſend; von ſeiner Gemahlin verſtand es ſich von ſelbſt. Herzogin Amalie war noch nicht abgereiſt. Aber auch Herder ſaß noch ſtill hinter ſeiner hohen Kirche. Im übrigen ſtimmte die Nachricht, daß ihn der Domherr v. Dalberg mit nach Italien nehmen wollte.

Gleich am nächſten Morgen durcheilte Goethe die Straßen, um ſich ſeinen nächſten Freunden zu zeigen. Auch die Geheimen Räte und andere Mitarbeiter von früher begrüßte er in ihren Amtsſtuben. Ein neuer Mann erhob ſich in den Dienſtzimmern der Kammer: der Hamburger Ridel, den Goethe ſelber hierher gezogen; ihm war er als künftiger Schwager von Keſtners empfohlen worden, denn Ridel gedachte jene Amalie Buff heimzuführen, die einſt zu dem Kinderhaufen im Teutſchen Hauſe zu Wetzlar gehört hatte. Ridel hatte ſich im April 1786 bei Goethe in Weimar vorgeſtellt; nun war er Erzieher des fünfjährigen Erbprinzen und Rat in der Kammer. Als Goethe in Ridels Amtszimmer trat und ihn freundſchaftlich umarmte, war Dieſer ſehr erſtaunt, denn er erkannte den Herrn nicht ſogleich, wußte auch nicht, daß Goethe ſchon da war. „Er iſt magerer geworden“ fand er, „und war zudem ſehr von der Sonne gebrannt“.

Neuntes Kapitel

Im Hintergrunde: ein Schätzchen

19. Juni — 7. September 1788

Unter den Briefen, die daheim auf Goethe warteten, zeigte einer die Handſchrift der Angelika. Er war abgeſandt, als ſie den erſten Gruß des Reiſenden aus Bologna erhalten hatte und weitere aus Mailand erhoffte. In dem Briefe aus Bologna hatte ſie geleſen, daß der ‚Taſſo‘ gut fortſchreite. „Ihr ‚Taſſo‘, erwiderte ſie, „wird von mir mit Liebe und Freude aufgenommen werden; yet it is joining new links to the chain. Und doch leſe ich nur gerne anjezo Ihre Worte und was von Ihnen kommt.“ Und ſie erzählte, daß ſie kürzlich Urſache gehabt habe, mit ihrem Gatten das bekannte Haus incontro Rondanini aufzuſuchen.

> Wir waren oben in Ihrem Kabinett. Ich fühlte, als wär ich an einem heiligen Orte, wo Jemand gewohnt, den man in größten Ehren hält — konnte faſt nicht von der Stelle kommen — dachte auch an die himmliſche Muſik, die einſtens der gute Kayſer uns da vorgeſpielt. Ach, die ſchöne, liebe Zeit!

Angelika zählte jetzt ſiebenundvierzig Jahre; in dieſer Lebenszeit fühlt jede Frau das Herannahen des

Alters. Eine böſe Zeit; gar viel Poeſie wandelt ſich in Proſa, Hoffnung in Sorge, der leuchtende Tag in ängſtliche Dunkelheit; der Sommer iſt vergangen, und in leidliche Herbſttage bläſt ſchon der Winter mit kaltnaſſen Windſtößen, und graue Wolken verdecken das einſt ſo blaue Himmelsgewölbe. In dieſem ſelben Alter aber wie Angelika ſtand auch die Baronin v. Stein, die wir etwas aus den Augen verloren haben, weil Goethe in der letzten Zeit gleichfalls ſeine Gedanken mehr in andere Richtungen hatte wandern laſſen.

Wir erinnern uns, daß die Freundſchaft zwiſchen Goethe und Charlotten durch Briefe wieder hergeſtellt worden war. Aber es blieb doch die große räumliche und zeitliche Trennung: alſo erlebten ſie viele Dinge nicht mehr oder nur noch ſchwach mit einander. Charlottens mittlerer Sohn ſtarb; Goethe, der ſich ſo viel Mühe um den kranken Ernſt gegeben, erfuhr es ſpät, Charlotte kränkelte und erlitt den Übergang zum Alter: Das ließ ſich ſchon gar nicht teilen. Von jeher war der Herzog der größte Gegenſtand ihrer gemeinſamen Sorge geweſen; jetzt geſchah die traurige Entwicklung Karl Auguſts zum preußiſchen Generalmajor, und ſie beide hatten keine Gelegenheit, offen darüber zu reden. Charlotte nahm nur wenige neue Gegenſtände in Herz und Sinn, Goethe um ſo mehr; alſo wuchſen ſie auseinander. Die ſtets wahrhaftige Frau wollte ſich nicht ſelber belügen: mit dieſem trefflichen Vorſatze geraten viele Menſchen leider ins Schwarzſehen und Schwarzfärben hinein. Manchmal ſagte ſie ſich, auch wenn ſie freundlichſte Briefe von Goethe bekam, daß er für ſie verloren ſei. Sie liebte eine gewiſſe wehmütige Volksmelodie; ſie machte neue Verſe dazu:

Ihr Gedanken, fliehet mich,
Wie mein Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich an Stunden,
Mit ihm liebevoll empfunden.
O wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einſam ſein!

Wenn mein Aug' die Träne quillt
Und der Schmerz das Herz aufſchwillt,
Wenn es Dich den Lüften nennet,
Aus der Bruſt der Atem brennet,
Bleibt doch Alles um mich leer,
Keine Antwort wird mir mehr.

Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort!
Weiß mein Herz an Nichts zu binden,
Weiß nichts Gutes mehr zu finden:
Alles, Alles floh mit Dir!
Ich allein verarmt in mir!

Vor Jahren hatte ihr Goethe einmal ein Lied geſchickt, in dem er zuerſt den Mond anredete, der über ſein Schindeldach und den Wieſengrund der Ilm ſeinen milden Schimmer ergoß; dann, weiterdenkend, hatte ſich der Dichter zu ſeiner Geliebten am andern Rande dieſes lieben Tales gewandt. „Selig, wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt!“ rief er ihr zu, ihren eigenen Glauben wiederholend; aber dies Verzichten und Abſondern erlabt noch nicht die dürſtende Seele; ein Beſitz, ein Trank des Lebens, muß hinzukommen.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt,
Was dem Menſchen, unbewußt
Oder wohl veracht't,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht!

Ja, wir müſſen zu zweien dem Leben gegenüberſtehen! Mann und Weib ſich ſchön ergänzend, Gaben tauſchend, Laſten teilend. Wenn aber der Freund ſeine Freundin verläßt, wenn ſie ſich einſam ſieht? Da muß man die Zähne aufeinander beißen, ſeine Not aushalten, im eigenen Innern die Kraft ſuchen, die nicht mehr von dem Andern herüberſtrömt. Charlotte ſchrieb ſich Goethes alte Verſe jetzt um in ein neues Lied an den Mond:

Fülleſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Löſch' das Bild aus meinem Herz'
Vom geſchiednen Freund,
Dem unausgeſprochner Schmerz
Stille Tränen weint.

Miſchet euch in dieſen Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo!

Jeden Nachklang in der Bruſt
Froh- und trüber Zeit,
Wandle ich nun unbewußt
In der Einſamkeit.

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt,

Was dem Menſchen unbekannt
Oder wohl veracht't
In dem himmliſchen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

Je länger Goethe ausblieb, um ſo mehr verbohrte ſich Charlotte in den Gedanken, daß ſie ihn nie wiederſehen werde. Bald war es eine Furcht oder Ahnung, daß er dort oder auf der Heimreiſe verunglücken würde; bald mehr klare Ueberlegung: da er ſich dort ſo wohl befinde, würde er wohl dort bleiben; ja, es ſei ihm zu wünſchen. Irgendwie mußte ſie ſich an die Tatſache gewöhnen, daß ſie von ihrem Goethe nur noch einen kleinen Teil beſitze, einen immer kleiner werdenden Teil. Aus ſeinen Briefen las ſie heraus, daß er ſich glücklich, viel glücklicher als jemals fühlte: Das war das Gegenteil einer Liebeserklärung! Früher hatte er es ohne ihre Gegenwart nicht lange aushalten können; jetzt genügten ihm Italiens Sonne, Italiens Kunſt und das Leben unter Künſtlern. Sie genügten ihm nicht bloß, ſie flößten ihm eine Zufriedenheit, ein Wohlſein ein, wie er ſie in Weimar, alſo an der Seite der Freundin nie genoſſen hatte.

Ob es Goethe klar erkannte, daß er dieſer Frau untreu geworden war? Als er den Plan erwog, ob er in den Dienſt der Herzogin-Mutter treten und noch ein Jahr in Italien verbringen ſollte: fiel da ſein Heimweh nach Charlotten oder ihre Sehnſucht nach ihm noch ſchwer in die Wagſchale?

Und kehrte er dann heim, weil ihn die Geliebte an unſichtbaren Fäden zog? Verließ er Rom, Florenz, Bologna, Parma, Mailand und das Land Italien etwa mit Freuden wie Einer, der auf dem Wege zur Heimat, zur Geliebten vordringt? O ja, er ſehnte ſich auch nach den Freunden und vor allem nach ſeiner bewährteſten, beſten Freundin; aber das Roß, das ihn nach Norden zog, hieß nicht Liebe, ſondern Pflicht.

Nun ſtanden ſie ſich gegenüber: Goethe verjüngt, braun und ſtraff vom Reiſeleben, Charlotte dagegen merklich gealtert. Beide guten Willens, das herzliche Miteinanderleben der früheren Jahre neu zu beginnen, aber zwiſchen ſie drängte ſich doch die Tatſache, daß auch die Entfernung erträglich oder gar angenehm geweſen war. Was iſt eine Liebe, wo der Eine den Andern nicht braucht? Goethe aber war ſchuldig, den Beweis der Entbehrlichkeit herbeigeführt zu haben; ja, er klagte auch jetzt noch nicht, wie ſehr er unter der Trennung gelitten habe, ſondern erzählte von verlaſſenen Herrlichkeiten und erlebten Freuden. Konnte da Charlotte anders als eiferſüchtig fühlen gegen dasſelbe Land, wofür er Liebe erwecken wollte? Konnte ihr der Lobredner Roms noch ebenſo gefallen wie der alte deutſche Goethe? Er freute ſich, jetzt ein Andrer, ein Neuer zu ſein; aber ſie hatte wahrlich nicht die langen Monate der Einſamkeit ihre Arme nach einem Andern, einem Neuen ausgeſtreckt!

Kurz, die Freude des Wiederſehens war gering; Charlotte verbarg ihre Mißſtimmung oder ihre Gleichgültigkeit gegen ſeine neuen Götter nicht; er dagegen empfand dieſe kalte Aufnahme tief, verſtummte, ward wieder der Schweigſame und Verſchloſſene. Ja, es entſtand — Langeweile zwiſchen ihnen. Und Charlotte war hart genug, dies harte Wort „Langeweile“ auszuſprechen.

*

Mit den Andern ging es dem Heimgekehrten erheblich beſſer. Der Jüngling Friedrich v. Stein gefiel ihm ſehr gut: für dieſen lieben Sohn wollte er gern auch ferner ſorgen. Bei Herders hing jedes Auge an ſeinem Munde. Im Wittums-Palais ſetzte man ihm zu, daß er doch wieder mit nach Italien fahren möge, um die Herzogin und ihre Geſellſchaft in all die Herrlichkeiten einzuführen, die er ſo beredt zu ſchildern wußte. Ach, die Luſt dazu ward zuweilen groß, aber macht ein vernünftiger Menſch eine beſchwerliche Fahrt von zwei Monaten, um nach vierzehn Tagen, weil man ihm zuredet, zum Ausgangspunkte zurückzukehren?

Ganz nach Wunſch wurde er auch vom Herzoge und deſſen Gemahlin aufgenommen; er ſollte nur immer erzählen und lange bei ihnen bleiben. Auch ihr kleiner Sohn machte ihm Freude; es reizte ſeinen Vaterſinn, die Entwicklung dieſes Knaben zu beobachten und zu begünſtigen. Bei Hofe waren gerade Diedes zu Beſuch, die ihre eigenen italieniſchen Eindrücke mit ſeinen neueſten Berichten verglichen; auch kam der Prinz Auguſt von Gotha herüber, mit dem ſich Goethe zumeiſt vortrefflich verſtand: dieſer Herr kannte Italien gleichfalls. Goethe aß jetzt faſt jeden Tag beim Herzoge oder im Palais der Herzogin-Mutter.

Äußerlich war es ein lebhaftes, fröhliches Geſchäftigſein; aber ſchon empfand Goethe wieder das deutſche Klima, denn es war häßliches Wetter in dieſem Sommer. Namentlich drückte ihn ſein ſonderbares Verhältnis mit Frau v. Stein. Sie war unzufrieden mit ihm und er mit ihr: iſt eine gründliche Ausſprache in ſolchem Falle nützlich oder ſchädlich?

„Dieſen Nachmittag“, antwortete er ihr auf ein von ihr erhaltenes Zettelchen, „will ich ſuchen, bei Zeit vom Hof abzukommen; ich komme zu Dir hinüber. Heute früh komm' ich auch noch einen Augenblick. Gerne will ich Alles hören, was Du mir zu ſagen haſt. Ich muß nur bitten, daß Du es nicht zu genau mit meinem jetzt ſo zerſtreuten, ich will nicht ſagen: zerriſſenen Weſen nehmeſt. Dir darf ich wohl ſagen, daß mein Innres nicht iſt wie mein Äußres.“

*

Es gab in Weimar eine Familie Vulpius, gelehrter Abſtammung, wie ſchon die Abkehr vom deutſchen Namen „Fuchs“ beſagte, aber durch Kinderlaſt und andere Umſtände ſehr verarmt. Vor zwei Jahren war ihr Haupt, ein ganz kleiner Rechtskundiger, geſtorben; er hinterließ aus der erſten von zwei Ehen einen Sohn, Auguſt, und zwei Töchter, Chriſtiane und Erneſtine. Eine Vatersſchweſter, Tante Juliane, nahm ſich dieſer jungen Menſchen an; dieſe Tante lebte aber auch in bedrängten Umſtänden.

Der junge Auguſt Vulpius hatte trotz dieſer Armut das Gymnaſium beſuchen und auch in Jena ſtudieren können; nur wollte ſich leider noch keine Brotſtelle für ihn auftun. Er zeigte Geſchick im Dichten und Bücherſchreiben; einige Buchhändler benutzten ihn; aber ſolche Literaten-Arbeit brachte nur ſehr kärglichen Lohn. Er mußte ſeine Feder wohl auch in Bittſchriften verſuchen, worin er ſeine und ſeiner Schweſtern üble Lage ſchilderte. Goethe hatte ihn, ehe er nach Italien reiſte, unterſtützt; er kannte die poetiſchen Jugendſünden des armen Burſchen; ſie waren zwar kein Grund, ihn zu unterſtützen, aber auch keiner, ihn zurückzuſtoßen.

Jetzt lebte dieſer Vulpius als Sekretär eines Vornehmen in Nürnberg; die Stelle war ſchlecht und nicht einmal ſicher, denn ſein Herr wünſchte ſich einen noch demütigeren jungen Mann, der nicht bloß ihm, ſondern auch dem Hausknecht bei ſeinen Geſchäften helfe. Als nun Vulpius von Goethes Heimkehr hörte, richtete er ein neues Geſuch an ihn, ſchickte es aber an ſeine ältere Schweſter Chriſtiane, daß ſie es zum Herrn Geheimen Rat hintrage, wenn er wieder da ſei.

So ſtand eines Tages Mamſell Vulpius vor Goethe, ein Mädchen von dreiundzwanzig Jahren, ſchönäugig, rotwangig, bräunlich, derb und friſch, von unterſetztem, mehr ländlichem als ſtädtiſchem Körperbau, ungebildet, auch unverbildet, ein Naturweſen, wie der blühende wilde Roſenſtrauch oder das Reh im Walde Naturweſen ſind. Goethe fühlte ſich an die Italienerinnen erinnert. Er fragte das Mädchen nach ihres Bruders und ihren eigenen Verhältniſſen; er ſah, daß Chriſtiane noch mehr Gefahr lief als der junge Literat: in was für Hände kann ſo ein armes, naives, weichherziges Mädchen geraten! Sie ging mit in die Fabrik künſtlicher Blumen, die Bertuchs Frau und Schwägerin in ihrem Hauſe am Erfurter Tore[1]) eingerichtet hatten; aber das gab nur für einige Tage der Woche Arbeit und Verdienſt. Tante Juliane wußte auch nicht viel Rat. Kurz, Goethe erkannte, daß er hier ein gutes Naturkind leicht zum Schätzchen gewinnen und zugleich eine Wilhelmiade begehen konnte, wozu er ſich ja immer wieder getrieben fühlte. Er zog alſo Chriſtelchen an ſein Herz und nahm ihr Schickſal in ſeine Hände, womit er auch das Schickſal ihrer Geſchwiſter ergriff und das der alten Tante dazu. Sie waren ja alle willige, fleißige Menſchen, die nur des Führers und Beſchützers bedurften.

Am 12ten Juli ſcheint der Bund zwiſchen dem einſamen Manne und dem vertrauenden jungen Weibe geſchloſſen zu ſein. In ſchicklicher Heimlichkeit kamen und lebten ſie zuſammen; es vergingen gewiß Monate, ehe einige Nachbarn etwas bemerkten. Das war möglich, weil Goethe draußen vor dem Städtchen noch das Gartenhaus beſaß, wo er an ſchönen Tagen gern verweilte, auch des Nachts bleiben konnte und ſchon immer zuweilen geblieben war. Es fiel nicht auf, daß er jetzt im Sommer zur Hälfte da draußen lebte. „Ja, mein Lieber“ ſchrieb er am 21ſten Juli an Fritz Jacobi, „ich bin wieder zurück und ſitze in meinem Garten hinter der Roſenwand, unter den Aſchenzweigen[2]) und komme nach und nach zu mir ſelbſt. Ich war in Italien ſehr glücklich.“ ... „Mein hieſiger Aufenthalt wird mir ſehr nützlich ſein.“

---

[1]) Heute Gaſthof Chemnitius.

[2]) Aſche bedeutet in Weimar 1) Aſche, cinis, 2) Blumentöpfe, 3) Eſche, althochdeutſch asc.

Auch bei Tage konnte ſich Chriſtiane leicht genug in ſeinen Garten ſchleichen, und war der Freund dann vielleicht in der Stadt oder bei Hofe, ſo hatte ſie einen Schlüſſel zum Hauſe und konnte ihn erwarten, ganz wie die Gattin den von ſeinen Geſchäften heimkehrenden Gatten erwartet; und es hatte doch auch immer den Reiz des beſprochenen Stelldicheins. So konnte es ſich ſogar ereignen, daß Goethe ſich in ſein eigenes Haus ſchlich, um dort die Geliebte zu überraſchen, daß er ſie darin ſuchte. Unten war ſie nicht, auch oben nicht in den vorderſten Zimmern.

Auf dem Saale fand ich nicht das Mädchen,
Fand das Mädchen nicht in ihrer Stube;
Endlich, da ich leis die Kammer öffne,
Find' ich ſie, gar zierlich eingeſchlafen,
Angekleidet auf dem Sofa liegen.

Bei der Arbeit war ſie eingeſchlafen:
Das Geſtrickte mit den Nadeln ruhte
Zwiſchen den gefaltnen zarten Händen;
Und ich ſetzte mich an ihre Seite,
Ging bei mir zu Rat, ob ich ſie weckte.

Da betrachtet ich den ſchönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruhte:
Auf den Lippen war die ſtille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zuhauſe,
Und die Unſchuld eines guten Herzens
Regte ſich im Buſen hin und wider.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig,
Aufgelöſt vom ſüßen Götterbalſam.

Freudig ſaß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, ſie zu wecken,
Mit geheimen Banden feſt und feſter.

O du Liebe! dacht ich: kann der Schlummer,
Der Verräter jedes falſchen Zuges,
Kann er Dir nicht ſchaden? Nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung ſtörte?
Deine holden Augen ſind geſchloſſen,
Die mich offen ſchon allein bezaubern!
Es bewegen deine ſüßen Lippen
Weder ſich zur Rede, noch zum Kuſſe.
Aufgelöſt ſind dieſe Zauberbande
Deiner Arme, die mich ſonſt umſchlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheleien, unbeweglich!
Wär's ein Irrtum, wie ich von dir denke,
Wär' es Selbſtbetrug, wie ich dich liebe,
Müßt ich's jetzt entdecken, da ſich Amor
Ohne Binde neben mich geſtellet!

Lange ſaß ich ſo und freute herzlich
Ihres Wertes mich und meiner Liebe;
Schlafend hatte ſie mir ſo gefallen,
Daß ich mich nicht traute, ſie zu wecken.

Leiſe leg' ich ihr zwei Pomeranzen
Und zwei Roſen auf das Tiſchchen nieder;
Sachte, ſachte ſchleich' ich meiner Wege.

Öffnet ſie die Augen, meine Gute,
Gleich erblickt ſie dieſe bunte Gabe,
Staunt: wie immer bei verſchloßnen Türen
Dieſes freundliche Geſchenk ſich finde.

Seh' ich dieſe Nacht den Engel wieder,
O wie freut ſie ſich, vergilt mir doppelt
Dieſes Opfer meiner zarten Liebe!

Als unſchuldig empfand Goethe dies Mädchen: weil es wie ein Kind ihm gefolgt war, als er es an die Hand genommen. Sie hatte gar nicht daran gedacht, ſich gegen einen ſolchen hochgeſtellten und bewunderten Mann zu verteidigen oder auf ihre Ehre, ihren Vorteil und den guten Schein zu achten. Nun ſchämte ſie ſich freilich, daß Alles ſo raſch gegangen war; aber ihr Beſchützer tröſtete ſie und ſagte ihr in ſchlichtem Deutſch Gedanken, die er für ſich dann auch in antiken Verſen wiederholte.

Laß dich, Geliebte, nicht reu'n, daß du mir ſo ſchnell Dich ergeben,
Glaub' es: ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir!
Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
Und vom ſchleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz;
Aber mächtig befiedert, mit friſch geſchliffener Schärfe
Dringen die andern in's Mark, zünden behende das Blut.
In der heroiſchen Zeit, da Götter und Göttinnen liebten,
Folgte Begierde dem Blick, folgte Genuß der Begier.
Glaubſt du, es habe ſich lange die Göttin der Liebe beſonnen,
Als im Idäiſchen Hain einſt ihr Anchiſes gefiel?
Hätte Luna geſäumt, den ſchönen Schläfer zu küſſen,
O ſo hätt' ihn geſchwind, neidend, Aurora geweckt!
Hero erblickte Leandern am lauten Feſt, und behende
Stürzte der Liebende ſich heiß in die nächtliche Flut.
Rhea Sylvia wandelt, die fürſtliche Jungfrau, der Tiber,
Waſſer zu ſchöpfen, hinab, und ſie ergreifet der Gott.
So erzeugte die Söhne ſich Mars! — Die Zwillinge tränket
Eine Wölfin, und Rom nennt ſich die Fürſtin der Welt.

Ja, er war durch dies Mädchen gleichſam wieder nach Rom zurückverſetzt, das ſeine Seele noch nicht ganz verlaſſen hatte. Er dichtete in antikem Versmaß, mit Beiſpielen aus der griechiſch-römiſchen Sagenwelt und namentlich auch aus antiker Geſinnung heraus. Noch mehr: er hatte endlich einmal antikiſch, ganz wie ein Mann jener Heidenzeit, gehandelt; er war nicht wie ſonſt der Zauderer, der bedenkliche, ängſtliche Philiſter geweſen, ſondern hatte zugegriffen, hatte feſtgehalten, was die Göttin Gelegenheit ihm hinhielt. Ja, in Chriſtelchens Geſtalt war ihm diesmal die wunderreiche Göttin Fortuna erſchienen:

. . . . Ein bräunliches Mädchen, die Haare
  Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab;
Kurze Locken ringelten ſich um's zierliche Hälschen,
  Ungeflochtenes Haar krauſte vom Scheitel ſich auf.
Und ich verkannte ſie nicht, ergriff die Eilende: lieblich
  Gab ſie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.

*

Wohl brauchte ſein Herz ein neues Geſchäft, da er im Süden ſo viele geliebte Dinge und Menſchen verlaſſen und daheim ſo wenig Erſatz dafür fand. Gerade jetzt ſchien ſich ſeine Geſellſchaft in Weimar ganz aufzulöſen. Der Herzog hatte militäriſche und andere Fahrten vor, nach Dresden, Deſſau, Aſchersleben; Frau v. Stein fühlte ſich nach ihrem Landgute hingezogen, wo in den Erntemonaten die Pflichten der Hausfrau ſich häuften; Herders Abreiſe war auf den 7ten Auguſt feſtgeſetzt; die Reiſekarawane der Herzogin Amalie ſollte am 15ten Auguſt ſich in Bewegung ſetzen; mit ihr zogen nicht nur Einſiedel und „die Fräulein“ Luiſe v. Göchhauſen fort, ſondern auch Goethes muſikaliſcher Freund Chriſtoph Kayſer. Vielleicht hatte Goethe es ſelber angeregt und eingerichtet, denn ſicherlich mußte es zu Kayſers Heil gereichen, wenn er ein Jahr und länger ganz nahe der kunſtliebenden Fürſtin lebte, fleißig mit ihr muſizierte und ſich in ihrer Gunſt mit jeder Woche mehr befeſtigte; dann war ihm wohl eine Anſtellung in Weimar auf Lebenszeit ſicher, die Nachfolge nämlich des längſt verbrauchten Hofkapellmeiſters Wolf. Zunächſt aber verſchlimmerte Kayſers Fortgehen Goethes innerliche Einſamkeit.

Um ſo mehr beglückte ihn der heimliche Schatz. Wir wiſſen nicht, wo die Familie Vulpius wohnte; es kann auch in Goethes nächſter Nähe, in der Seifengaſſe, geweſen ſein. Chriſtiane wird ſicherlich auch in ſeine Stadtwohnung geſchlüpft ſein, bei Tage mit einem Vorwande, oder nachts im Dunkeln oder ganz früh, ehe andere Frühaufſteher ſich regten. Goethe konnte es wohl einrichten, daß ſie unbemerkt ins Haus und an ſeine Tür gelangte. Aber wie leicht ſcheucht ein Hindernis ſo ein Mädchen zurück, und der Sehnende wartet vergebens!

O du loſes, leidig-liebes Mädchen,
Sag' mir an: womit hab' ich's verſchuldet,
Daß du mich auf dieſe Folter ſpanneſt,
Daß du dein gegeben Wort gebrochen?

Druckteſt doch ſo freundlich geſtern Abend
Mir die Hände, liſpelteſt ſo lieblich:
„Ja, ich komme gegen Morgen
Ganz gewiß, mein Freund, auf deine Stube.“

Angelehnet ließ ich meine Türe,
Hatte wohl die Angeln erſt geprüfet
Und mich recht gefreut, daß ſie nicht knarrten.

Welche Nacht des Wartens iſt vergangen!
Wacht' ich doch und zählte jedes Viertel!

Schlief ich ein auf wenig Augenblicke,
War mein Herz beſtändig wach geblieben,
Weckte mich von meinem leiſen Schlummer.

Ja, da ſegnet' ich die Finſterniſſe,
Die ſo ruhig Alles überdeckten,
Freute mich der allgemeinen Stille,
Horchte lauſchend immer in die Stille,
Ob ſich nicht ein Laut bewegen möchte.

„Hätte ſie Gedanken, wie ich denke,
Hätte ſie Gefühl, wie ich empfinde,
Würde ſie den Morgen nicht erwarten,
Würde ſchon in dieſer Stunde kommen!“

Hüpft ein Kätzchen oben übern Boden.
Kniſterte das Mäuschen in der Ecke,
Regte ſich, ich weiß nicht: Was, im Hauſe,
Immer hofft' ich deinen Schritt zu hören,
Immer glaubt' ich, deinen Tritt zu hören.

Und ſo lag ich lang und immer länger;
Und es fing der Tag ſchon an zu grauen,
Und es rauſchte hier und rauſchte dorten.

„Iſt es ihre Türe?“ „Wär's die meine!“
Daß ich, aufgeſtemmt in meinem Bette,
Schaute nach der halb-erhellten Türe,
Ob ſie nicht ſich wohl bewegen möchte.
Angelehnet blieben beide Flügel
Auch die leiſen Angeln ruhig hangen.

Und der Tag ward immer hell- und heller.
Hört' ich ſchon des Nachbars Türe gehen,
Der das Taglohn zu gewinnen eilet,
Hört' ich bald darauf die Wagen raſſeln,
War das Tor der Stadt nun auch eröffnet,
Und es regte ſich der ganze Plunder
Des bewegten Marktes durcheinander.

Ward nun in dem Haus ein Gehn und Kommen,
Auf und ab die Stiegen, hin und wieder,
Knarrten Türen, klapperten die Tritte;
Und ich konnte, wie vom ſchönen Leben,
Mich noch nicht von meiner Hoffnung ſcheiden.

Endlich, als die ganz verhaßte Sonne
Meine Fenſter traf und meine Wände,
Sprang ich auf und eilte nach dem Garten,
Meinen heißen, ſehnſuchtsvollen Atem
Mit der kühlen Morgenluft zu miſchen,
Dir vielleicht im Garten zu begegnen:
Und nun biſt du weder in der Laube,
Noch im hohen Lindengang zu finden!

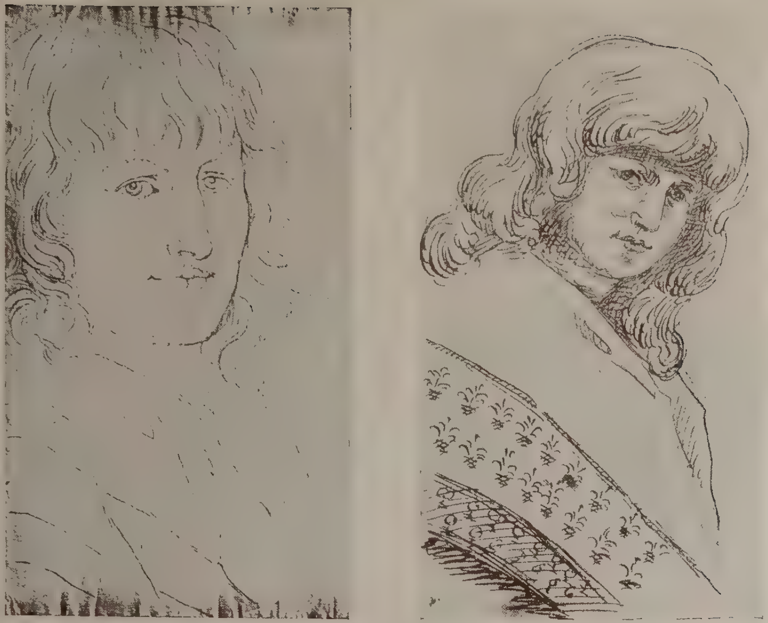
Frau v. Stein ahnte es freilich nicht, daß Goethes Herz und Kopf gerade voll von ſo einem Schätzchen waren, wenn ſie ihm in ſeinen Garten ein Frühſtück und ein Briefchen ſandte, faſt wie in alter Zeit, jetzt aber nur, um vor ihrer Abreiſe es an Freundlichkeit nicht fehlen zu laſſen. Ob Fritz zu ihm kommen ſollte, fragte ſie im Abſchiedszettel, als ihr Wagen ſchon bereit ſtand. „Fritz ſoll mir lieb ſein“ ſchrieb er ſogleich zurück.

Es freut mich immer ſeine Gegenwart und wenn ich ihm was ſein kann. Laß mir die Archivſcheine[1]) zurück und lebe wohl! Mögeſt Du in dem ſtillen Kochberg vergnügt und vorzüglich geſund ſein! Ich will ſo fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine ſonderbare Aufgabe iſt. Kayſer geht mit der Herzogin wieder fort: Das ſage nicht weiter, ob ich gleich denke, es iſt kein Geheimnis mehr. Und ſo ſchließt ſich alle Hoffnung auf die ſchöne Tonkunſt ganz für mich zu. Der trübe Himmel verſchlingt alle Farben, Herder geht nun auch, und — ſo lebe tauſendmal wohl!

---

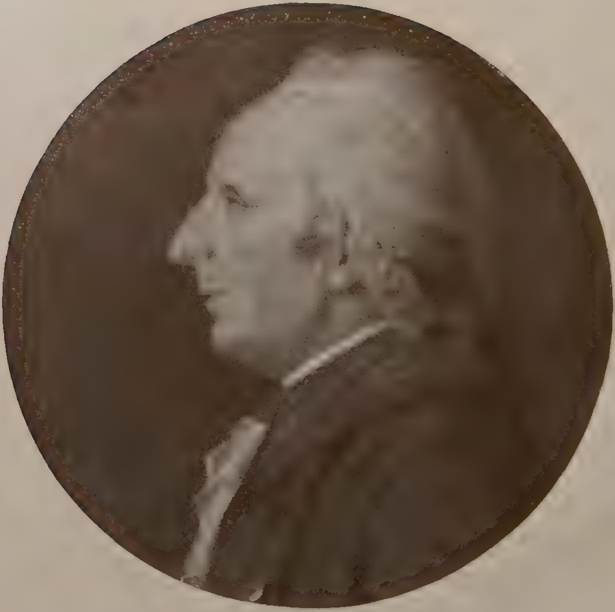
[1]) Vgl. Bd VI, S. 281, 284.

*



Chriſtiane Vulpius

Bleiſtift- und Federzeichnungen von Goethe
im Goethe-Nationalmuſeum in Weimar



Charles Gore
Nach einem Gemälde von Guttenbrunner (1777)
in der Landesbibliothek zu Weimar

Der Herzog hatte im Bade Pyrmont eine engliſche Familie Gore kennen gelernt und ſie dringend nach Weimar eingeladen. Im Herbſt des vorigen Jahres waren ſie dann auch gekommen, aber damals war Karl Auguſt abweſend; Anfang Juli erſchienen ſie jetzt wieder. Herr Gore war ein Witwer mit zwei ledigen Töchtern; eine dritte war in Florenz verheiratet. Der Vater, ein Mann im ſechzigſten Jahre, hatte ſich als Schiffsbauer erheblichen Reichtum erworben und führte ſeitdem ein Reiſeleben; er kannte faſt ganz Europa, ein wenig auch die andern Erdteile. Und er war nicht bloß raſch über die Länder hinweg geeilt, ſondern hatte ſie in einer Hinſicht genauer betrachtet als irgend ein Zeitgenoſſe, nämlich von der Seeſeite. Von großem Nutzen war ihm ſein ſchönes Talent zum Zeichnen und zum Malen in Waſſerfarben; er malte alle Küſten und Häfen ab, an jedem wichtigen Punkte Wochen lang verweilend; namentlich zeichnete er auch Tauſende von Schiffen, deren Beſonderheiten er als Fachmann erkannte und ſorgfältig wiedergab. Wenn er alſo ſeine Mappen öffnete, ſo ſegelte der Beſchauer mit dieſem kundigen Führer von Strand zu Strand und ſah alle Arten von Seefahrzeugen, die es gibt. Reiſen über Land hatte Gore aber auch vielfach unternommen; kurz, er hatte als Erdkundiger faſt ſeines Gleichen nicht. Zumeiſt hatten ihn ſeine Töchter begleitet; ſie waren ſchön und feingeſittet, nach der vornehm-zurückhaltenden Art der Engländer. Karl Auguſt verliebte ſich in die jüngſte der Schweſtern, Emilie, und ſchon deshalb hätte er dieſe ſo lange wandernde Familie gern in Weimar ſeßhaft gemacht; es lag ihm aber auch ſonſt daran, ſo reiche und ſo hochgebildete Leute in ſeine kleine und arme Reſidenz zu ziehen; darin war er ein guter Landesvater. Er wollte auch gern glauben, daß ſeine Gemahlin ſehr gewinne, wenn Miß Eliza und Miß Emily ihr oft Geſellſchaft leiſteten. Nun waren ſie da und gefielen in Weimar ſo halbwegs. Die kleine Schardt ſchwärmte für ſie, wie für alles Engliſche; den Meiſten kamen die Gores etwas langweilig vor; man merkte trotz dieſer Weitgereiſtheit doch immer wieder die ziemlich engen Grenzen des engliſchen geiſtigen und ſittlichen Lebens. Herzogin Luiſe, die ihres Gatten Verliebtheit in die ſchöne Emily wohl bemerkte, war wirklich nicht ſo entzückt von den beiden Schweſtern, wie ihr Gatte ihr verſicherte, daß ſie es ſei; ſie zog ihre bisherigen Freundinnen, die einfachen deutſchen Hausfrauen Karoline Herder und Charlotte v. Stein, dieſen Fremden einſtweilen noch vor. Goethe ſträubte ſich gar nicht gegen eine neue Freundſchaft, die er mit Karl Auguſt gemeinſam hätte pflegen können; aber wie er bisher noch nie mit einem nichtdeutſchen Menſchen in ein nahes Verhältnis gekommen war, ſo konnten dieſe Engländer ihm auch nicht das Gefühl der Seelenverwandtſchaft geben. Eliza, die ältere Schweſter, bekam „ein warmes Herz“ für ihn; er bemerkte es wohl gar nicht. „Gores ſind recht gut“ urteilte er „wenn man in ihrer Art mit ihnen lebt; ſie ſind aber in ſittlichen und Kunſtbegriffen ſo eingeſchränkt, daß ich gewiſſermaßen gar nicht mit ihnen reden kann.“

Einen beſonderen Reiz hatte es, wenn Karl Auguſt jetzt mit ſeinem Freunde auf die Emily Gore zu ſprechen kam: der ſonſt ſo derbe Herzog plagte ſich wahrhaftig mit einer zweckloſen, rein geiſtigen Liebe zu einer tugendhaften Engländerin! Man hatte dergleichen in früheren Zeiten ſchon einmal mit der Gräfin Werthern erlebt, aber jetzt war Karl Auguſt doch älter und praktiſcher. Er, der ſeit zehn Jahren für Goethes Gebundenheit an Frau v. Stein nur Lächeln und Kopfſchütteln gehabt hatte! Er, der ja längſt in ſeiner Gemahlin eine edle Freundin zur Seite hatte: jene Engländerin konnte oder wollte ihm wohl kaum mehr bieten, als er ſchon beſaß — abgeſehen von einem ſchöneren Geſicht, wovon doch aber gerade Karl Auguſt nicht ſatt wurde. Und das Köſtlichſte dabei: Goethe, der alte Heilige, dachte, wenn Jener die kühle Engländerin bewunderte, an ein handfeſtes Schätzchen, das er geſtern genoſſen oder heute genießen wollte. „Frech und froh“ fühlte er ſich dann.

Liebesqual verſchmäht mein Herz,
Sanften Jammer, ſüßen Schmerz;
Nur vom Tücht'gen will ich wiſſen,
Heißem Augeln, derben Küſſen!
Sei ein armer Hund erfriſcht
Von der Luſt, mit Pein gemiſcht!
Mädchen, gib der friſchen Bruſt
Nichts von Pein und alle Luſt!

Als er in dieſen Tagen einmal zu Karoline Herder kam, hörte ſie mit Staunen, was für Luſtiges, ja Betäubendes er über ſeine häusliche und menſchliche Situation ſagte, „und doch,“ ſchrieb ſie ihrem jetzt nach Süden reiſenden Gatten: „es war in Allem ſo viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht ſtatt hat.“

Er hat nun alles Glück und Wohlſein auf Proportion[1]) und das Unglück auf Disproportion reduziert. Ihm ſei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Eſſen und Trinken hätte und Dergleichen. Alles, was Du in Deinen drei Bänden der „Philoſophie“ von den Tartaren bis zu den Römern geſchrieben hätteſt, käme alles darauf hinaus, daß ein Menſch ein Hausweſen beſäße.

„Eſſen und Trinken und Dergleichen“: daß in dieſem Falle unter Dergleichen die Chriſtiane Vulpius zu verſtehen war, wußte Karoline noch nicht. Aber Alle bemerkten, daß Goethe die materiellen Genüſſe mehr als früher ſchätzte. Er ſei ſinnlich geworden, drückte es die Stein aus, und die Herderin urteilte: „Sie hat nicht ganz unrecht; das Hof-Gehen und das Hof-Eſſen hat etwas für ihn bekommen.“ Andere rühmten dagegen ſeine größere Vergnügtheit und Geſprächigkeit.

Er war den Philiſtern näher gerückt, teilte mit ihnen aber auch ihre Haupttugend der Väterlichkeit und Mütterlichkeit. Er fühlte, daß ſein Schätzchen zu verſorgen war, vielleicht auch bald ein Kindchen. Er mußte alſo beſſer ans Geldverdienen denken. Seit zwölf Jahren hatte er nichts an Zeitſchriften gegeben; jetzt fragte er bei Wieland an, ob er Aufſätze über Italien für den ‚Merkur‘ brauchen könne. Ohne ſolche Ausſicht auf raſchen Lohn arbeitete er an ſeinem Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären. Für die nächſten Monate nahm er ſich noch viel Arbeit vor: inſofern freute er ſich über des Herzogs Reiſepläne. Die Hauptaufgabe war die Fertigſtellung des ‚Taſſo‘.

---

[1]) Anpaſſung an den uns zugemeſſenen Teil.

*

Als er dies Schauſpiel zuerſt begann anno 1780, war es raſch eine Lobpreiſung edler Frauen und unter dieſer Hülle eine Verherrlichung ſeiner eigenen Geliebten geworden. „Ich habe, am ‚Taſſo‘ ſchreibend, Dich angebetet“ hieß es damals. Er hatte auch ihr damals Worte des Gegenlobs in den Mund gelegt, die er jetzt in wohlklingende Verſe überſetzen mußte, Worte, in denen Frau v. Stein ihn ſelber rühmte:

Ihn mußt' ich ehren: darum liebt' ich ihn;
Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erſt ſagt' ich mir: Entferne dich von ihm!
Ich wich und wich und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt . . .

Wie ſchön befriedigt fühlte ſich der Wunſch,
Mit ihm zu ſein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte ſich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr ſich zu verſtehn!
Und täglich ſtimmte das Gemüt ſich ſchöner
Zu immer reinern Harmonien auf . . .
Die Sorge ſchwieg; die Ahnung ſelbſt verſtummte,
Und, glücklich eingeſchifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.

Nun aber grollte ihm Charlotte, und der Zwieſpalt drohte zur Trennung zu werden. So ſtieß auch die Prinzeſſin ihren Dichter von ſich, ihm zur Strafe — zu einer Strafe aber, die ſie teilen mußte.

Er ſcheide nur! Allein ich fühle ſchon
Den langen ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren ſoll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr ſein ſchön verklärtes Traumbild auf;

Die Hoffnung, ihn zu ſehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geiſt mit froher Sehnſucht;
Mein erſter Blick hinab in unſre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.

Welch' eine Dämmrung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tauſendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart iſt öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.

Um dieſe Zeit, wo der Dichter im ‚Taſſo' Altes und Neues zuſammenſchmolz, mag Charlotte ihm ihre eigene Faſſung des Mondliedes gegeben oder geſchickt haben. Er reichte ihr das Gedicht zurück: noch einmal umgeſchmolzen, ihre Verſe mit den ſeinigen verbunden. Und nun lehrte er, was ſie oft gelehrt: Beſcheidung mit dem geringeren, aber möglichen Glücke. So ſollte ſie jetzt leſen:

Fülleſt wieder Buſch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Löſeſt endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breiteſt über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Über mein Geſchick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwiſchen Freud und Schmerz
In der Einſamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh:
So verrauſchte Scherz und Kuß
Und die Treue ſo.

Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rauſche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Raſt und Ruh!
Rauſche, flüſtre meinem Sang
Melodien zu;

Wenn du in der Winternacht
Wütend überſchwillſt
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knoſpen quillſt. —

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit Dem genießt,

Was von Menſchen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht!

Auch in den ‚Taſſo‘ ſchrieb er dieſe Mondſchein-Stimmung und ähnliche Gedanken hinein. Hier iſt es die Prinzeſſin, die ſie ausſpricht:

Wohl iſt ſie ſchön, die Welt! In ihrer Weite
Bewegt ſich ſo viel Gutes hin und her.
Ach, daß es immer nur um einen Schritt
Von uns ſich zu entfernen ſcheint
Und unſre bange Sehnſucht durch das Leben
Auch Schritt vor Schritt bis nach dem Grabe lockt!
So ſelten iſt es, daß die Menſchen finden,
Was ihnen doch beſtimmt geweſen ſchien!
So ſelten, daß ſie Das erhalten, was
Auch einmal die beglückte Hand ergriff!

Es reißt ſich los, was erſt ſich uns ergab;
Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
Es gibt ein Glück — allein, wir kennen's nicht!
Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchätzen!

*

Von dem überſpannten Dichter Taſſo, der ſich und Andern Weh bereitet, zum Kriegsrat Merck in Darmſtadt ſcheint es ein kühner Sprung zu ſein, und nur der Zufall ſchiebt einen Brief Mercks vor Goethes Augen, als er an Taſſos ſchwärmenden Reden bildet. Hier die verzückten Augen des Italieners, dort der Mann, der uns immer als die Verkörperung der Kritik und des treffenden Spottes erſchien. Aber Mercks Phantaſie hatte gleichfalls keine ſchwachen Schwingen, und zu ſeiner Umgebung paßte er nicht viel beſſer als Taſſo. Denn er glich Goethen in der Mannigfaltigkeit ſeiner Liebhabereien und Forſchungen. Er war allerdings mehr als Goethe zum Praktiſchen veranlagt, aber gerade Das ward ihm zum Unglück, denn der praktiſche Sinn, mit Phantaſie verbunden, führt zu Unternehmungen, die Geld koſten, oft geradezu verſchlingen. Mercks Neigung zu den bildenden Künſten veranlaßte ihn zum Handeln mit Kupferſtichen und Gemälden, zum Vermitteln zwiſchen Verkäufern und reichen Gönnern. Seine Liebe zu Mineralien machte ihn zum großen Sammler; und als er, ebenſo wie ſein Freund in Weimar, an die Anatomie und die Urgeſchichte der Tiere geriet, ging er auf Entdeckungen und Ausgrabungen der Überreſte aus. Die vorgeſchichtlichen Tiere im mittleren Europa ſah man damals für Elefanten und Nashörner an: gegen 300 Elefanten und 28 Rhinozeroſſe trieb Merck in deutſchen Ländern auf, und ihre Gebeine füllten ſein Haus in beängſtigender Weiſe. Gefährlicher aber war ſein Trieb zu gewerblichen und gemeinnützigen Verſuchen. Eine Zeit lang betrieb er eine Buchdruckerei in einem nahen Dorfe. Seit kurzem hatte er ſich auf die Baumwoll-Spinnerei und Weberei geworfen, weil das darmſtädtiſche Land faſt noch mehr als andere deutſche Gebiete unter dem Übel der Übervölkerung litt, nämlich darunter, daß nicht genug Erwerbsgelegenheiten für die Einwohner da waren, ſo daß die meiſten ebenſo träge wie armſelig ihre Tage verbrachten. Von Fabriken mußte das Heil kommen. Hätte ein tüchtiger Fürſt das Land regiert, ſo wäre Merck vielleicht ein großer Miniſter geworden; ſicherlich hätte er mit größtem Eifer an der Wohlfahrt von Tauſenden mitgeholfen; aber der Landgraf von Darmſtadt, der Vater der weimariſchen Herzogin Luiſe, war ein verrückter Kerl, und die Gunſt des beſſer beſchaffenen Erbprinzen konnte dem in kleinem Amte feſtgehaltenen Merck noch nicht viel helfen. Sicherlich hätte er anderwärts ſein Heil verſuchen ſollen; er war auch einige Male nahe daran, aber es klammerte ſich ſchon zu Vieles in Darmſtadt an ſeinen Gliedern feſt; er konnte ſie nicht mehr herausziehen.

Und plötzlich hielt Goethe einen Brief in der Hand, worin ſein alter Kamerad ihn mit Sie anredete und einen Ton anſchlug, den man von dieſem immer gern ſcherzenden, ſtichelnden Freunde am wenigſten erwartet hätte.

Einer der unglücklichſten Menſchen, der Ihnen ehedem wert war, ruft Ihre Hülfe in der drückendſten Lage an.

Ich habe eine weitläufige Cotton-Fabrique übernommen, wovon ich nichts verſtanden habe; bin mit rohen und verarbeiteten Waren überladen, die im Preiſe gefallen ſind; ich ſoll bezahlen und habe kein Geld. Man wird alles angreifen; Alles wird in der Verwirrung verloren gehn, meine Frau und Kinder kommen an den Bettelſtab — und mit mir wird's werden, wie Gott will. Meine Frau und meine Freunde bereden mich: ich hätte mächtige Freunde, die mich unterſtützen könnten. Ein paar tauſend Taler bares Geld zu rechter Zeit im dringendſten Fall ohne Intereſſen einſtweilen vorgeliehen, würde wenigſtens den nahen Umſturz verhüten. Noch vor der Meſſe muß mir geholſen ſein: ſonſt iſt Alles zu ſpät.

Es iſt mir unmöglich, mich näher zu erklären. Kein Unglück iſt in der Welt ohne eigene Schuld, und hier liegt viel verborgen. Ich kann nichts für mich anführen als die dringendſte Not meiner armen Familie und daß ich als ein Menſch menſchliches Mitleid verdiene.

Wenn Ihnen dies verwirrte Blatt einiger Aufmerkſamkeit wert ſcheint, ſo antworten Sie mir entweder ſelbſt oder richten Ihre Antwort an den Herrn Schleiermacher, des Herrn Erbprinzen Kabinettsſekretär, der von meiner ganzen Lage unterrichtet iſt. Vielleicht wäre der Herzog und die Herzogin-Mutter geneigt, Etwas für mich zu tun.

Ich bin ſo mutlos geworden, daß ich dieſen Schritt der Bitte, und zwar der ungeſtümſten, nicht würde gewagt haben, wenn ich nicht dem Flehen meiner Frau nachgegeben hätte. Dieſe Unſchuldige mit ihren armen Kindern verdient Rückſicht jetzt und in der Folge von Ihrer Hülfe, wenn nicht mehr von mir die Rede ſein wird. Mein Schwager Arpeau iſt ſoeben abgereiſt, mich mit ſeinem Sohne zu beſuchen, weil er mich in den blühendſten Umſtänden glaubt, und vielleicht iſt, indem er ins Haus tritt, Alles verwüſtet, in den Händen der Gläubiger, wenn nicht bald Hülfe, und zwar vom Himmel, erſcheint!

Laſſen Sie ſich indeſſen durch das Unmögliche nicht abſchrecken und tun Sie wenigſtens einen Schritt, ſich mir in

> dieſem Falle zu nähern. Das Zuverläſſigſte wäre, wenn Sie mir unter Adreſſe des Herrn Schleiermacher Etwas, wenn es auch nur Nachricht und einfache Antwort wäre, wollten zukommen laſſen.
>
> Es iſt ſchmerzlich, daß meine Bewillkommnung nach der Wiederkehr aus dem glücklichen Lande an einen glücklichen (und ſo verdient glücklichen) Mann von einem höchſt verdient unglücklichen Menſchen geſchehen muß, begleitet mit einer Bitte um Geld oder vielmehr Almoſen.
>
> Leben Sie bis in das ſpäteſte Alter, umgeben mit allem dem Segen des Himmels, der in ſo reichem Maße auf Ihnen ruht! Für mich bleibt Nichts übrig als ein Abgrund von Elend, der nur mit meinem Leben für mich ſich endigen kann und für die Meinigen noch auf lange, lange Jahre fortdauert.

Goethe trug den Brief zum Herzoge, der ja mit dem Schreiber gleichfalls befreundet war; Beide urteilten: Das Fehlen von ein paar tauſend Talern iſt hier das kleinere Übel; hier tritt Gemütskrankheit zutage! Goethe ſchrieb an den berühmten Arzt Sömmering in Mainz, einen gemeinſamen Freund, um Näheres zu erfahren. Zugleich ward überlegt, wie man den alten Freund vor rückſichtslos drängenden Gläubigern beſchützen könne, wenn es wirklich nötig ſei.

*

Die Briefe aus Rom brachten dagegen immer wieder Vergnügen und Freude in das Haus am Frauenplan. Bury glaubte, das „beſte Bild von Caracci“ und einen gar köſtlichen „Herzog von Urbino von Baroccio“ für Goethe höchſt billig erworben zu haben; er ſtellte ſie vorläufig in Goethes vormaliges Kabinett, und wenn er ſich dort hinſetzte, ſie zu bewundern, ſo war ihm allemal, die Tür müſſe aufgehen und Goethe eintreten.

Auch Schütz, Rehberg, Verſchaffeldt, Reiffenſtein, Hirt, Moritz und Andere berichteten Erfreuliches. Moritz bekannte ſich faſt für einen Seelenpatienten, der von Goethe geheilt worden ſei; ſo Wertvolles habe er von ihm gelernt. Er erblicke die Dinge um ſich herum jetzt mit Goethes Augen, verſicherte er, ſehne ſich aber dabei gar ſehr nach Goethes Augen.

Doch kann mein Umgang mit Ihnen mir nun nicht mehr entriſſen werden: auch von Ihnen ſelber nicht, wenn Sie es gleich wollten, weil ich immer mehr ſuche, in mein innerſtes Weſen einzuweben, was ich ſonſt zu verlieren Gefahr laufen könnte, und weil nun einmal, mit Ihren Gedanken zuſammengenommen, der Ton Ihrer Stimme und Ihr Bild mir vorſchwebt . . .

Ich höre Ihre warnende Stimme, wenn ich an Abgründe gerate, und ziehe ſchnell meinen Fuß zurück: ſo leitet Ihre Rechte mich auf ebener Bahn . . .

Ich denke an Sie, wenn ich des Abends aus der Porta del Popolo links nach der Tiber zu den einſamen Spaziergang hinaufgehe, bis dahin, wo der Strom ſich krümmt . . .

Möcht' ich doch itzt nur eine einzige Stunde mit Ihnen . . . reden können, um mich auf die Weiſe mit dem Gegenſtande ſelbſt, worüber ich nachdenke, mündlich zu beſprechen und ſeine antwortende Stimme zu vernehmen . . .

An Fleiß ſoll es mir, ſolange ich lebe, nicht mehr fehlen, weil ich wohl einſehe, daß das Leben auf keine andere Weiſe erträglich und ſehr oft auch angenehm wird.

Wer viel geforſcht und gedacht hat, hört vom andern Manne nichts lieber, als daß ein dankbarer Schüler ihn als Meiſter liebt. Die Frauenliebe empfängt er aus einer anderen Sphäre. Angelika fuhr fort, ihre Seufzer nach Norden zu ſenden, und immer blieb die berühmte Künſtlerin gegen Goethe demütig.

Daß Sie, mein teurer Freund, ſo bald nach Ihrer Ankunft an mich gedacht und mir geſchrieben, iſt mir ein neues Zeugnis Ihrer Güte, denn ich kann mir leicht vorſtellen: Freunde und Geſchäfte in großer Menge haben auf Sie gewartet. Es freut mich, daß Sie Ihren jungen Freund Fritz ſo ſehr nach Ihrem Wunſch angetroffen haben. Wie ſehr wird ſich Der erfreut haben! *Faſt ſo wie ich mich erfreuen würde, Sie wieder zu ſehen!* Wann oder ob dieſer glückliche Augenblick wieder kommen wird, Das weiß der Himmel. Daß ich mit meinen Gedanken (ich darf nicht ſagen: wie oft!) in Weimar bin, Das weiß ich. Daß meine Tage ohne Freude und ohne Genuß vorübergehen, Das weiß ich auch . . .

Und zwei Wochen ſpäter:

Mir träumte verwichene Nacht: Sie waren wieder gekommen; ich ſah Sie von ferne und eilte Ihnen entgegen bis zur Haustüre, faſſe Ihre beiden Hände, die ich ſo feſt an mein Herz gedruckt, daß — ich davon erwachte! Ich war böſe auf mich, daß ich mein geträumtes Glück zu lebhaft gefühlt und mir ſelbſten dardurch das Vergnügen abgekürzt. Doch bin ich mit dieſem Tag zufrieden, denn heute empfing ich Ihren lieben Brief von 19. Juli. Daß Sie ohneracht' der vielen, mancherlei Zerſtreuungen, der vielen Geſchäften, Freunden und Bekannten im Geiſte wieder zurück nach Rom kehren, wundert mich nicht. Daß Sie meiner gedenken, iſt ein Zeichen Ihrer Güte, vor die ich Ihnen unendlich danke. Ich erfreue mich an Ihrem Wohlſein herzlich und wünſche Ihnen ununterbrochen den Genuß vergnügter Tagen. *Ich lebe ſo das Leben in Hoffnung eines beſſeren Leben . . .*

Rom iſt ſchön, aber nun vor mich — Doch ſtille! Daß ich meiner Feder einmal Meiſter werden könnte! Der Brief von Ihrem jungen Freund hat mir viel Freude gemacht; auch iſt mir lieb zu wiſſen, daß Herr Kayſer wieder kommt und daß ich Herrn Herder kennen werde. *Aber Sie kommen nicht:* Das iſt mein ewiger Schmerz und meine Klage.

*

Dieſe ferne Freundin ſehnte ſich nach ihm, und die nahe Freundin wandte ſich zürnend ab. Eines Tages fragte er die Herderin, ob ſie und die Imhoff im Winter oft zum Tee zu ihm kommen wollten. „Ja, wenn die Stein auch kommt“ erwiderte Karoline, und Goethe darauf: „Ach, mit Der iſt nicht viel anzufangen; ſie iſt verſtimmt, und es ſcheint nicht, daß Etwas werden will.“ Karoline dachte: Er ſollte männlicher ſein und ſie bei der Hand nehmen und deutſch mit ihr reden! So machte es nämlich ihr Eheherr, wenn ſie in böſer Laune herumging.

Der Herzog aber, um deſſentwillen Goethe namentlich heimgekehrt war, drückte ihn gleichfalls. Er war freundſchaftlich genug und konnte von Goethes Erzählungen nicht ſatt werden. Aber als er eben abreiſen ſollte und Goethe ſich nun ſeinen Arbeiten recht frei widmen wollte, zog ſich Karl Auguſt einen ſchlimmen Fuß zu. Nun mußte ihm Goethe erſt recht wieder Geſellſchaft leiſten! Jeder Unfall, jede Erkrankung des Herzogs war für die Seinen leider auch ein Ärgernis. Sie wußten im voraus, daß er ſich nicht genug ſchonen und pflegen, ſondern bei der erſten Beſſerung Alles wieder verderben würde. Wirklich tat er ſich auch diesmal wieder Gewalt an und wollte die abreiſenden Gores nach Leipzig begleiten; da ward der Fuß ſchon unterwegs ſo ſchlimm, daß er in Tümpling bei Jena liegen blieb und umkehren mußte. „Es iſt wieder ein rechtes Probeſtückchen“ ſchrieb Goethe nach Kochberg, „wie er ſich und Andern das Leben ſauer macht. Ich mache ſo ein gut Geſicht als möglich und bin in einer innerlichen Verzweiflung, nicht über dieſen beſonderen Fall, ſondern weil dieſer Fall wieder ſein und unſer ganzes Schickſal repräſentiert."

Auch hier hätte man das Übel auf Disproportion zurückführen können. Des Herzogs Kräfte und Mittel reichten nicht zu ſeinen unbändigen Vorſätzen. Goethe hatte ſich wohl darein ergeben, daß Karl Auguſt ſich in die hohe Politik miſchte: es blieb doch ein Stein des Anſtoßes! Der Herzog weihte ihn in alle die neueſten diplomatiſchen Vorgänge und Geheimniſſe ein, in die Ränke und Gegenränke, in die Möglichkeiten der Machtverſchiebung in Europa. Aber wie heißt es im Kirchenliede? „Fürſten ſind Menſchen, vom Weibe geboren" und „Ihre Anſchläge ſind balde verloren". Es war in den letzten zwei Jahren ſchon Manches anders geſchehen und beſchloſſen, als Karl Auguſt zum Vorteil der kleinen deutſchen Länder angeſtrebt hatte, und Goethe ſah deutlich genug, daß aus dieſem Hin und Her der verſchiedenſten Kräfte für alle Länder und Völker kaum etwas Gutes entſprießen konnte; noch deutlicher erkannte er, daß Preußen wohl den kleinen Herzog von Weimar und ſeine andern Vettern zeitweiſe benutzte, ſowie man im Schach auch die Bauern verwendet: nie aber gehört die Sicherheit dieſer Bauern zu der eigentlichen Abſicht des Schachſpielers. Alſo vergeudete der preußiſche politiſche Agent und Küraſſieroberſt, Generalmajor Herzog von Weimar in ſolchen Dienſten Zeit, Kraft und Geld und verſäumte zugleich ſeine wirkliche Pflicht. Goethe ſah es, ſprach es gegen die Nächſten aus oder er ſchwieg: immer wußte er, daß hier nichts zu tun ſei.

Aber muß man als ſchwacher Zuſchauer dabei ſtehen? Da war die alte Frage wieder! Als er an Frau v. Stein über des Herzogs Fuß ſchrieb, erwähnte er auch ihr Söhnchen: „Fritz iſt gar gut; nur helfe ich ihm wenig, wie ich denn überhaupt gänzlich unnütz bin.“ Und dazu paßte dann der Schluß:

Lebewohl! Erfreue Dich Deiner Einſamkeit! Es wird nicht lange währen, ſo hab' ich, will's Gott, ſie auch wieder gewonnen, um ſie nie zu verlaſſen. Adieu!

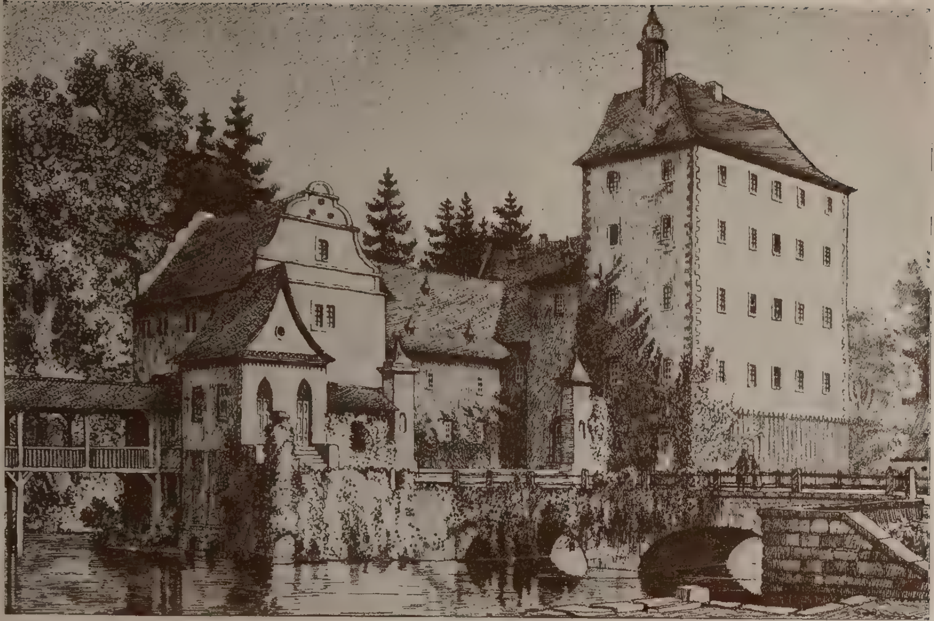
*

Charlotte ſtutzte doch, als ſie dieſe Zeilen las. Sie ſchrieb ihm ihren Eindruck und lud ihn ein, zu ſeiner Aufmunterung nach Kochberg zu kommen. Sie ſchrieb um ſo freundlicher, da ſie ihn zum Geburtstage beglückwünſchen mußte. Er aber gedachte des ſchlechten Wetters, das gerade dieſen Sommer ſchon lange anhielt; auch ſehnte er ſich gar nicht nach langen Ausſprachen in der alten Burg. Alſo entſchuldigte er ſich:

Vergib mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief etwas konfus war. Es wird ſich Alles geben und auflöſen; man muß nur ſich und den Verhältniſſen Zeit laſſen.

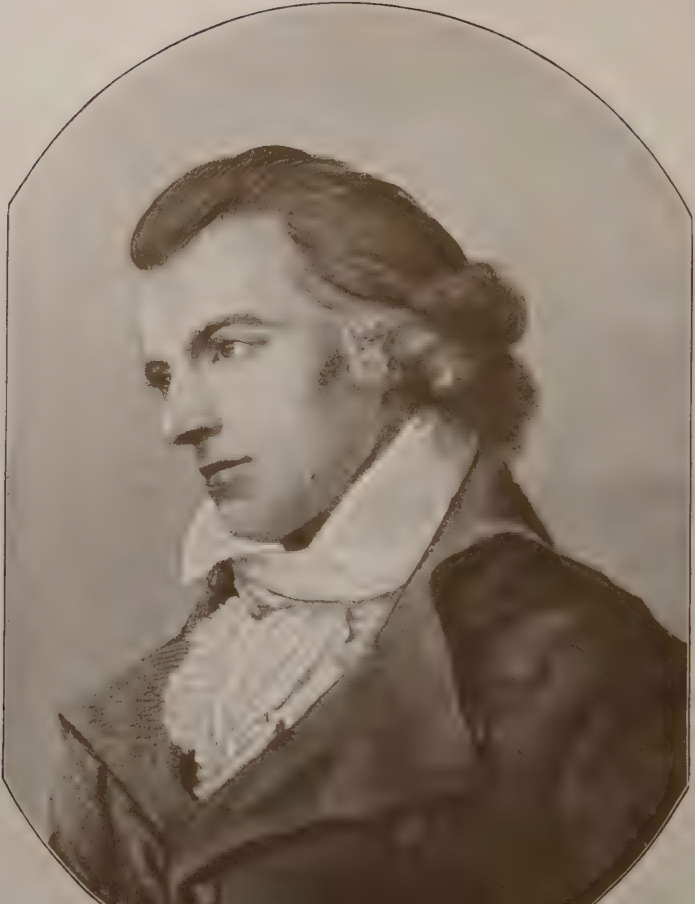
Ich fürchte mich dergeſtalt für [= vor] Himmel und Erde, daß ich ſchwerlich zu Dir kommen kann. Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen: Da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.

Charlotte hatte aber auch die Herderin und ihre Schwägerin Schardt eingeladen; ſie wünſchte ihren Sohn Fritz gleichfalls zu ſehen. Eine gemeinſame Fahrt mit dieſen Dreien konnte oder mochte Goethe doch nicht wohl ablehnen. Am 5ten September von Sechs bis halb Elf geſchah ſie, über Berka und Blankenhain auf



Schloß Kochberg

Federzeichnung von Ludwig Bartning



Schiller

Nach einem Ölgemälde der Ludowica Simanowitz ſehr ſtoßigen Wegen. Als ſie anlangten, kam ihnen Lotte v. Lengefeld aus dem Schloſſe zuerſt entgegengeſprungen, um den Beſuch zu empfangen; ſie war in Rudolſtadt zu Hauſe, lebte aber auch hier wie eine Tochter. Nun erſchien auch die Herrin des Hauſes; Karoline Herder achtete darauf, wie ſie ihren alten Freund begrüßte: nur kühl-freundlich, ohne Herz! Goethe empfand es und war nun längſt nicht mehr ſo angeregt und anregend, wie er unterwegs geweſen. Nachmittags zeigte er Bilder und las Stellen aus Herders Reiſe-Briefen vor. Ein rechtes Vergnügen wollte nicht aufkommen.

Am nächſten Tage las er Aufſätze über italieniſche Dinge, die in den ‚Merkur‘ gegeben werden ſollten: ‚Roſaliens Heiligtum‘, ‚Stundenmaß der Italiener‘, ‚Zur Theorie der bildenden Kunſt‘. Der Abend ward mit einem Mondſchein-Spaziergang beendigt.

Am andern Morgen, es war Sonntag, fuhren ſie nach Rudolſtadt, zu Lengefelds, Frau v. Stein war ihre Führerin. Die Familie, die ſie beſuchen wollten, beſtand aus einer verwitweten Mutter, einer verheirateten Tochter Karoline, der ſchon erwähnten Lotte und dem Gatten Karolines, einem Geheimen Rate v. Beulwitz. Als ein guter Freund der beiden Töchter trat auch Schiller den Gäſten entgegen. Die beiden Dichter reichten ſich zum erſten Male die Hand und ſprachen miteinander. Goethe betrug ſich gut gegen den jüngeren Ruhmesgenoſſen und gegen Jedermann, und die Stimmung ward viel beſſer und fröhlich-erregter als oben in der Burg. Um ſo raſcher verflogen die Stunden.

Als Goethe dann mit ſeinen drei Damen wieder hinauf nach Kochberg fuhr, erzählte er von ſeinem ‚Taſſo‘. Dann kam irgendwie ſein Gedicht über die ‚Roſenkreuzer‘ zur Sprache:

Ein wunderbares Lied iſt euch bereitet!
Vernehmt es gern und Jeden ruft herbei!
Durch Berg' und Täler iſt der Weg geleitet,
Hier iſt der Blick beſchränkt, dort wieder frei,
Und wenn der Pfad ſacht in die Büſche gleitet,
So denket nicht, daß es ein Irrtum ſei;
Wir wollen doch, wenn wir genug geklommen,
Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.

„Ein wunderbares Lied“, und wunderbar war es ſchon, daß ſie ſelber in ihrem Wagen ſich den Berg hinaufwanden, während er ſeinen Helden, den Bruder Markus, gleichfalls zu einem Gipfel emporſteigen ließ, ein Ziel zu erreichen, wohin ihn die Oberen mit unbekanntem Zwecke ſandten. Der Abend ſank ein, wie eben jetzt auch:

Und neben hin die Sonne, die im Neigen
Noch prachtvoll zwiſchen dunkeln Wolken thront;
Er ſammelt Kraft, die Höhe zu erſteigen:
Dort hofft er ſeine Mühe bald belohnt.
„Nun“, ſpricht er zu ſich ſelbſt, „nun muß ſich zeigen,
Ob etwas Menſchlichs in der Nähe wohnt.“
Er ſteigt und horcht und iſt wie neugeboren:
Ein Glockenklang erſchallt in ſeine Ohren.

Und wie er nun den Gipfel ganz erſtiegen,
Sieht er ein nahes, ſanft geſchwungnes Tal.
Sein ſtilles Auge leuchtet vor Vergnügen,
Denn vor dem Walde ſieht er auf einmal
In grüner Au ein ſchön Gebäude liegen,
Soeben trifft's der letzte Sonnenſtrahl;
Er eilt durch Wieſen, die der Tau befeuchtet,
Dem Kloſter zu, das ihm entgegen leuchtet.

Kochberg als Kloſter! So mußten es ſich die Zuhörer vorſtellen, und es war keine ſchwere Aufgabe für die Phantaſie. Vor Jahrhunderten hätte Alles hier ſo geſchehen können, wie es der Dichter nun erzählte. Die Frauen atmeten kaum, wie er, fortſprechend, des Wanderers kurzen Schlaf, nach einer gedankenſchweren Abend-Unterredung, ſein Erwachen und Aufſtehen ſchilderte: geheimnisvolle Töne dringen an ſein Ohr.

Er eilt an's Fenſter, dort vielleicht zu ſchauen,
Was ihn verwirrt und wunderbar ergreift;
Er ſieht den Tag im fernen Oſten grauen,
Den Horizont mit leichtem Duft geſtreift,
Und — ſoll er wirklich ſeinen Augen trauen? —
Ein ſeltſam Licht, das durch den Garten ſchweift:
Drei Jünglinge mit Fackeln in den Händen
Sieht er ſich eilend durch die Gänge wenden.

Er ſieht genau die weißen Kleider glänzen,
Die ihnen knapp und wohl am Leibe ſtehn;
Ihr lockig Haupt kann er mit Blumenkränzen,
Mit Roſen ihren Gurt umwunden ſehn;
Es ſcheint, als kämen ſie von nächt'gen Tänzen,
Von früher Mühe recht erquickt und ſchön.
Sie eilen nun und löſchen, wie die Sterne,
Die Fackeln aus und ſchwinden in die Ferne.

Für die diesmaligen Kochberger Gäſte bedeutete der andere Morgen Abſchied und neue Wagenfahrt. Heute aber ging es bei ſchönſtem Wetter in das herrliche Saale-Tal hinab und über Orlamünde nach Jena. Das Geſpräch kam auf Schillers Gedicht ‚Die Götter Griechenlands‘, das im Märzheft des ‚Merkur‘ geſtanden, und Goethe ward beredt über die Eigenſchaften, die die Alten ihren Göttern und Heroen in der bildenden Kunſt beigelegt haben. Einen Teil der Standbilder müſſe man beiſeite laſſen, nämlich jene, wo die Künſtler ihre Auftraggeber oder deren geliebte Weiber ſchmeichelnd zum Vorbild nahmen. Wo ſie aber ihre innere Anſchauung verwirklichen durften, da beſtehe ein ſtrenges Verhältnis zwiſchen den gewählten Formen oder Linien und den geiſtigen Kräften, Richtungen, Schwächen, Bedürfniſſen, Beſonderheiten uſw., die dargeſtellt werden ſollten, denn dieſe Künſtler konnten die Eigenſchaften in Stein ausdrücken und waren ſich ganz klar, wie das Eine ins Andre zu überſetzen war. Es iſt ja durchaus möglich. „Nichts iſt drinnen, Nichts iſt draußen, denn was innen, Das iſt außen.“ „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles iſt ſie mit einem Male.“ Es wäre eine herrliche Aufgabe, an den ſchönſten antiken Bildwerken im Einzelnen, ganz genau, mit Zirkel und Maß dieſe Überſetzung feſtzuſtellen. Die Damen fragten: Ob er es nicht tun möchte? — „Ja wenn Ludwig der Vierzehnte noch lebte! Der hatte einen Sinn für das Große. Wenn man zehn Jahre lang zehn- bis zwölftauſend Taler in Rom ausgeben könnte, ließe ſich's machen.“ Goethe ward ganz erregt von ſolchen Gedanken.

In Jena kehrten ſie bei Knebel ein, und da ſprach man nicht über die medicäiſche Venus und den Apollo von Belvedere, ſondern über die große Zehe des Herzogs von Weimar. „Goethe mußte immer beim kranken Zehen des Herzogs ſein“ drückte es die Herderin aus; „auch an ſeinem Geburtstage“. Jetzt war dieſe berühmte Zehe noch nicht ganz heil; trotzdem reiſte der Herzog heute noch nach Dresden zu den dortigen militäriſchen Schauſpielen. Knebel ſchalt auf die ganze

Wirtſchaft in Weimar, und Keiner mochte den Fürſten verteidigen, den ſie doch alle auch liebten.

*

Der Dichter Schiller hatte ſich im letzten Herbſt und Winter in Weimar gut eingelebt, aber die zwei Männer, auf die er am meiſten gehofft hatte, blieben ihm lange Zeit unerreichbar. Der Herzog war viel verreiſt und ließ erkennen, daß er keinen neuen Dichter in Weimar nötig habe, und Goethe verweilte in der Ferne. Als er endlich zurückkehrte, war Schiller auf's Land gegangen, in das Dorf Volkſtädt an der Saale, um der Familie v. Lengefeld nahe zu ſein, die er ſeit vorigem Dezember kannte; ein guter Freund hatte ihn damals nach Rudolſtadt geführt, und die jüngere Tochter, Lotte, hatte dann die winterliche Feſtzeit in Weimar zugebracht. Dieſe Lotte war ein gutes rundliches Mädchen von zweiundzwanzig Jahren, die gern las und für Dichter und ſchöne Geiſter viel Sinn hatte. Schiller ſtand nun ſowohl mit dieſem Fräulein wie mit ihrer verheirateten Schweſter in einem zarten Freundſchaftsbunde; ob Ernſteres daraus werden ſollte, ward kaum bedacht. Eine große Gewalt hatte über ihn das andere Geſchlecht nicht gerade; ſeine Arbeiten, ſein Streben, ſein Aufſtieg füllten ihm Kopf und Herz. Die drei Theaterſtücke, die ihn berühmt gemacht hatten, achtete er kaum noch; als Ausweis ſeines Genies betrachtete er jetzt den ‚Don Carlos‘, der aber auf den Theatern und bei den Leſern zunächſt noch nicht die erwartete große Wirkung tat. Seit kurzem hatte er ſich darauf geworfen, Geſchichte zu ſchreiben, obwohl er gar kein Geſchichtskenner war; er nahm ſich nur vor, gewiſſe Vorgänge, zunächſt den Aufſtand der Niederländer gegen Philipp den Zweiten, lebendiger, anſchaulicher, feſſelnder zu erzählen, als bisher geſchehen war; er tat es mit gutem Grunde, weil ihn die anhaltende dichteriſche Arbeit, nämlich ſeine überaus angeſpannte Art des Dichtens, allzu bald erſchöpfen und aufreiben mußte. Immer wieder beſchäftigten ihn auch Zeitſchriften-Pläne; die etwaige Übernahme von Wielands ‚Merkur‘ oder ein neues eigenes Unternehmen mit Göſchen wurden jetzt mit ſeinem beſten Freunde, Körner in Dresden, brieflich erwogen.

Eine Freundſchaft mit Goethe erſchien ihm längſt als etwas höchſt Wünſchenswertes: Goethe war der ältere Bruder, an den ſich der noch taſtende und ſchwankende Schiller gern gehalten hätte. Nicht lange hatte er die Rückkehr des merkwürdigen Mannes erfahren, ſo ſchrieb Schiller an ſeinen Freund Ridel in Weimar einen Brief, der ſichtlich zum Zeigen beſtimmt war.

> Goethe iſt jetzt bei Ihnen. Ich bin ungeduldig, ihn zu ſehen. Wenige Sterbliche haben mich ſo intereſſiert. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, liebſter Freund, ſo bitte ich Sie, mir von Goethe viel zu ſchreiben. Sprechen Sie ihn, ſo ſagen Sie ihm alles Schöne von meinetwegen, was ſich ſagen läßt.
>
> Die ‚Iphigenia‘ hat mir wieder einen recht ſchönen Tag gemacht — obſchon ich das Vergnügen, das ſie mir gibt, mit der niederſchlagenden Empfindung büßen muß, nie etwas Ähnliches hervorbringen zu können.

Goethe ließ dieſen Gruß freundlich erwidern; ſonſt war aber nichts da, was ihn mit dieſem neuen Dichter verband. Vielmehr verdroß es ihn, daß das Publikum ſich in den letzten Jahren an Schillers wild-erregten Arbeiten und dem üppigen Romane ‚Ardinghello' ſeines alten Bekannten Heinſe entzückt oder erhitzt hatte. Nicht, daß er eiferſüchtig geweſen wäre! Je mehr wir reifen, um ſo mehr fühlen wir uns von Unreifen umgeben: Das iſt unvermeidlich. Jede höhere Kunſtanſicht trägt, wie überhaupt jede Erhöhung, ihre Strafe in ſich. Aber, wie geſagt, Schiller konnte ihm nichts geben und empfahl ſich ſeinem Herzen auch nicht einmal als ein Schutz- und Hilfsbedürftiger. Er war nur der gute Bekannte von einigen ſeiner Freunde. In dieſem Sinne begrüßte er ihn in Rudolſtadt am 7ten September, und als ſie ſchieden, war es noch ebenſo. „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen" ſchrieb Schiller am Freitag darauf ſeinem Dresdener Freunde.

Sein erſter Anblick ſtimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieſer anziehenden und ſchönen Figur beigebracht hatte. Er iſt von mittlerer Größe¹), trägt ſich ſteif und geht auch ſo. Sein Geſicht iſt verſchloſſen, aber ſein Auge ſehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an ſeinem Blicke. Bei vielem Ernſt hat ſeine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er iſt brünett und ſchien mir älter auszuſehen, als er meiner Berechnung nach wirklich ſein kann. Seine Stimme iſt überaus angenehm, ſeine Erzählung fließend, geiſtvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor iſt, was diesmal ſo ziemlich der Fall war, ſpricht er gern und mit Intereſſe.

Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang: freilich war die Geſellſchaft zu groß und

---

¹) Goethes Größe iſt mindeſtens auf 1 m 76 cm heutigen Maßes zu ſchätzen; Schiller war größer.

Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Er ſpricht gern und mit leidenſchaftlichen Erinnerungen von Italien; Alles, was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendſte und gegenwärtigſte Vorſtellung von dieſem Lande und dieſen Menſchen...

Goethe ſprach alſo von Rom und Neapel, von der Unſauberkeit der Italiener und der Engelsnatur der Angelika Kaufmann; aber es kam zu keinem vertraulichen Worte über Schillers oder Goethes Arbeiten, über Poeſie, Geſchichte, Zeitſchriften, nicht einmal über die Brüder in Apoll. Schiller erkannte, daß er hier entſagen oder ſich gedulden mußte, und ſchrieb an Körner auch den richtigen Grund.

Im Ganzen genommen, iſt meine in der Tat große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden, aber ich zweifle, ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Er iſt mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwicklung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden. Und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt als das meinige: ſeine Welt iſt nicht die meine; unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.

Zehntes Kapitel

Liebreichſte Arbeit am ‚Taſſo‘

Herbſt 1788 bis Frühſommer 89

Die Deutſchen in Italien erzählten einander: Goethe komme bald zurück oder ſei bereits unterwegs, und ſeine näheren Freunde ſchrieben ihm ſchon entgegen, wie ſehr ſie ſich nach ihm ſehnten und auf das Wiederſehen freuten. Jede Poſt aus dem Süden brachte ihm ſolch’ einen warmen Wind von Liebe und Freundſchaft mit. Nicht nur aus Rom, wo Fritz Bury, Philipp Moritz und Frau Angelika mit aufrichtiger Verehrung an ihm hingen und ein halbes oder ganzes Dutzend Anderer als ſeine ehrlichen Freunde gelten durften; auch in Neapel gab es neben dem ruhigen Papa Hackert eine Kolonie ſolcher Zugehörigen. An der Uferſtraße Chiaja, vor deren Fenſtern und Balkons die herrlichſte Ausſicht der Welt ſich ausbreitet, wohnten drei arme deutſche Maler in gemeinſamer Junggeſellenwirtſchaft zuſammen: Tiſchbein, Meyer und Kniep. Tiſchbein ſchrieb jetzt an Goethe mit einigem Schuld- oder Verſäumnis-Bewußtſein; Kniep fügte den Seufzer hinzu: „Wären Sie nur auch da!“ und Heinrich Meyer klagte: „Ich fühle mich ohne Sie wie allein und verlaſſen in der Welt; mit Ihnen iſt die Fackel erloſchen, die mich in den Künſten durch die Nacht des Zweifels führte; allein irre ich nun und tappe im Finſtern.“

Dem Empfänger dieſer Liebeszeichen ging es beinahe ebenſo. „Ich fühle nur zu ſehr, was ich verloren habe“ geſtand Goethe einem andern Freunde zu gleicher Zeit. Seine Augen wollten ſich feuchten, wenn er gewiſſe Verſe aus Ovids ‚Triſtia‘ widerholte:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit . . .¹)

Aber er raffte ſich aus ſolchen Stimmungen gewaltſam auf: das Heute ſoll nicht unter dem verſchwundenen Geſtern leiden! Das Hier nicht unter dem Dort! Der Beſitz nicht unter dem Eingebüßten! „Ich ſuche es mir nicht zu verbergen, aber mich ſoviel als möglich auch hier wieder einzurichten.“

*

Unterdeſſen fuhren zwei Wagen mit neuen Kunſtpilgern ins Land Italien hinein. Bald kamen alſo auch Briefe von der Herzogin Amalie, von Fräulein v. Göchhauſen, von Einſiedel und aus dem andern Wagen von Herder. Ihre Nachrichten gaben in Weimar leider mehr Stoff zu Geſprächen und ſorglichen Gedanken, als man vorausgeſehen. Zuerſt mißlang Goethes Plan mit Kayſer. Dieſer Künſtler hätte, da er zweimal in Italien geweſen, eine Art Reiſemarſchall der Herzogin

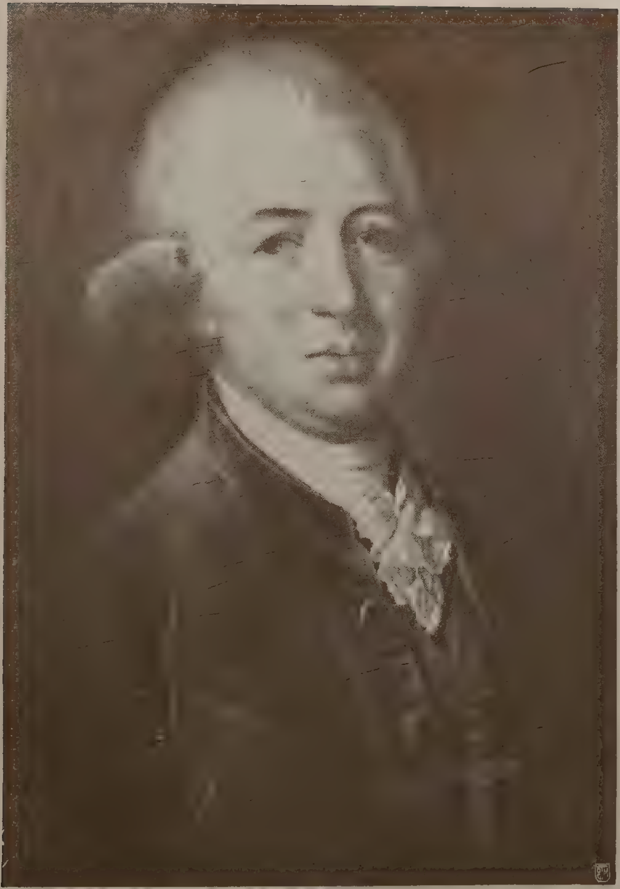
---

¹) Wenn mir das tieftraurige Bild aufſteigt von jener Nacht, die mir das letzte Ende Zeit in der Stadt geweſen iſt, . . . Vollſtändiger und mit einer Überſetzung Riemers am Schluß der ‚Italieniſchen Reiſe‘.

und nachher ihr Muſikfreund und Konzertmeiſter ſein können; aber ſchon in Regensburg und München fühlte er ſich unter dem vornehmen Volk nicht mehr wohl; in Innsbruck entdeckte er dem Herrn v. Einſiedel, daß er nicht bei ihnen bleiben könne; in Bozen mußte man ihm ſeine Freiheit geben. Herder traf ihn dort zu ſeiner großen Überraſchung im Gaſthofe, und auf die Frage, was nun werden ſolle, wußte Kayſer kaum zu antworten. Zu Goethe wagte er ſich nicht zurück; alſo wieder nach Zürich und Klavierſtunden geben!

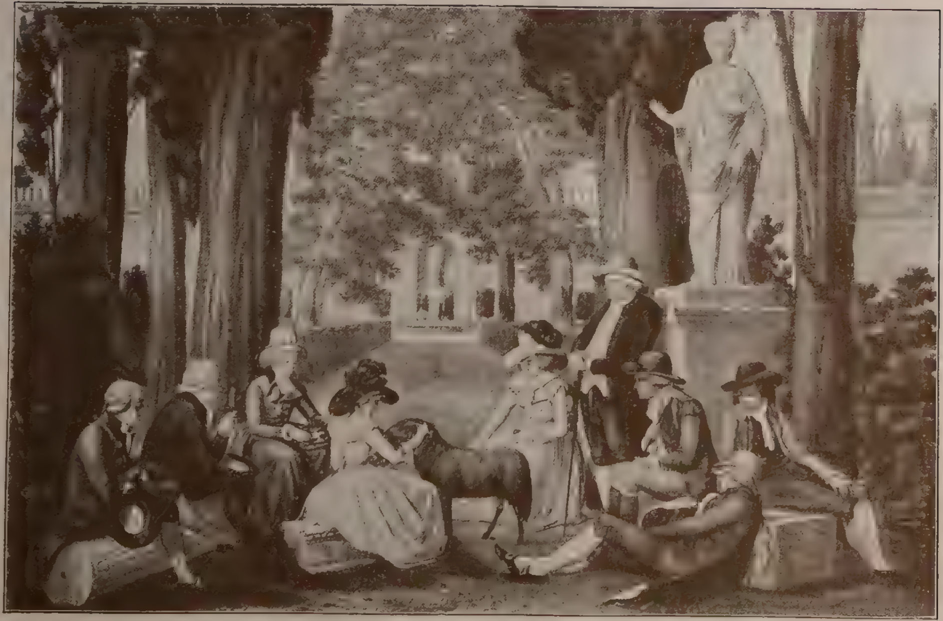
Dem Generalſuperintendenten Herder war es unterdeſſen mit ſeiner Reiſebegleitung faſt noch ſchlimmer ergangen. In Augsburg hatte er ſich mit ſeinem Domherrn v. Dalberg getroffen, aber nun war auf einmal auch die Frau v. Seckendorff, Siegmunds Witwe und ehemalige Sophie v. Kalb aus Weimar, in Augsburg und wollte gleichfalls nach Italien reiſen, nämlich ihrer Geſundheit wegen. Und während man in Weimar noch fragte, ob ſie ſich wohl der Herzogin anſchließen werde, und Goethe ſcherzte: für eine Frau wäre es immer angenehmer, mit zwei Herren als in der Herzogin Wagen mit zwei Frauen zu fahren, da ſaß dieſe kurbedürftige Dame ſchon längſt neben dem kleinen verwachſenen Domherrn, tat anfangs etwas ſchüchtern, ſo daß ihr Herder freundlich zuredete; ſie übernahm aber raſch genug die Leitung des Ganzen, und der weimariſche Oberhofprediger durfte nun einem Liebespaare zuſehen, das kein Ehepaar werden konnte, da Dalberg die prieſterlichen Weihen hatte. Herder und ſein Diener waren alſo etwas läſtig und überflüſſig; der Diener verlor ſeinen Sitzplatz und mußte nebenher reiten, und Herder rechnete ſich aus, daß Dalbergs Ausgaben durch ſeine Begleiterin erheblich ſtiegen: jetzt drücke den guten Mann vielleicht ſein früheres edelmütiges Verſprechen, alle Koſten für den zu dieſer Reiſe beredeten Freund zu tragen. Oder wenn Dalberg gutwillig genug blieb, was ſagte die gnädige Frau dazu? Kurz, er fühlte ſich betrogen; er hätte einen kurzen Entſchluß faſſen ſollen, umkehren oder ſich einen Vetturin nehmen und auf eigene Rechnung nach Rom reiſen ſollen; aber Herder war immer ſchwach und unentſchloſſen; er fühlte ſich jetzt im fremden Lande erſt recht hilflos und fraß ſeinen Grimm Tag für Tag in ſich hinein — auf ebenderſelben Strecke, wo Andere ſich von Herzen freuen, daß ſie nun in den berühmten Gefilden Italiens eine Schönheit nach der andern entdecken.

Am 19ten September langte dieſer verärgerte Reiſende in Rom an, ging ſogleich auch in Goethes vormaliges Quartier und mit Bury zur Angelika, die ihm jenen alten Brief aus Konſtanz gab, ſah auch ſchon Reiffenſtein und ſah ſeinen Freund Goethe, nämlich Trippels Büſte von ihm. In den nächſten Tagen ging er mit Bury, Moritz, Hirt, Rehberg, Verſchaffeldt herum und wunderte ſich doch über das hohe Maß von Liebe und Verehrung, das Goethe ſich hier erworben hatte. Ihm ſelber tat es die Angelika am meiſten an; Reiffenſtein war ein würdiger Mann; mit Moritz ließ ſich philoſophieren; die Andern aber, was waren ſie mehr als Künſtlerburſchen? Mit Staunen erkannte der Herr Generalſuperintendent, daß auch der Geheime Rat v. Goethe hier nur wie ein Künſtlerburſche gelebt hatte bald aber kam er auch zu dem Schluſſe, daß Goethes



Karl v. Dalberg

Nach einem Gemälde im
Gleim-Haus zu Halberſtadt



Beſuch in der Villa d'Eſte zu Tivoli

Nach einem Aquarell von Joh. Georg Schütz

Verſchaffelt

J. G. Schütz Herder Angel. Kauffmann L. v. Göchhauſen Anna Amalie Reiffenſtein Einſiedel Zucchi

Ratſchläge und Urteile über das Leben in Italien nichts taugten, nämlich für ihn nicht, den Biſchof von Weimar, der doch ſeinen geiſtlichen Stand, ſeinen hohen Rang als Gelehrter, ſeinen Ruhm darzuſtellen hatte. Er vergab ſeiner Würde in Weimar nie etwas und verkehrte nur mit den Vornehmſten; in dieſer geiſtlichen Hauptſtadt wollte er ſich gleichfalls nicht erniedrigen. Als am 4ten Oktober der Reiſewagen der Herzogin Amalie in Rom anlangte, da fühlte Herder ſich etwas beſſer geborgen, denn bisher war er immer noch ein Anhängſel an den katholiſchen Domherrn und an der den Domherrn beherrſchenden adligen Konkubine geblieben; jetzt gehörte er zum Kreiſe einer Alteſſe. Aber auch jetzt kam er nur zeitweiſe zu einem freudigen Genuſſe Italiens. Die wirklichen Übel verdoppelte, verdreifachte er durch ſeine Reizbarkeit und ſein ſchnelles und tatenloſes Mißtrauen, das ſich auch gegen den fernen Freund Goethe richtete. Zuweilen war es ihm, als ſei er durch lauter Intrigen nach Rom geführt worden, als ſtehe Goethe in der Kette der Intriganten.

Zu gleicher Zeit ſaß Goethe manche Stunde bei Herders Frau und Kindern und ward mehr als je von ihnen geliebt. Mit Karoline teilte er alle ihre Gedanken über den leidenden Gatten, ſie richtete ſich an der Feſtigkeit des Freundes auf und wünſchte, daß auch ihr Gatte auf Deſſen redliche Ratſchläge höre. Einmal war der berühmte Geſchichtsſchreiber Johannes Müller aus Schaffhauſen, der nun in die Politik der Gegenwart geraten war, eben in Weimar und bei Beiden geweſen, und deshalb politiſierten und philoſophierten auch Goethe und Karoline. Der Kaiſer

Joſeph der Zweite wirtſchafte das Haus Öſterreich ſo ſehr herunter, meinte Goethe, daß es ſich in hundert Jahren nicht wieder erholen könne. Die Herderin antwortete: „So wird's unſerm Herzog auch gehen.“ — „Ja, nicht anders!“ verſetzte der Geheime Rat, und ſogleich wandte er die Erkenntnis von der Gefahr, daß ein Fürſt ſeinen perſönlichen Trieben folge, ſtatt das von der Sache und von den Umſtänden Geforderte zu tun, auch auf die Privatmenſchen an. „So geht's uns allen“, fuhr er fort, „wenn wir unſere Eigenheit irgendwo oder am unrechten Orte, wie es gemeiniglich geſchieht, durchſetzen. So iſt mir's von Jugend auf ergangen. Ich war frei und reich, konnte ſie alſo öfters und mehr durchſetzen als ein Anderer, und ich weiß am beſten, wo und wie ſie mir geſchadet. Und wenn ich mich jetzt nicht ſo zuſammennähme, ſo würde es noch mehr geſchehen. So ſchadet dem Herder jetzt ſeine Eigenheit! Niemand wird es glauben, aber Zartheit und Nachgiebigkeit iſt ſeine Eigenheit, und nun leidet er darunter. . . . Und daher kommt's manchmal, daß er hernach am unrechten Ort gegen Menſchen das Rauhe hervorkehrt.“

Herder nahm es gar nicht gut auf, als ihm ſeine Frau als Goethes gläubige Schülerin dieſe „goldenen Worte“ vorlegte. „Du haſt überhaupt gefehlt, daß Du ihm aus meinem Briefe ſoviel mitgeteilt haſt“, antwortete er. „Ich bin nicht Goethe; ich habe auf meinem Lebenswege nie nach ſeinen Maximen handeln können; alſo kann ich's auch in Rom nicht.“ Jedermann gibt ſeinen perſönlichſten Eigenſchaften gern einen guten Namen; alſo erklärte Herder ſeine Schlaffheit mit dem Satze: „Ich will lieber untertreten werden als untertreten.“ Und, fuhr er fort:

> Goethe ſpricht über Rom wie ein Kind und hat auch wie ein Kind, freilich mit aller Eigenheit, hier gelebet, deshalb er es denn auch ſo ſehr preiſet. . . . Auch von Goethes Geſellen habe ich eigentlich wenig; es ſind junge Maler, mit denen am Ende doch nicht viel zu tun iſt, geſchweige daß ich mit ihnen Jahre lang leben ſollte. Goethe wohnte unter ihnen und wußte ſie zu brauchen; wie er ſie auch durch Arbeiten, die er für die Herzogin-Mutter beſtellen und machen ließ, zu belohnen wußte; Das alles kann ich nun nicht. Sie ſind alle gutwillige Leute, die aber von meinem Kreiſe zu fern abliegen. . . .

Der Schluß aber war echt herderiſch: „Glaube auch nicht, daß ich Etwas gegen Goethe habe. Alles, was er ſagt, iſt wahr, und ich habe ihn lieb wie einen Bruder.“

*

In Weimar ward über den heimgekehrten Goethe noch viel geurteilt, und die Meinungen gingen ſehr auseinander. Verändert fand ihn Jedermann; ob aber zu ſeinem Vorteil? Sicherlich war er viel lebendiger, geſelliger, freundſchaftlicher, fröhlicher. „Sein Umgang iſt reich und koſtbar, aber wie ſtarke Getränke“, urteilte Knebel; er verglich Goethe dem Charakter nach mit Caeſar, und Frau v. Stein ſtimmte zu. Seine Fröhlichkeit wuchs zuweilen bis zum oberflächlichen Luſtigſeinwollen an oder ſank dazu hinab. Es konnte vorkommen, daß er ganz leere Geſpräche führte oder auf einem „tanzenden Picknick“ mit keiner gehaltvollen Frau ein Wort redete, dagegen mit der Jugend in einem fort tanzte, den Fräuleins die Hände küßte, ihnen dicke Schmeicheleien ſagte, daß ſie vor Freude erröteten. Charlotte v. Kalb fand es abſcheulich, daß er die Schwachen auf dieſe Weiſe reize, und Karoline Herder ſprach ärgerlich über dies „Gelecke an den jungen Mädchen“. Dabei zeigte er ſich doch auch immer wieder als der alte verſchloſſene und ſteife Goethe: wann trug er nun eine Maske? Er konnte eine Geſellſchaft in ſeine Wohnung bitten und ſie ſozuſagen mit Langeweile bewirten; er konnte die von der Sitte geforderten Beſuche unterlaſſen, und ſelbſt Karoline Herder, die vieljährige Freundin, gegen die er ſich zuweilen recht offen äußerte, klagte: „Es iſt nur ſchlimm, daß er immer ſeinen Panzer anhat!“

Als Charlotte v. Stein wieder zum Winter in die Stadt zurückkehrte, zeigte ſie ihre Unzufriedenheit mit dem neuen Goethe deutlich: durch Kälte und Herbheit, wie es ihre Art war. Sie hatte aber jetzt große Not mit ihrem Ehemanne; er bekam eine Lähmung im rechten Arm, die er für einen Schlaganfall hielt; ſeitdem betrug er ſich wie ein Todeskandidat, der nur noch für den Abſchluß der irdiſchen Geſchäfte zu ſorgen hat. Um dieſe Zeit kann ihr auch zugetragen ſein, welchen Verkehr Goethe mit der leichtſinnigen Chriſtiane Vulpius unterhalte. Jedenfalls tat er nichts, ihr wieder nahezukommen. Was blieb ihr da Anderes übrig, als noch mehr in Trauer und Schweigen zu verſinken?

*

Als Hauptgeſchäft betrieb Goethe jetzt die Zuſammenſtellung ſeiner Gedichte, alſo auch die Nachfeile daran. Daneben bildete er am ‚Taſſo‘ weiter und vollendete das kleine, dramatiſche Gedicht: Künſtlers Apotheoſe. Dergleichen war in den Augen der Leute eine gar geringe Arbeit gegen frühere Zeiten, wo er das Dichten nebenbei betrieben hatte; von allen vormaligen Amtsgeſchäften behielt er nur die Mitaufſicht über das zweifelhafte Bergwerk in Ilmenau. Man ſah ja auch, daß er in Weimar nicht ausgefüllt wurde. Zuerſt beſuchte er den Hof in Gotha, dann fuhr er oft nach Jena hinüber, dort lebte er mit Knebel zuſammen, war aber in der Hauptſache Student der Anatomie bei Loder; beſonders beſchäftigte ihn die Muskellehre, und ſein eigentliches Ziel war die Vollendung ſeiner großen phyſiognomiſch-künſtleriſchen Entdeckungen: wie bei Statuen und Bildern Inneres und Äußeres gegenſeitig zuſammenhängen. „Ich bin noch immer gegen Jedermann darüber geheimnisvoll“ ſchrieb er an Herder, „und werde mich um ſo mehr beeifern, Etwas zu tun, weil ich Dich, noch wenn Du von Rom kommſt, in Verwunderung ſetzen möchte, daß Viel unternommen iſt.“ Auch am vergnügten Treiben der Akademiker nach den Lehr- und Lernſtunden beteiligte er ſich gern, weiteren vergnügten Verkehr fand er im nahen Drackendorf in der Familie v. Ziegeſar. Kurz, er reihte Allotria an Allotria, vom Standpunkte der Philiſter aus geſehen. Für das Land, als Gegenleiſtung zu ſeinem hohen Gehalte, mochte er nicht arbeiten.

Aber gerade in Jena ließ er ſich verführen, wieder in Verwaltungsgeſchäfte einzugreifen. In früheren Jahren hatte er hier an Verbeſſerungen des Flußbetts, der Uferſtreifen gearbeitet; jetzt ſah er Gelegenheit zu neuen, nützlichen Eingriffen; alſo ſchrieb er dem Herzoge darüber. Kinderfreund, wie er war, nahm er ein paarmal den kleinen Prinzen Karl Friedrich nach Jena mit; ſofort ſchmeichelte man ſich mit der Hoffnung, daß der künftige Landesherr zeitweiſe am Sitz der Akademie erzogen werden ſolle: er gönnte den Bürgern dieſe freundliche Ausſicht. Die Profeſſoren und Beamten ſprachen ihm ihre Wünſche aus, war der Amtloſe doch immer noch der nächſte Freund des Herzogs. Ihm ſelber lagen die naturwiſſenſchaftlichen Sammlungen und Anſtalten am Herzen. Kurz, die Fürſorge für Jena gehörte doch irgendwie zu ſeinen Aufgaben.

Auch das Bergwerk in Ilmenau hatte er bei ſeinem Abſchiede von ſonſtiger Verwaltungsarbeit unter ſeiner Aufſicht behalten. Zu tun war da für ihn freilich ſo gut wie nichts, wenn man nicht das Warten für eine Mühe hält. Er konnte nur hinreiſen und ſich die neue Maſchine anſehen, die das eindringende Waſſer aus dem Schachte herauspumpen ſollte. Die verdrießliche Quelle war jetzt bis 25 Lachter Tiefe herabgeſenkt. Goethe fuhr ſelber ſo tief hinab, um ſich die gefährliche Arbeit, die dort unten an den Pumpſätzen getan werden mußte, mit eigenen Augen anzuſehen. Am Erfolge zweifelte er nicht; nur mußten die Aktionäre noch einige Jahre länger Geduld haben, und es dauerte etwas länger, ehe der weimariſche Herzog ein reicher Fürſt wurde.

*

Als Goethe am 22ſten November von ſeinem anatomiſchen Kurſus aus Jena zurückkehrte, kam Knebel, der nirgends eine rechte Heimat hatte, mit ihm nach

Weimar, um dort eine Zeit lang zu leben. Zehn Tage vorher war Schiller aus ſeiner Sommerwohnung zurückgekehrt; auch er betrachtete Weimar als ſeine „einſtweilige Heimat". Und am dritten Dezember erſchien weit tiefer, von Süden her Profeſſor Moritz; ihm war in Rom das Geld ausgegangen, alſo mußte er wohl oder übel in Berlin, wo ſeine Freunde lebten, wieder Boden zu faſſen ſuchen; große Eile, dahin zu gelangen, hatte er jedoch nicht.

Goethe, Knebel, Schiller, Moritz: vier Männer ohne Weib und Kind, ohne Amt und beſtimmtes Geſchäft, ihren Geburtsländern und Blutsverwandten fern und nirgends feſt angewachſen: ſie hätten einen Verein der Freiſchwebenden, der nur in der luftigen Republik der Geiſter Beheimateten, begründen können. Dieſes Nicht-am-Boden-Haften, dies Emporgehobenſein über die Philiſterwelt, dieſe große Freiheit von Pflichten und Sorgen: es hatte manche Vorteile, aber Keiner der Vier fühlte ſich behaglich in ſeinen ungebundenen, aber auch unbeſtimmten und wenig geſchützten Verhältniſſen. Schiller zum Beiſpiel beſaß außer ſeinem Talent und ein paar guten Freunden nichts als Schulden; ſein Schickſal hing alſo völlig ab von ſeiner Geſundheit, dem raſchen Fluß ſeiner Arbeit und der Gunſt des Publikums. Dabei fühlte er ſelber, daß er ſich als Dichter zu ſtark verausgabte; eben deshalb hatte er ſich ja auf die handwerksmäßige Schriftſtellerei als Broterwerb geworfen und war ſo auch zur Geſchichtsſchreiberei gelangt, deren unendlicher Stoff dem Geiſte immer neue Kräfte verleiht, immer neue Aufgaben ſtellt, ganz wie die Nahrung unſerem Blute. Unter ſeinen neuen weimariſchen Bekannten mag Hofrat Voigt zuerſt auf den Gedanken gekommen ſein: der hiſtoriſche Schriftſteller Schiller könnte doch auch mündliche Geſchichts-Vorträge an der nahen Akademie halten; ſein bekannter Dichtername wäre ein Anreiz für manche Studenten, nach Jena zu kommen; für ihn aber würde dieſe Anſtellung mit dem Profeſſortitel ein Herausreißen aus dem Zuſtande des literariſchen Vagabunden — Schiller ſelber benannte ſich ſo — bedeuten. Ein feſtes Gehalt war für ſolche ungewöhnliche Profeſſur allerdings nicht vorhanden; aber dieſe Anſtellung wäre doch der erſte Schritt zu einem guten bürgerlichen Zuſtande. Zum Beiſpiel bot ſich dem Profeſſor eher als dem Literaten die Gelegenheit, ſich günſtig zu verheiraten, woran Schiller doch manchmal dachte.

Voigt ſprach über ſeinen Gedanken mit Goethe. Dieſem war es angenehm, dem jüngeren Dichter, dem Freunde der Lengefelds, einen Dienſt zu erweiſen; er trug alſo den Plan in Gotha vor, wohin Karl Auguſt mit ihm gereiſt war; die beiden Herzoge hatten nichts dagegen, und ſo richtete Goethe in ihrem Auftrage an den Geheimen Rat in Weimar ein „gehorſamſtes Promemoria“.

> Herr Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rat erteilt, der ſich ſeit einiger Zeit teils hier, teils in der Nachbarſchaft aufgehalten, hat ſich durch ſeine Schriften einen Namen erworben, beſonders neuerdings durch eine ‚Geſchichte des Abfalls der Niederlande von der ſpaniſchen Regierung‘, Hoffnung gegeben, daß er das hiſtoriſche Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Beſtimmung iſt, ſo geriet man auf den Gedanken, ob man Selbigen nicht in Jena

fixieren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verſchaffen. Er wird von Perſonen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geſchildert. Sein Betragen iſt ernſthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

In dieſen Rückſichten hat man ihn ſondiert, und er hat eine Erklärung dahin gegeben: daß er eine außerordentliche Profeſſur auf der Jenaiſchen Akademie anzunehmen ſich wohl entſchließen könne, wenn auch ſelbige vorerſt ihm ohne Gehalt konferiert werden ſollte. Er würde ſuchen, ſich in der Geſchichte feſtzuſetzen und in dieſem Fache der Akademie nützlich zu ſein.

Goethe bat ſeine Kollegen um Eile, „damit mehrgedachter Rat Schiller noch vor Oſtern ſeine Anſtalten und Einrichtungen machen und ſich als Magiſter qualifizieren könne“. Denn Schiller war ja nicht einmal Magiſter der Fakultät, in die er jetzt als Profeſſor eintreten ſollte. Und in ſeinem neuen Fache beſaß er über das Schulwiſſen hinaus nur einige zufällige bei der Schriftſtellerei und dem dramatiſchen Geſchäft angeleſene Kenntniſſe; auch hatte er noch nie unterrichtet oder ſich im Vortrag geübt; ſeine Lehrgabe war alſo höchſt zweifelhaft. Trotzdem wurde ihm am 15ten Dezember ein Schreiben Goethes überbracht, wodurch ſeine Ernennung vorläufig erfolgte. Es brauchte nur noch die Zuſtimmung der Höfe zu Meiningen, Hildburghauſen und Coburg nachträglich eingeholt werden.

Schiller fühlte das Bedenkliche dieſer plötzlichen Ehrung wohl; er verhehlte auch Goethen nicht, wie gering ſeine hiſtoriſchen Kenntniſſe eigentlich ſeien. „Docendo discitur“ tröſtete Dieſer; er hatte ſelber ſchon mehr als einmal Dinge gelehrt, um ſich ordentlicher und gründlicher damit zu befaſſen. Und Schiller dachte dann auch an den braven Reitknecht Sancho Panſa, dem ſein Herr das Königreich einer zu erobernden Inſel verſprach: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand, und habe ich nur erſt die Inſel, ſo will ich ſie regieren wie ein Daus!“

Eine große Genugtuung war es dem jüngeren Manne, daß gerade Goethe ſich in ſeiner Angelegenheit ſo raſch-tätig und teilnehmend erwieſen hatte. Um ſo peinlicher war ihm bald nachher die Entdeckung, daß er trotzdem mit dieſem Hochbewunderten noch genau ſo ſtand wie vorher; der Anfang einer Freundſchaft ſtand als Anfang ſtill. Goethe ſchien immer von Andern in Anſpruch genommen, wenn ſich Schiller ihm gern zugewandt hätte: vom Herzoge, von Moritz, von ſeinem alten Freunde Knebel und allermeiſt von ſeinen Arbeiten. Warum machte er nicht auch Stunden für den hochſtrebenden jüngeren Dichter frei? Warum zeigte er ſich bei den zufälligen Begegnungen nicht herzlicher? Schiller hatte vor kurzem in der Jenaiſchen Literaturzeitung eine große Beſprechung des ‚Egmont‘ erſcheinen laſſen; ſie war viel mehr für den Dichter als das Publikum gemeint geweſen. „Sieh, ich bin würdig, mit Dir zu reden!“ Das war ihr Sinn. „Ich fühle Deine Größe ganz, aber auch ich bin ein Meiſter vom Fach. Ich kenne gerade dies Stück Geſchichte ſo gut wie Du; ich habe über menſchliche Charaktere, über ſittliche Fragen ernſtlich gedacht; ich verſtehe das poetiſche und beſonders das dramatiſche Handwerk. Ich ſehe Deine Kraft, Klugheit, Kunſt und kann Dir auch Deine Fehler zeigen.“ Goethe las dieſe Rezenſion halb mit Beifall, halb mit

Widerſpruch; wohl erkannte er die Urteilsfähigkeit dieſes Kunſtrichters, aber er zog nicht die gewünſchte Folgerung, daß die Nachbarn auch Freunde ſein könnten.

Dagegen ſah Schiller von weitem mit an, wie ſehr liebreich Goethe mit Moritz umging, den er auch in ſeine Wohnung aufgenommen hatte. War dieſer Gaſt etwa ein Größerer? Moritz hatte früher Schillers Jugendwerk ‚Kabale und Liebe‘ in der ‚Voſſiſchen Zeitung‘ als pöbelhaftes und unſinniges Zeug heruntergeriſſen und über Schiller geſagt: „Alles, was dieſer Verfaſſer angreift, wird unter ſeinen Händen zu Schaum und Blaſe“. Nachher hatten ſich die beiden jungen Männer in Leipzig perſönlich kennen gelernt, und ſeitdem ſtanden ſie ſich ganz gut miteinander. Als ſie ſich in Weimar wiederſahen, fand auch Schiller den durch ſeine Reiſen Gereiften ſehr intereſſant. „Sein Weſen hat viel Tiefe; ſeine Seele wirkt ſchwer, aber er bearbeitet ſeine Jdeen zu möglichſter Klarheit.“ . . . „Er hat überaus viel Güte und Wahrheit in ſeinem Charakter und manches Drollige in ſeinem Betragen, das ſeinen Umgang angenehm macht. Hier gefällt er auch ſehr. Frau v. Stein ſoll ihm ſehr gewogen ſein; bei der Frau v. Kalb iſt er auch gut angeſchrieben, und er gefällt ſich auch bei den hieſigen Damen.“ Namentlich gewann er auch die Gunſt des Herzogs, dem er engliſchen Unterricht erteilte; Karl Auguſt wollte nämlich der Emilie Gore gern in ihrer Sprache ſagen, wie ſehr er ſie ſchätze.

Moritz hatte ſich in der letzten Zeit beſonders mit äſthetiſchen Grund- und Hauptfragen beſchäftigt und ſprach über die Dichtkunſt mit um ſo größerer Autorität, weil er trotz ſeines vielgeleſenen Romans ſich ſelber die Dichtergabe abſprach. Die weimariſchen Damen hörten ihm ſehr gern zu; mit Erſtaunen lernten ſie von ihm erſt noch die Größe ihres Goethe ſehen. Moritz machte ihnen klar, daß Goethe nicht bloß ein hervorragender Dichter ſei wie einige Andere auch, ſondern daß er alle Mitſänger unter den Deutſchen hinter ſich laſſe. Er zeigte den Frauen insbeſondere den „Mittelpunkt“ in einzelnen Werken Goethes, während ſie bisher allzuſehr den Endpunkt beachtet hatten; er gab ihnen auf, in anderen Dichtungen dieſen Mittelpunkt zu ſuchen, und wenn Charlotte v. Kalb ihren Schiller auch anerkannt wiſſen wollte, ſo zerrupfte er ihr etwa ‚Kabale und Liebe‘ und bewies, daß kein Funke poetiſches Drama darinnen ſei. Man dürfe nichts Schlechtes dulden, predigte er mit Inbrunſt, ſondern ſolle das Gute zehn- und zwanzigmal, ja bis zum Auswendiglernen leſen, wie es die Alten getan haben. Als das Gute nannte er immer wieder Goethes Werke, Shakeſpeares Dramen und Homer in Voſſens Überſetzung, auch die griechiſchen Tragiker, wenn man ihnen gewachſen ſei. „Wenn wir Frauen mit Moritz allein ſind“, erzählt Karoline Herder ihrem Gatten, „da geht es gar hübſch; er iſt alsdann unſer Prophet, und unſere Kenntniſſe nehmen jedesmal zu.“ Schon daß er ein wunderlicher und unſchöner Menſch war, brachte ihn dem Gemüt der Frauen näher; man konnte ihn auch belächeln oder auslachen.

Der überaus fleißige Schiller hatte keine Luſt, am Teetiſch mit Moritz um die Gunſt der Damen zu ringen. Verdrießlich mußte ihm freilich ſein, was er über den Prieſterdienſt dieſes begabten Menſchen vor Goethes

Altar hörte. „Ich ärgere mich über jeden Sektengeiſt und Vergötterung Anderer; aber an Moritz iſt ſie mir doppelt unausſtehlich, weil er ſelbſt ein vortrefflicher Kopf iſt.“ Man las jetzt auch eine neue Schrift dieſes Goethe-Apoſtels; ſie hieß: ‚Über die bildende Nachahmung des Schönen‘ und war ſchwere Koſt, mit der die Frauen ſich eine Zeitlang abmühten, um Äſthetik zu lernen. Schiller fand ſie voll Schwärmerei und glaubte Herder heraus zu hören, mit dem Moritz noch ein paar Wochen in Rom zuſammen geweſen war; aber Goethe gehörte durch ſeine römiſchen Geſpräche gleichfalls zu den Vätern dieſer Abhandlung.

Moritz blieb noch den ganzen Januar (1789) in Weimar. Schiller ergrimmte oft gegen den Kleineren, weil er ſo übertrieben diente, gegen den Andern, weil er den Weihrauch anzunehmen ſchien.

Ihn ſelbſt riefen die Beiden nicht zu ihren Geſprächen, und er, der über die gleichen Dinge grübelte, wäre doch der berufenſte Dritte im Bunde geweſen. Lag es etwa daran, daß Goethe in ihm eine Kraft gleichen Ranges witterte, aber nur bequeme Verehrer begehrte, denen er Gunſtbeweiſe, aber kein Bruderherz ſchuldig war? Schillers Trotz bäumte ſich auf. Ein wenig fühlte er ſich aber auch wie jener Fuchs, der die Trauben ſauer fand.

Öfters um Goethe zu ſein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen ſeine nächſten Freunde kein Moment der Ergießung. Er iſt an Nichts zu faſſen. Ich glaube in der Tat: er iſt ein Egoiſt in ungewöhnlichem Grade. Er beſitzt das Talent, die Menſchen zu feſſeln und durch kleine ſowohl als große Attentionen ſich verbindlich zu machen, aber ſich ſelbſt weiß er immer frei zu behalten. Er macht ſeine Exiſtenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne ſich ſelbſt zu geben: Dies ſcheint mir eine konſequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchſten Genuß der Eigenliebe kalkuliert iſt. Ein ſolches Weſen ſollten die Menſchen um ſich herum nicht aufkommen laſſen. Mir iſt er dadurch verhaßt, ob ich gleich ſeinen Geiſt von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine ſtolze Prüde, der man ein Kind machen muß, um ſie vor der Welt zu demütigen. Eine ganz ſonderbare Miſchung von Haß und Liebe iſt es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich iſt, die Brutus und Caſſius gegen Caeſar gehabt haben müſſen. Ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.

Aber war es denn ein Unrecht, wenn Goethe dieſen jüngeren Dichter als weſensfremd, wie einen Gegenpol empfand? Man denke: Schiller hatte keinen Sinn für die Natur und ging beinahe ohne Augen durch die Welt, denn er verachtete das Sinnliche. Er kam vierzehn Tage lang nicht aus ſeiner Stube heraus; dort arbeitete er zwölf Stunden am Tage, immer mit Denken, Leſen, Schreiben beſchäftigt. Sein jetziges Dichten war ein Philoſophieren in Verſen. Das Unbewußte, Urſprüngliche, Naive ſchien dieſem Dichter ganz abzugehen. Noch ward viel geſtritten über ſein langes Gedicht im ‚Merkur‘: ‚Die Götter Griechenlands‘; zum Beiſpiel Friedrich Stolberg entrüſtete ſich heftig über dieſen heidniſchen Angriff gegen ſeinen geliebten Chriſtengott. In der antikiſchen Geſinnung ſchienen alſo Goethe und Schiller doch einig zu ſein. Aber Goethe ſpürte doch auch bei dieſem Gedicht das ihm völlig Fremde. Denn was er ſelber ernſt und real meinte, war bei Schiller nur eine Fiktion, ein Gedanken- oder Phantaſieſpiel mit Unwirklichkeiten. Schiller meinte gar nicht die hiſtoriſchen Gottheiten der Heiden und Chriſten und Theiſten. „Der Gott, den ich in den ‚Göttern Griechenlands‘ in Schatten ſtelle, iſt nicht der Gott der Philoſophen oder auch nur das wohltätige Traumbild des großen Haufens, ſondern er iſt eine aus vielen gebrechlichen, ſchiefen Vorſtellungsarten zuſammengefloſſene Mißgeburt. Die Götter der Griechen, die ich ins Licht ſtelle, ſind nur die lieblichen Eigenſchaften der griechiſchen Mythologie, in eine Vorſtellungsart zuſammengefaßt.“ So äußerte er ſich gegen ſeinen beſten Freund. Jetzt baute Schiller an einem andern ſehr langen philoſophiſchen Gedichte, in dem er die Künſtler idealiſieren wollte. Er hoffte unter der Arbeit immer wieder auf Goethes Lob; hätte er gewußt oder bedacht, wie real-vernünftig Dieſer das Künſtler-Thema in ‚Erdenwallen‘, ‚Vergötterung‘ und ‚Apotheoſe‘ behandelt hatte, ſo hätte auch er erkennen müſſen, daß hier zwei deutſche Dichter in verſchiedenen Sprachen dachten und redeten.

Schiller hatte ſeinen zornigen Erguß über Goethes Kälte und Ichliebe an ſeinen ſchon öfters erwähnten Freund Körner in Dresden gerichtet. Dieſer ermahnte, trotz allem die Freundſchaft zu ſuchen. „Du kannſt keck mit dem Gefühle: Anch'io son' pittore vor ihm auftreten, wenn er auch gleich durch Alter und Erfahrung in der Herrſchaft über ſich ſelbſt eine gewiſſe Überlegenheit beſitzt . . . Menſchen von ſolchem Gehalt wirſt Du nicht häufig finden, und Dich mit ihm reiben zu können, iſt doch gewiß ein beträchtlicher Vorteil.“ Auch gegen ſeine kluge Rudolſtädter Freundin Karoline v. Beulwitz hatte ſich Schiller ähnlich zornig geäußert; auch ſie nahm ſtark für Goethe Partei, da ſie ſeit Jahren viel Gutes von ihm wußte[1]); Schiller aber gab ihr eine vortreffliche und ſtolze Antwort:

> Was Sie von Goethen ſchreiben, mag allerdings wahr ſein — aber was folgt daraus? Wenn ich auf einer wüſten Inſel oder auf dem Schiff mit ihm allein wäre, ſo würde ich allerdings weder Zeit noch Mühe ſcheuen, dieſen verworrenen Knäuel ſeines Charakters aufzulöſen. Aber da ich nicht an dieſes einzige Weſen gebunden bin, da Jeder in der Welt, wie Hamlet ſagt, ſeine Geſchäfte hat, ſo habe ich auch die meinigen, und man hat wirklich zu wenig baares Leben, um Zeit und Mühe daran zu wenden, Menſchen zu entziffern, die ſchwer zu entziffern ſind. Iſt er ein ſo ganz liebenswürdiges Weſen, ſo werde ich Das einmal in jener Welt erfahren, wo wir alle Engel ſind . . . Es iſt eine Sprache, die alle Menſchen verſtehen! Dieſe iſt: gebrauche deine Kräfte! Wenn Jedes mit ſeiner ganzen Kraft wirkt, ſo kann es den Andern nicht verborgen bleiben. Dies iſt mein Plan. Wenn einmal meine Lage ſo iſt, daß ich alle meine Kräfte wirken laſſen kann, ſo wird er und Andere mich kennen, wie ich ſeinen Geiſt jetzt kenne.

*

Das Verhältnis zwiſchen Goethe und Frau v. Stein kränkelte noch Woche für Woche. Sie ſahen ſich alle paar Tage in kleineren oder größeren Geſellſchaften; Moritz war eine Zeit lang ein Bindeglied, Knebel auf die Dauer; am ſtärkſten blieben ſie noch durch den Jüngling Fritz vereinigt, dem Goethe ſeine väterliche Freundſchaft treu bewahrte. Fritz trug noch Grüße hin und wieder; aber wenn Charlotte jetzt in einem Briefe Goethes die alte Schlußwendung las: „Liebe mich“ oder „Behalte mich lieb“, ſo ward ihr dieſer Zucker auf der Zunge zu bitterem Eſſig.

---

[1]) Ihr Brief iſt uns jedoch nicht erhalten.

Karoline Herder, die dieſe erkaltete Freundſchaft mit anſah, hielt ihn und ſie für ungeſchickte Leute und meinte, ſie ſollten ſich einmal gegenſeitig kräftig ſchütteln, daß Groll und Galle herauskämen, und ſich dann wieder vertragen — ſo wie es im Herderhauſe üblich war. Sie verſtand namentlich die Steinin nicht. Bis dieſe ihr im Anfang März ihren Kummer deutlicher zeigte und von der Chriſtiane Vulpius erzählte.

Man war nicht prüde in Weimar, und Frau v. Stein erwartete von den Männern keine übermäßige Tugend. Wenn ein lediger Herr, der ſich nicht verheiraten will, ein heimliches Schätzchen hält, geht es Niemand was an: ſo dachte auch jede erfahrene Frau. Hier aber handelte es ſich um Goethe! Um denſelben, den der kluge Profeſſor Moritz vor den weimariſchen Damen als das „summum der Menſchheit“ vergöttert hatte, von dem Karoline, die ihn ſo viele Jahre kannte, ſoeben an ihren Mann geſchrieben hatte: „Er fühlt ſich als ein höheres Weſen, das iſt wahr; aber er iſt doch der Beſte und Unwandelbarſte unter Allen“. Und hatte ihn nicht Charlotte v. Stein ſeit dreizehn Jahren eben deshalb geliebt, weil er ſo viel höher ſtand als alle anderen Männer? Und hatte Goethes Höhe ſich nicht auch dadurch bewieſen, daß er den Trieb des männlichen Tieres zum weiblichen Tiere nicht zu empfinden ſchien oder dieſen Trieb durch geiſtige Kräfte und edelſte Geſchäfte überwand? Die meiſten Männer ſind dazu nicht fähig; Goethe aber war doch nun vierzig Jahre alt geworden, ohne ins Gewöhnliche zu verſinken: warum denn jetzt noch? Unſere Freunde haben ein Recht, von uns zu erwarten, daß wir ſo bleiben, wie wir uns ihnen in den

Jahren, wo ſie uns lieb gewannen, gezeigt haben. Und ſollten ſie dieſes Recht nicht haben, ſo dürfen ſie doch laut klagen, wenn wir plötzlich in neuer Geſtalt vor ihnen erſcheinen, denn ſie liebten ja unſere vorige Beſchaffenheit. Charlotte hatte ihren Freund Goethe wegen ſeiner Reinheit und Heiligkeit ſo tief in ihr Herz geſchloſſen, daß er jetzt nicht mehr herauszulöſen war; ihn vergeſſen, ihn in ſich abtöten vermochte ſie nicht, aber da er ſich gewandelt hatte, ſo ward nun ihre Liebe zum Zorn gegen den Prinzen Egmont, der mit einem Klärchen ſpielte, gegen den großen Dichter Goethe, der tagsüber noch am ‚Taſſo‘ feilte und des Abends ſich mit einem übelberufenen Mädchen vergnügte. „Sie verdenkt ihm Dies ſehr“, ſchrieb Karoline Herder über Charlotte und Goethe am 8ten März nach Rom. „Da er ein ſo vorzüglicher Menſch iſt, auch ſchon vierzig Jahre alt iſt, ſo ſollte er nichts tun, wodurch er ſich zu den Andern ſo herabwürdigt“.

Im poetiſchen Bilde ſagte Charlotte Dasſelbe um dieſe Zeit in einem Briefe. Der „mühſame Begriff“ von ihrem vieljährigen Freunde liege ihr manchmal wie eine Krankheit auf,

> und iſt mir wie ein ſchöner Stern, der mir vom Himmel gefallen.

Die Frau des Oberhofpredigers ſah dies Verhältnis mit der Mamſell Vulpius läßlicher an. Goethe hatte ihr von ſeinen heimlichen Sünden ſelber nichts verraten, aber neulich halb im Scherze, halb im Ernſte verſichert: ihr eigener Mann, der doch an das eheliche Leben gewöhnt ſei, werde ſich in Italien nicht eher wohl fühlen, als bis er einen Erſatz dafür habe. Karoline hatte ihm Das geglaubt und dem Gatten förmlich ſchriftliche Erlaubnis und Ermunterung gegeben, nämlich für das Gebiet jenſeits der Alpen. Herder aber war jetzt gerade wieder recht böſe auf Goethe und beſonders auf alle Ratſchläge Goethes. „Hole der Henker den Gott, um den Alles ringsumher eine Fratze ſein ſoll, die er nach ſeinem Gefallen brauchet!“ So ſchrieb er jetzt über den ihm allzuſehr gerühmten Dichter Goethe, auf den er eiferſüchtig war. Die Neuigkeit über das „Klärchen“ aus der Familie Vulpius erregte ihn weniger als die Glorie, die ſeine eigene Frau zuweilen um dieſen Freund malte.

Was Du mir von Goethes Klärchen ſchreibſt, mißfällt mir mehr, als daß es mich wundern ſollte. Ein armes Mädchen — ich könnte mir's um Alles nicht erlauben! Aber die Menſchen denken verſchieden, und die Art, wie er hier unter rohen, obwohl guten Menſchen gelebt hat, hat nichts Anderes hervorbringen können. Auf mich macht Italien in Allem nun einmal den ganz entgegengeſetzten Eindruck. Ich kehre wie ein Geiſt zurück und kann Dir nicht ſagen, wie mir vor dem gewöhnlichen Troß der Buhlerinnen uſw. ekelt.

*

Am ‚Taſſo‘ arbeitete Goethe viel länger und viel ſorgſamer als je an einem vergleichbaren Werke. Schon 1781 hatte er die Anfänge den Freunden zugeſandt und vorgeleſen; als er im Frühjahr 1788 nach Neapel und Sizilien reiſte, nahm er dieſe umzuſchmelzende erſte Faſſung mit; auch während des zweiten Aufenthaltes in Rom vertiefte er ſich öfters darein. Durch Seraſſis Taſſo-Biographie neu belehrt, überdachte er dann die einzelnen Akte auf der Rückreiſe in Florenz, Mailand und anderwärts; aber auch nach der Ankunft in Weimar verging noch ein volles Jahr, ehe alle Szenen aufgeſchrieben waren und ihren Schöpfer befriedigten. Diesmal ſollte ein Vollendetes von ihm ausgehen, nachdem er in Italien ſoviel Vollendetes und Vollkommenes geſehen; er mußte ſich ſelber und die nächſten Freunde überzeugen, daß er nicht umſonſt in die beſte Schule gegangen war. Sein Herzog hatte in vorigen Zeiten nicht geglaubt, daß dieſes Stück gelingen könne; indem Goethe gegen dieſen Zweifel ankämpfte, ſpannte er ſich um ſo mehr an. Viel öfter und tiefer noch rang er im Stillen mit ſeiner nächſten Freundin. Einſt hatte er ſie in den erſten Akten verherrlicht oder, wie er ſich ausdrückte, angebetet; jetzt mußte er der Zürnenden beweiſen, daß er nicht, wie ſie meinte, im Sinken, ſondern noch im Steigen begriffen war. Ganz anders wieder regte ihn Philipp Moritz an, der, zwei Monate lang bei ihm wohnend, als Nächſter dem Wachstum der Arbeit zuſah: da dieſer junge Freund ihn zu den größten Meiſtern alter und neuer Zeiten rechnete, ſo fühlte ſich der Dichter um ſo mehr verpflichtet, in jedem Verſe das Höchſte zu leiſten. „Er arbeitet viel am ‚Taſſo‘“ ſchrieb Karoline Herder in den erſten Tagen von 1789 an ihren Mann, „und Moritz ſoll nicht eher reiſen, als bis er damit fertig iſt.“ Die Herderin hatte aber gleichfalls ihr Verdienſt am glücklichen Gelingen, denn ihre Freude an den fertigen Szenen war ſo lebhaft und herzlich, daß dieſe Freude zuweilen wie ein Kraftſtrom auf den Dichter hinüber floß. Er las ihr fertige Szenen vor oder ſandte ſie ihr: ſie empfand zuerſt den Wohllaut dieſer aus Worten gewobenen Muſik.

Jawohl, die Jamben ſeien noch beſſer als in der ‚Iphigenie‘, beſtätigte Goethe. Sie fragte ihn nach dem eigentlichen Sinn des Dramas; er ſprach über ſolche Kunſtgeheimniſſe nie gern; ihr aber gab er das Grundthema an: „Die Disproportion des Talents mit dem Leben.“ Auch auf die noch perſönlichere Frage nach ſeinen Modellen antwortete er freundlich. Charlotte v. Kalb, die ja noch neu im Kreiſe der Freunde war, glaubte nämlich die weimariſchen Vorbilder des Stückes gar deutlich zu erkennen: Goethe ſelbſt, die Herzogin Luiſe, die Stein, den Herzog. Die Herderin wußte über die früheren Vorgänge in Weimar beſſeren Beſcheid und konnte jetzt die Kalbin auch darüber belehren, wie ſich ein Dichter zu ſeinen Erlebniſſen und den ihm zum Vorbilde dienenden wirklichen Menſchen verhält, denn Goethe hatte es ihr kürzlich klar gemacht. Sie hatte ſich nämlich geärgert, daß ſie jetzt in dem Gedichtband ſeiner Werke den ‚Pater Brey‘ mit abgedruckt fand, in welcher Poſſe ſie ſelber neben Merck, Herder und Leuchſenring abgemalt war. „Ob ſie denn wirklich dieſe Perſon, dieſes Lorchen, geweſen ſei?“ fragte ſie. „Beileibe nicht!“ rief Goethe aus und ſetzte ihr auseinander, daß der Dichter immer nur ſoviel von einem wirklichen Menſchen nehme, als notwendig ſei, ſeinem Gegenſtande Leben und Wahrheit zu geben. So ſollten ſie jetzt auch aufhören, das neue Drama unter dieſem falſchen Geſichtspunkt zu leſen, obwohl darin viel Deutendes über ſeine eigene Perſon ſtecken möge. Denn im ‚Taſſo‘ treten nicht eigentliche Menſchen auf, ſondern Charaktere, poetiſch-dramatiſche oder, was dasſelbe ſagt, ganze Charaktere. Hier iſt z. B. Taſſo der Charakter des Dichters, des Nur-Dichters, des Phantaſiemenſchen, während Lebenskunſt und Klugheit in den beiden andern Männern des Stückes geſtaltet ſind. Alle wirklichen Menſchen ſind aus ſolchen poetiſchen oder abgezogenen Charakteren gleichſam gemiſcht; ſie haben alſo zugleich mehr und weniger zu bieten. Daß der Dichter allerlei Züge von ſeinen Freunden und Bekannten nimmt, iſt notwendig; ſonſt möchten ſeine „Charaktere“ Gedanken- und Luftgeſchöpfe werden.

Karoline war ſo ſehr von Goethes Dichter-Drama entzückt, daß ſie die erſte große Szene, als Goethe ſie ihr lieh, eilig abſchrieb, um auch ihrem Mann damit eine Freude zu machen. „Mich dünkt, Das ſei ein wunderſchöner Anfang: der Vorhang ſo ſchön aufgemacht! Die Prinzeſſin, die Freundin, und der Dichter ſo wunderſchön-anziehend; man kennt und liebt ſie nun und wird nun Alles mit ihnen teilen“. Noch andere Szenen ſchrieb ſie ab und ſchickte ſie nach Rom. Der Empfänger ſtimmte nun freilich nicht ganz in Karolinens Enthuſiasmus ein, eben weil es ihn verdroß, daß es ein Enthuſiasmus war, daß ſeine Frau in eine ähnliche Goethe-Vergötterung geriet wie der gute Moritz. „Goethes Szene des ‚Taſſo‘ habe ich mit Vergnügen geleſen“ erwiderte er kühl. „Er kann nicht anders als ſich ſelbſt idealiſieren und immer aus ſich ſchreiben, ſo daß er ſich zugleich ſelbſt malet. Für mich iſt Das gut, aber ich fürchte, wie Das durch die fünf Akte gehen werde.“ Welch’ einen ſtarken Gegenſpieler zu Taſſo Goethe in dieſen letzten Zeiten auch aus ſich ſelber herausgeſtaltet hatte, wußten damals eben ſeine beſten Freunde noch nicht. Er konnte auch gerade die vierte

Szene des erſten Aufzugs, wo Antonio zu den vier andern Perſonen hinzutritt, erſt ganz zuletzt fertigbringen; der Leſer und Vorleſer mußte ſich alſo lange mit den drei erſten Auftritten begnügen, die freilich, mit Taſſos Dichterkrönung und Seligkeit endigend, wie ein abgeſchloſſenes Stück Poeſie wirken konnten. So las ſie Herder im Anfang Mai im Garten der Villa d'Eſte zu Rom vor, auf dem Platze „unter den großen Zypreſſen“: Herzogin Amalie und Angelika Kauffmann lauſchten ihm mit anderen Freunden. So hatte ſie Goethe einige Wochen vorher nächſten Freunden mitgeteilt und vorgeleſen, der Herzogin, die ihre ſchwere Stunde erwartete, und auch im Saale der Frau v. Stein.

*

Goethe verglich einmal den ‚Taſſo‘ mit einem Orangenbaum, weil er ſehr langſam wachſe; es war aber auch in anderem Betracht ein italieniſches Gewächs. Der Glanz eines blauen ſüdlichen Himmels liegt über allen Szenen; die Menſchen leben im Freien, wandeln in großen Gärten herum; man ſieht ſie zwiſchen Blumenbeeten und alten Bäumen. Tragiſch iſt der Held und ſein Schickſal; aber der Zuſchauer dieſer Entwicklung fühlt ſich von einer milden, warmen Luft umgeben; ihm wird längſt nicht ſo bange wie bei einem nordiſchen Stücke, wo zum menſchlichen Unglück noch der Sturmwind heult, die Wolken tief hängen und unſere Glieder vor Froſt erzittern. Goethe tat die Hauptarbeit am ‚Taſſo‘, als er wieder am deutſchen Klima litt: gerade in jenem Jahre folgte auf einen unfreundlichen Sommer ein ſehr langer, kalter Winter mit untermiſchtem Schlackerwetter;

zeitweiſe war es mitten im Städtchen Weimar ſo kotig, daß die Frauen ſich deswegen nicht auf die Straße wagten. Eben jetzt ſchuf der Dichter ein Land Italien um ſich her! Eben jetzt redete er italieniſch in deutſcher Zunge, ſo wohllautend wie noch nie ein Deutſcher vor ihm. Und ſchuf für Jeden, deſſen Phantaſie mit ihm gehen konnte, einen Aufenthalt in Italien. Er zaubert uns in unſern deutſchen Winter den ſchönſten Lenz, einen frühen, ſüdländiſchen Lenz.

Ja, es umgibt uns eine neue Welt!
Der Schatten dieſer immergrünen Bäume
Wird ſchon erfreulich. Schon erquickt uns wieder
Das Rauſchen dieſer Brunnen. Schwankend wiegen
Im Morgenwinde ſich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten ſchauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
Der Gärtner deckt getroſt das Winterhaus
Schon der Zitronen und Orangen ab.
Der blaue Himmel ruhet über uns,
Und an dem Horizonte löſt der Schnee
Der fernen Berge ſich in leiſen Duft.

Der Dichter dieſer zarten Taſſo-Verſe zeigte nur eine Seite, war nur eine zeitweilige Erſcheinung Goethes. Nicht nur, daß ſeine poetiſchen Stunden mit proſaiſchen abwechſelten, auch ganz andere Arten Poeſie drängten ſich zwiſchen die Blätter, die er der heiligen Agathe zu Bologna oder der ſtrengen Herzogin zu Weimar vorlegen konnte. Er war ein Mann von Fleiſch und Blut, und gegen die Kälte und das üble Wetter der Heimat kannte er nicht bloß das phantaſtiſche Mittel, ſich im Geiſte ins lachende Land Hesperien zu verſetzen, ſondern auch das realiſtiſche Philiſtermittel des geheizten Stübchens, des wohlbeſetzten Tiſches und des Anſchmiegens an eine geliebte Geſellin dieſer warmen Einſamkeit. Mit innigem Vergnügen ſchmiedete er auch dieſe Philiſter-Erfahrung in Verſe um, die er für ſich ſelbſt als Erotica aufhob, auch Erotica romana nannte, denn er redete darin noch immer von der römiſchen Fauſtina, um das Chriſtelchen nicht zu nennen, das ſich zu ihm ins Gartenhaus ſchlich.

Herbſtlich leuchtet die Flamme vom ländlich-geſelligen Herde,
  Kniſtert und glänzet, wie raſch! ſauſend vom Reiſig empor.
Dieſen Abend erfreut ſie mich mehr; denn eh' noch zur Kohle
  Sich das Bündel verzehrt, unter die Aſche ſich neigt,
Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen Reiſig und Scheite,
  Und die erwärmete Nacht wird uns ein glänzendes Feſt ...

Blick und Händedruck und Küſſe, gemütliche Worte,
  Silben köſtlichen Sinns wechſelt ein liebendes Paar.
Da wird Liſpeln Geſchwätz, wird Stottern liebliche Rede:
  Solch' ein Hymnus verhallt ohne proſodiſches Maß!

Dich, Aurora, wie kannt' ich dich ſonſt als Freundin der Muſen!
  Hat, Aurora, dich auch Amor, der loſe, verführt?
Du erſcheineſt mir nun als ſeine Freundin und weckeſt
  Mich an ſeinem Altar wieder zum feſtlichen Tag.
Find ich die Fülle der Locken an meinem Buſen! das Köpfchen
  Ruhet und drücket den Arm, der ſich dem Halſe bequemt ...
Sie bewegt ſich im Schlummer und ſinkt auf die Breite des Lagers,
  Weggewendet; und doch läßt ſie mir Hand noch in Hand.

Faſt der Einzige, dem er ſolche Verſe zu zeigen Luſt hatte, war der Herzog. Dieſer aber war, indem ſeine Gattin mit einem neuen Kinde ging, wieder geſchlechtskrank geworden, wenn er es nicht noch mit dem alten Übel zu tun hatte. Goethe litt mit ihm in teilnehmender Sorge und ſchmiedete nun auch ſcheltende Diſtichen über die Schlange, die in dieſer ſchlechten Zeit die Luſt der Männer und Weiber vergiftet, während ſie den Alten ganz unbekannt war; Karl Auguſts Troſt und Heilmittel dagegen, Queckſilber-Arznei, rühmte ſein Dichter wahrhaftig auch in Verſen; aber für ſich ſelber fühlte er ſich doch nur ſicher und glücklich im Zutrauen zu ſeinem geſunden Mädchen, das ſich ihm völlig, aber auch nur ihm allein anvertraute.

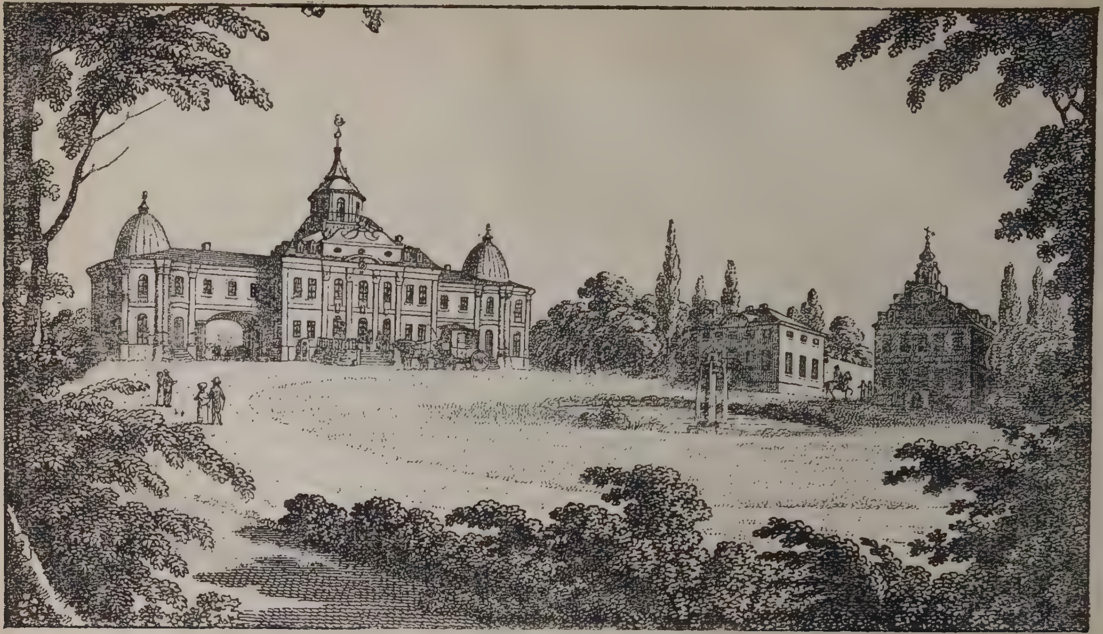
Eins nur fleh' ich im Stillen, an euch, ihr Grazien, wend' ich
  Dieſes heiße Gebet tief aus dem Buſen herauf:
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
  Jegliches Übel von mir! Reichet mir Amor die Hand,
O, ſo gebet mir ſtets, ſobald ich dem Schelmen vertraue,
  Ohne Sorgen und Furcht, ohne Gefahr den Genuß!

*

Daß Goethe in Hexametern und Pentametern von ſeinem weimariſchen Schätzchen redete, hatte noch eine tiefere Urſache. Der regelrechte Nordländer denkt, wenn er ſolch ein Koſeding in den Arm nimmt, weder an alte lateiniſche Verſe, noch an die neueren Menſchen in Rom; für Goethe bedeutete dieſe Chriſtiane Vulpius ein bewußtes Heidentum und ein wieder gewonnenes Stück des verlaſſenen Italiens. Wenn er für das Verweilen in Weimar noch weiter entſchieden bleiben ſollte, wo das Heimweh nach Rom noch ſo oft über ihn kam, ſo mußte er nach einem Mittleren ſtreben: konnte man nicht in Weimar halb wie in Rom leben?

Konnte man nicht viel Römiſches nach Weimar verpflanzen? Er hatte nicht wenige Samen von Blumen und Bäumen aus Italien mitgebracht; ſie gingen jetzt auf. Die größte Kunſtgärtnerei des Landes, eine wiſſenſchaftliche Gärtnerei des Herzogs, befand ſich neben dem Schlößchen, welches ſeinen italieniſchen Namen nach dem päpſtlichen Belvedere zu Rom trägt. Blickt man von der Höhe, auf der dies Schloß ſteht, um ſich, ſo bietet ſich an ſchönen Tagen ein gar erfreuliches Bild, das wohl an die Luſt- und Prachtgärten der italieniſchen Großen erinnern kann. Dieſe Umgebung empfand der Heimgekehrte als „harmoniſch“: hier, „wo ſo viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umſchwebten.“

Der Gedanke, daß eine italieniſche Inſel oder Kolonie ſehr bald in Thüringen möglich ſei, lag nahe, da Herder, die Herzogin Mutter, Einſiedel und die Fräulein Göchhauſen nach ihrer Rückkehr mit ihm in gleichen Erinnerungen, Liebhabereien und Wünſchen ſich erfreuen und betätigen würden. Wie er ſelber getan, würden ſie Bilder, Bücher, Noten und andere italieniſche Erzeugniſſe mitbringen. Die Herzogin Amalie konnte im fernen Lande aber auch Menſchen einladen, die ſie in Weimar beſuchen ſollten, und wirklich erlabte ſich Angelika jetzt ſchon in der Vorfreude auf dieſe Reiſe. Und konnte nicht auch Goethe, der Freund des Herzogs, einige der Künſtler, die er dort geliebt hatte, in ſeine Nähe berufen? Sie lebten ja dort im fremdem Lande nur erſt von der Hand in den Mund. Zwar Tiſchbein kam nicht mehr in Frage; er hatte ſich gegen ſeinen bisherigen Gönner, den ſehr ehrenwerten Herzog



Lustschloß Belvedere. Von Schwerdgeburth von Gotha, übel benommen, indem er nur von ihm zehrte, ohne ſich in drei Jahren einmal durch eine Künſtlergabe zu bedanken oder ſonſt zu empfehlen. Wohl war Tiſchbein gedankenreich und unternehmend, aber es fehlte ihm gar ſehr an Kraft und Fleiß zum Ausführen. Ein Nachklang von deutſchem Gemüt ſchwankte noch in ſeiner Seele, aber er wollte fein ſein, ſtatt einfach ſeine Arbeit und Pflicht zu tun; man konnte ſich nicht auf ihn verlaſſen, „ſeitdem er von den Italienern in das Metier der Falſchheit, Wort- und Bundbrüchigkeit zu pfuſchen gelernt hat.“ Mit dem Nachruf: „Es iſt ſchade um ihn!“ wandte ſich Goethe von ihm ab; mochte er bei den Italienern ſein Glück finden!

Der andere römiſche Hausgenoſſe, Bury oder Fritz der Zweite, ſchmeichelte ſich jetzt bei der Herzogin Amalie ein: vielleicht gefiel es ihr, dieſen guten Menſchen und hoffnungsvollen Künſtler ganz an ihren Hof zu ziehen und nach Deutſchland zurückzuführen. Goethes Sehnſucht richtete ſich jedoch viel mehr auf den ernſteren Mann, ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen Heinrich Meyer, der auch gerade ſeines Zuſpruchs, ſeiner Hilfe viel mehr bedurfte. Ihm ging es zuerſt in Neapel, nachher wieder in Rom gar nicht gut; er kränkelte und hoffte vergeblich auf eine Brotſtelle in ſeiner Heimat Zürich. Gern hätte ihn Goethe jetzt ſogleich zu ſich gerufen; er fühlte aber, daß gerade Meyer in Rom und Italien noch wichtigſte Erkenntniſſe ſammeln konnte. Zunächſt empfahl er ihn daher der Herzogin-Mutter. „Was Sie für die einigen jungen Leute, Meyern und Bury, tun können, verſäumen Sie nicht! Es iſt keine ſchönere Wohltat, als jungen Menſchen in gewiſſen

Zeitpunkten beizuſtehen. Vielleicht find’ ich in der Folge Gelegenheit, für dieſe guten Menſchen weiter zu ſorgen.“

Sonderbar traf es ſich, daß Goethe einen der andern ſchweizer Künſtler aus Rom nach Weimar einladen konnte, ehe ſich für den geliebten Heinrich Meyer ein Ämtchen fand. Heinrich Lips, Lavaters vormaliger Schützling, hatte für Göſchens Ausgabe der goethiſchen Werke gute Kupferſtiche geliefert, dann auch für ein Prachtwerk über ‚das römiſche Carneval‘, zu dem Goethe den Text beiſteuerte; es erſchien Oſtern 1789 bei Ettinger in Gotha; Bertuch, der unternehmendſte Mann in Weimar, war auch daran beteiligt. Bei dieſer Gelegenheit entſtand der Wunſch, einen ſo vortrefflichen Stecher nach Weimar zu ziehen, damit man ihn bei manchen anderen geplanten Unternehmungen zur Hand habe. Bertuch verſprach dieſem Manne viel Verdienſtgelegenheit; der Herzog ward beſtimmt, ihm 150 Taler im Jahr zuzuſichern, wogegen Lips nur etwas Unterricht in der Zeichenſchule geben ſollte; mit 150 Talern konnte ein einzelner Mann damals Wohnung und Eſſen bezahlen. Kurz, Goethe ſchrieb an Lips, der jetzt ſein Zimmernachfolger bei Collinas war, und ſtellte ihm die Ausſichten eines Stechers in Deutſchland und Weimar als recht günſtig vor. „Chodowiecky wird alt und ſchwach; ſchon jetzt wird Manches ſich ehe an Sie und in der Folge Alles an Sie wenden. . . . Sie kommen [in Weimar] in einen Zirkel, der die ganze buchhändleriſche und Kunſtlage von Deutſchland überſieht und darauf wirkt; man wird Ihnen auch übrigens Alles zu erleichtern ſuchen. Ferner haben Sie

Dresden in der Nähe, Berlin, Kaſſel, Gotha, wo mehr oder weniger Kunſtſchätze aufbewahrt werden, und hier am Orte finden Sie eine Lebensart und Umgang, wie ſie einem denkenden und freigeborenen Künſtler gemäß ſind. Vielleicht unternehmen wir einmal ein ernſteres Werk; ich habe viele Ideen, die nach und nach reif werden."

Lips hätte ſich eigentlich lieber zum großen Maler ausgebildet, ſtatt nachſchaffender Kupferſtecher zu bleiben; trotzdem nahm er das Angebot an; denn er hatte ſich nun lange genug immer nur durchgehungert! In Weimar dachte er ſich bald Schüler und Gehilfen zu erziehen, die ihm das Handwerkliche abnahmen; dann hatte er ſein ſicheres Brot, und es war der Weg zur höheren Kunſt für ihn wieder frei.

Lips verſorgt und Meyer in Not: dieſer Gedanke war unerträglich. Goethe ergriff eine gute Gelegenheit, wo ihm der Herzog nichts abſchlagen konnte; dann ſchrieb er eine freudige Nachricht nach Rom:

> Wenn Sie noch zwei Jahre bleiben wollen, kann ich Ihnen jährlich 100 Scudi[1]) verſprechen, welches wenigſtens eine Zubuße iſt und bei Ihrer Art zu leben Sie erleichtert und Ihnen Raum zum Studieren gibt . . . Sind die zwei Jahre herum, ſo kommen Sie zu uns. Für das Reiſegeld ſorge ich und ſorge, daß Sie eine Situation hier finden, die Ihrer Gemütsart angemeſſen iſt. Wenn ich Ihnen keine große Penſion verſprechen kann, ſo ſollen Sie doch haben, was Sie brauchen.

Über die römiſchen Schweizer wurden die unter dem thüringiſchen Himmel zur Kunſt Heranwachſenden keineswegs überſehen. Ein junger Horny verſprach, ein guter Maler zu werden; man ſchickte ihn zur nächſten Ausbildung zu einem Lehrer in Eiſenach. Ein gewiſſer Facius kam aus Gera nach Weimar und ſuchte ſich vorerſt als Petſchaftſtecher zu ernähren; gelernt hatte dieſer vierundzwanzigjährige Menſch als Kaufmann. Einmal ſtach er einen jungen Herkuleskopf nach einer antiken Gemme in Stahl ſo über alle Erwartung ſchön, daß Goethe entzückt war und ſogleich die Herzogin und den Herzog um Gelder anging, damit Facius wenigſtens ein Jahr lang von der Handwerksarbeit befreit werde und ſich bei dem Bildhauer Döll in Gotha ausbilden könne. „Dieſer Menſch ſoll uns Ehre machen", verſicherte er; er gedachte ihn zum Steinſchneiden und anderer Kleinkunſt zu erziehen.

---

[1]) 1 Scudo etwa 4 Goldmark.

Der einheimiſche Bildhauer Martin Klauer hatte reichliche Beſchäftigung und ging gerade jetzt ſeinen beſonderen Weg zu dem gemeinſamen Ziele, daß Weimar eine Kunſthauptſtadt werde. Nachdem er ſehr zahlreiche Steinfiguren und Gipsabgüſſe, Büſten, Statuen, Ornamente für die Nähe und Ferne gemacht hatte, ging er damit um, ebenſolche eigenen Werke und Nachbildungen antiker Muſter in gebranntem Ton, alſo haltbarer, herzuſtellen. In England betrieb man ſolche Kunſt ſchon einige Zeit, in Deutſchland hatte man ſie voralters auch gekannt; jetzt aber verſtand ſich Niemand darauf. Klauer machte ſeine Verſuche, und ein Goethekopf war unter den erſten Erzeugniſſen ſeines Ofens zu erwarten, wenn die Sache glückte.

*

Gewiß! es mußte gelingen, das ſo günſtig gelegene Weimar zum Mittelpunkt der ſchönen Künſte für die deutſchen Länder zu machen. Von hier aus wirkte Wieland durch ſeinen ‚Merkur‘ auf viele Leſer; der höchſt betriebſame Bertuch hatte zuerſt die Allgemeine Deutſche Literaturzeitung gegründet, die in Jena redigiert und gedruckt wurde, und gleich danach, 1786, ein monatliches ‚Journal des Luxus und der Moden‘, für deſſen Herſtellung in Weimar ſelbſt eine Druckerei und Kunſtanſtalt erſtand. Er ſchien ſich zu einem Lenker oder Beherrſcher der künſtleriſchen Gewerbe aufzuſchwingen; namentlich half ihm ſein Freund Kraus, ein ſtets bereiter und gewandter Zeichner und Maler.

Goethe hatte freilich noch viel höhere Ziele als olche Beratung und Ausnutzung der reichen und vornehmen Leute, die für ihr Geld das Neueſte und Feinſte begehren. Er wünſchte weithin die Kraft zu beweiſen, die Heinrich Meyer, dieſer beſcheidene Schweizer, der für ihn trotzdem eine Autorität war, ihm zuſchrieb. Da er kein großer bildender Künſtler werden konnte, wollte er gern der große Lehrer der Künſtler und Kunſtfreunde ſein. „Sie ſagen darin“, ſchrieb ihm Meyer über ſeine letzten Briefe, „mit wenig Worten mehr lehrreiche und nützliche Wahrheit über die Kunſt, als ſonſt ſeit langer Zeit in ganzen Bänden nicht iſt geſchrieben worden. Was Sie ohnlängſt im ‚Deutſchen Merkur‘ (glaub ich) haben ſetzen laſſen, iſt nicht weniger wahr und ſchön. Möchte es Ihnen doch gefallen, noch fernerhin das Apoſtelamt des guten Geſchmacks zu verwalten!“

*

Als Chriſtoph Kayſer ſich in Bozen von der Herzogin Amalie loslöſte, verlor Goethe ſeinen muſikaliſchen Mitarbeiter, denn nun brach ſein ſo viele Jahre liebevoll aufrecht erhaltenes Zutrauen zur Leiſtungsfähigkeit dieſes Jugendfreundes überhaupt zuſammen. Nun ſchien der Dichter erſt deutlich zu ſehen, wie wenig ſein von ihm auserwählter und Andern ſo ſtark angerühmter Tonkünſtler dieſe lange Zeit fertig gebracht hatte; von einer Berufung zum muſikaliſchen Anführer in Weimar konnte gewiß keine Rede mehr ſein. Und Goethe hatte doch fertige Operntexte und plante neue Opern; er bedurfte für ſich ſelbſt eines nahen Muſikers ebenſo ſehr wie der ausführenden bildenden Künſtler.

Eines Tages kündigte der Berliner Hofkapellmeiſter Friedrich Reichardt ſeinen Beſuch in Weimar an. Er hatte die ‚Claudine von Villa bella‘ in Muſik geſetzt, wollte ſie zuerſt dem Dichter vorſpielen und dann im Deutſchen Theater in Berlin aufführen laſſen. Reichardt, nur wenig älter als Kayſer, hatte ſchon hundertmal ſoviel geleiſtet und trat überall als ein Bedeutender und Erfolgreicher auf. Aus Königsberg gebürtig, früh zum Hofkapellmeiſter Friedrichs des Großen ernannt, hatte er namentlich in Berlin den kecken Umgang mit Menſchen gelernt, wie er ſeinem angeborenen Weſen gemäß war. Durch ſein dreiſtes, oft auch rückſichtsloſes Reden, Schreiben und Druckenlaſſen Deſſen, was er für wahr hielt, machte er ſich zahlreiche Bekanntſchaften, manche Freunde, allerdings auch viel Feinde, aber da die meiſten Menſchen feige ſind, ſchlägt ſich der Mutige von einer Stellung zur andern durch. Als Muſiker gehörte Reichardt mit ſeinem Freunde Abraham Schulz und einigen

Andern zu einer neuen Gruppe, die man als Volksfreunde bezeichnen könnte, nämlich zu den Liebhabern und Schöpfern einfacher Melodien, zu den Verehrern jener bisher mißachteten Lieder, die die kleinen und gemeinen Leute unter ſich ſangen und weiter gaben. Er hatte nun ſchon viele Gedichte komponiert, die auch an zahlreichen Stellen recht gern geſungen wurden; auch Goetheſche Verſe hatten in ſeinen Tönen oft ihren Weg an Örter gefunden, wohin ſie ſonſt ſo leicht nicht gekommen wären.

Die zudringlichen, rückſichtsloſen Kerle, zu denen Reichardt dem Gerüchte nach gehören ſollte, waren ſonſt nicht nach Goethes Geſchmack. Als man ſich aber am 23ſten April gegenüberſtand, freute ſich der Dichter an dem friſchen Zupacken dieſes fröhlichen Muſikanten, und zum Erſtaunen einiger Leute, die Beide kannten, nahm er den Mann zu ſich ins Haus, um dort bequemer zuſammen mit ihm zu arbeiten. Elf Tage hatten ſie nun ihr Weſen mit einander; zuweilen wurden die nächſten Muſikfreunde eingeladen, um Reichardts Vortrag der ‚Claudine' oder der ‚Athalie' ſeines Freundes Abraham Schulz zu hören. Nur Einiges ſei gut an der ‚Claudine', meinte Caroline Herder, die ihres Gatten ſtarke Abneigung gegen dieſen Landsmann kannte, aber Goethe finde Alles hübſch. Reichardt ſang einen ſchönen hohen Tenor und trug ſeine Lieder recht gut vor; wer wollte auch leugnen, daß zum Beiſpiel ſeine Melodie zu dem ſchon oft komponierten ‚Veilchen' die glücklichſte war?[1]

---

[1] Mozarts Geſtaltung dieſes einfachen Liedchens zu einer dramatiſchen Szene kam erſt in eben dieſem Jahre 1789 heraus.

Goethe gab ſeinem Gaſte auch neue Texte, und Reichardt wagte ſich an Alles heran; ſehr glücklich ſetzte er ſogar eine poetiſch gehobene Briefſtelle in einem früheren Briefe an Frau v. Stein: „Den Einzigen, Lida, welchen Du lieben kannſt, forderſt Du ganz für Dich, und mit Recht“...

Als ſie eines Nachmittags im ſchönſten Probieren waren, meldete der Diener einen Beſucher: „Herr Bürger aus Göttingen“.

Welch’ eine Welle von Gefühlen flutete über Goethen! Einer der berühmteſten deutſchen Lieder- und Balladendichter wünſchte jetzt einzutreten bei dem andern Dichter Goethe und bei dem Muſiker Reichardt, der auch Bürgers Komponiſt ſchon manchmal geweſen war. Vor fünfzehn Jahren hatte der Verfaſſer des ‚Götz‘ den Verfaſſer der ‚Lenore‘ höchſt ſtürmiſch begrüßt: „Sollen Die ſich nicht anfaſſen, deren Weg mit einander geht?“ Aber ſeitdem war Goethe geſtiegen, geſtiegen, immerfort geſtiegen, und Bürger mehr und mehr in den Sumpf geraten. Was wollte nun dieſer unglückliche Menſch hier in Weimar? Etwa den Herzog, der ihn früher einmal freundlich begrüßt hatte, um eine Stelle bitten? Er friſtete ſich jetzt, tief in Schulden ſteckend, als Privatlehrer an der Univerſität Göttingen. Er hatte ſicherlich gehört, daß der Dichter Schiller in Jena angeſtellt worden ſei, und glaubte nun wohl, daß der Dichter Bürger an Gelehrſamkeit doch noch erheblich mehr zu bieten habe.

Goethe ließ Reichardt vor ſeinem Klaviere und begab ſich ins Empfangszimmer. Bürger tritt ihm entgegen: „Ich bin auf einer kleinen Reiſe . . .“ und denkt, ſein Bruder in Apoll, dem er kürzlich erſt die neue, zweite Sammlung ſeiner Gedichte geſchickt hatte, werde ihn an die Bruſt ziehen und ausrufen: „Wie freue ich mich, lieber Bürger, Sie endlich von Angeſicht zu ſehen!“ Aber Goethe verneigt ſich nur, weiſt auf das Sofa, bittet Platz zu nehmen. Und da ſitzen nun die beiden großen, genialen Dichter, Einer iſt ſo verlegen wie der Andere, und Goethe fragt, um doch Etwas zu ſagen: wie ſtark dieſen Winter die Frequenz der Univerſität Göttingen geweſen ſei. Und ſogleich iſt dann die Sitzung vorbei, Bürger verbeugt ſich, Goethe ſteht mitten im Zimmer und verbeugt ſich gleichfalls. Und auf der Straße ballt Bürger die Fauſt. Und wie er ſeine Reiſe fortſetzte, machte er Verſe auf dieſes Erlebnis, denn die Erbitterung gehört ja auch zu den Muſen:

Mich drängt' es, in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künſtler und Miniſter.
Den edeln Künſtler wollt' ich ſehn
Und nicht das Alltagsſtück Miniſter.
Doch ſteif und kalt blieb der Miniſter
Vor meinem trauten Künſtler ſtehn,
Und vor dem hölzernen Miniſter
Kriegt' ich den Künſtler nicht zu ſehn:
Hol' ihn der Kuckuk und ſein Küſter![1])

---

[1]) Sicher wiſſen wir, daß Bürger aus ſeinen zerrütteten Verhältniſſen in Göttingen fortſtrebte, und ſehr wahrſcheinlich iſt, daß Goethe ein Geſpräch über eine Anſtellung im Weimariſchen, etwa in Jena, erwartete und fürchtete. Bürger, der in Weimar bei Bertuch freundlich aufgenommen worden war, ritt zunächſt nach Jena weiter, um dort den Profeſſor Schütz zu beſuchen, an deſſen Literaturzeitung er mitarbeiten ſollte und wollte. Dieſen Freund fragte er nach ſeiner Rückkehr brieflich: „Sagen Sie mir doch einmal bei Gelegenheit, ob ſich wohl bei Ihnen mit Aeſthetik, theoretiſchen und prak-

tiſchen Vorleſungen über ſchöne Literatur u.Dgl. einige hundert Taler gewinnen ließen? Ob man mir für’s erſte wenigſtens gleich den Profeſſortitel erteilte?“ Von Goethe fand der Heimgekehrte einen ſehr kurzen Brief vor: „Sie haben mir ein angenehmes Geſchenk in der neuen Ausgabe Ihrer Schriften gemacht; ich danke Ihnen recht ſehr für dieſes Andenken. Leider hielten Sie ſich neulich bei uns ſo kurze Zeit auf, daß ich das Vergnügen Ihrer Unterhaltung nicht genießen konnte, wie ich gewünſcht hätte. Leben Sie wohl und behalten mich in geneigtem Andenken.“ Im Mai 1798 erzählte Fichte, offenbar nach Goethes Munde: „Bürger wollte, wie Goethe wußte, in Jena etabliert werden, und zwar durch Goethes Einfluß. Weil dieſer aber Bürger in Jena nicht haben wollte, zeigte er ſich kalt, damit Jener keinen darauf zielenden Antrag ſtelle.“

Elftes Kapitel

Schwanken des Freundes, Verluſt der Freundin

Sommer 1789

In der Zeit, wo Schiller ſich auf ſein Lehramt in Jena vorbereitete und Bürger von Göttingen nach Jena ſtrebte, entſtand in Göttingen der Plan, durch eine Berufung Herders, des berühmten philoſophiſchen Theologen, den bereits großen Ruhm der nunmehr fünfzigjährigen Univerſität noch zu vermehren. Der angeſehene Philologe Heyne übernahm die Anfrage nach Herders Bereitſchaft und Bedingungen; Karoline öffnete ſeinen Brief an Stelle des verreiſten Gatten. Sie mochte zuerſt gar nicht daran denken, daß ihr Mann und ſie ſelber unter Profeſſoren und Studenten leben ſollten; ſie dachte ſich dann aber doch müde und matt über die Sache, achtete auf Träume und Wahrzeichen, denn ſie war überaus abergläubiſch, und ſchließlich bekam ſie Luſt zur Auswanderung. Ungefähr ebenſo ging es auch ihrem Gatten, als er das Schreiben nach Rom bekam. Er war ebenſo unentſchloſſen und ebenſo abergläubiſch wie ſeine Frau; in Weimar hielt ihn Nichts feſt, aber nach Göttingen zog ihn auch Nichts. Vier Stunden täglich auf dem Katheder zu ſitzen, um grobſchlächtige Studentenbengel zu gemeinen Dorf- und Stadtpredigern auszubilden, ſchien dieſem von ſeinem hohen Werte ſo feſt überzeugten Manne keine ſeiner würdige Aufgabe; anderſeits kam er aber auch in Weimar nie zu ſeinem Rechte. Allerlei Vorzeichen ſprachen für eine Änderung; gab ihm nicht das „gute Schickſal“ ſchon dadurch einen Wink, daß er dieſen Ruf gerade in der Ferne erhielt, wo er ſich aus den alten Verhältniſſen gar nicht mehr loszureißen brauchte und von der alten Umgebung nicht beeinflußt wurde? Weimar kam ihm plötzlich wie ein abgetragenes Kleid vor, das man nicht wieder anziehen mag, ja faſt wie ausgeatmete Luft. Jetzt war er durch die Reiſe wieder aufgefriſcht, jetzt war er eben noch jung genug und ſtark genug zu einem neuen Anfang. Aber, die Freunde in Weimar? Er ſchrieb an Karoline, daß auch Dieſe wohl zu entbehren ſeien.

> Die Herzogin, weißt Du, liebe ich am meiſten; Du kennſt aber ihre unkräftige Güte. Der Herzog iſt gut und brav: was kann, was mag er aber für mich tun? Und überhaupt: wie müde ich des Zuſammenhanges mit Fürſten und Fürſtinnen geworden bin, die immer unverſtändige Kinder bleiben, [die] Unſereins nicht lenken kann, mag ich Dir nicht ſagen. Daß Goethe für uns wenig mehr ſein kann, wird mir beinahe einleuchtend; er iſt's im öffentlichen Bezuge nie geweſen. Die Damen gehen ihren Weg hin, und überhaupt iſt ja für uns eigentlich keine Sphäre in Weimar. Wir ſind einſam und werden es mit jedem Jahr mehr werden.

Ein entſcheidendes und männliches Wort ſprechen mochte er jedoch noch nicht, und die ſchriftliche Beratung zwiſchen Weimar und Rom koſtete eine langwierige Zeit. Er ſelber war überzeugt, daß er höchſtens achtzehnhundert

Taler Jahresgehalt von Göttingen verlangen könne, wollte aber Karolines Meinung hören, ob er nicht zweitauſend fordern ſolle; Dieſe vergaß ein paarmal, darauf zu antworten, und als ſie ſchließlich für richtig hielt, den Wert ihres Mannes auf dreitauſend hinaufzuſchrauben, war viel Zeit vergangen. Nun graute ihm doch auch vor dem Profeſſorleben. „Sobald Dir Dein Geiſt etwas gegen Göttingen ſagt“, ſchrieb er Karolinen, „ſo hat es gewiß Gott geſagt, und ich nehme ſogleich einen andern Ausweg.“

Es iſt nicht erkennbar, ob die Herderin ſich mit dem alten treuen Freunde Goethe ſogleich ausſprach, wie ihr eigenes Herz ſie ohne Zweifel antrieb, oder ob ſie zögerte. Bekannt im Städtchen wurde die Berufung durch einen Brief, den der Direktor des Gymnaſiums, der alte Heinze, aus Göttingen erhielt. Die Damen, die mit Herders befreundet waren, wurden ſehr traurig; ſie kamen raſch zu dem Schluſſe: „Der Herzog darf ihn nicht fortlaſſen.“ Herzogin Luiſe erfuhr die Neuigkeit am ſpäteſten, da ſie am 12ten April eine lebensgefährliche Entbindung durchmachte, deren trauriges Ergebnis ein toter Prinz war. Als es Karoline ihr dann endlich berichten konnte, ließ ſie durch die Frau v. Stein den wieder abweſenden Herzog bitten, Alles zu tun, um Herders Bleiben zu bewirken. Der Herzog ſelbſt hatte unterdeſſen die Neuigkeit über ſeinen Oberhofprediger durch den Fürſten von Deſſau erfahren.

Goethe hielt ſich zurück, als Karoline endlich mit ihm ſprach. Er redete weder zu noch ab, erklärte jedoch den Ruf für ein glückliches Ereignis, das allemal zu Herders und der Seinen Vorteil gereichen müſſe. „Glaubt nicht“, ſagte er zu der Frau, „daß er in Göttingen frei von Verdruß und Ärger ſein wird; er wird überall die Neider und Heuchler und wie ſie heißen, finden; ſein Gemüt bringt er ja überall mit! Alſo von dieſer Seite iſt's dort nicht um ein Haar beſſer als überall. Kurz, laßt das Gemüt aus dem Spiel und bleibt bei dem äußerlichen Vorteil ſtehn! Der Herzog kann und darf ihn nicht gehen laſſen; er ruiniert ſich Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünſch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb; er iſt viel zu gut zum Profeſſor; er kennt ihre kleinlichen Leidenſchaften noch nicht. Es iſt gut, daß der Antrag gekommen iſt. Jetzt kann ihm durch das Muß und mit Ehren ein gutes und ſicheres Etabliſſement für ihn und die Seinigen gemacht werden, und die ganze Stadt wird damit zufrieden ſein und es wünſchen."

Am 2ten Mai kam der Herzog aus ſeiner Garniſon auf ein paar Tage zurück und gab Goethen eine Handſchrift: was er für Herdern zu tun bereit ſei. Es waren 6 Punkte: Heimliche Bezahlung aller Schulden — ſie waren auf 2000 Taler zu ſchätzen —, Ernennung zum Vizekonſiſtorialpräſidenten; Gehaltserhöhung; das Kanzelariat der Univerſität Jena; für Karoline ein Witwengehalt; ſchließlich die Studienkoſten der Kinder.

Herder befand ſich jetzt auf der Rückreiſe; er grollte wieder einmal allen Fürſtlichkeiten, denn die Herzogin Amalie hatte ihn in Italien nicht ſo geehrt und begünſtigt, wie er beanſpruchte; er hing jetzt ſehr ſtark nach der Göttinger Seite. Es dauerte noch lange, ehe er das weimariſche Angebot erhielt. Seine Frau ſandte ihm auf die Stationen unterwegs neue Lobſprüche auf Goethe, und dieſer ſelbſt ſchrieb ihm entgegen, freilich mit jener freundſchaftlichen Väterlichkeit, die gerade der ſtolze Herder, der um fünf Jahre Ältere, nicht ertragen konnte. Was verſtand denn Goethe überhaupt von Herders Lebensbedürfniſſen! Dieſer Günſtling des Schickſals warnte ihn jetzt vor Übereilung, aber Herder litt ja gerade unter ſeiner Entſchlußloſigkeit. Goethe rechtfertigte ſich freilich damit, daß er durch Karoline wiſſe, wie ſehr Herder bereits für Göttingen entſchieden ſei.

> Wenn es Dein Glück, Dein ökonomiſcher Vorteil iſt, ſo will ich Dir es gern gönnen und ſelbſt raten; aber wenn man vorteilhaft tauſchen will, ſo muß man Das nicht verachten, was man beſitzt! Entſchließe Dich zu Nichts, bis Du wieder da biſt! Laß uns Alles erwägen, und Dein und Deiner Kinder Heil ſoll entſcheiden. Jetzt beruhige Dich! Allein, unberaten, ohne Stimme eines Freundes, agitiert von ſo vielen Gegenſtänden, unbehaglich mitten in den Unbequemlichkeiten der Reiſe, da iſt wahrlich nicht der Platz, einen Entſchluß zu faſſen, der das künftige Schickſal beſtimmen ſoll. Hier iſt zu rechnen und nicht zu fühlen, zu erwägen und nicht in einen Loostopf zu greifen.
>
> Dein und Deiner Frauen jetziger Zuſtand macht mir recht bange. Wenn ihr Euch nicht im Glauben und Zutrauen an einen Freund halten mögt, den Ihr lange genug kennt, ſo ſeid Ihr in Gefahr, Euch auf Zeitlebens zu Grunde zu richten.
>
> Ich wiederhole: Mir iſt nicht an Weimar noch Göttingen gelegen, ſondern an Dir und den Deinigen. Bedenke, daß Du nicht als ein junger Menſch Dein einzeln Schickſal aufs Spiel ſetzeſt, das in der Folge ſich immer wieder beſſern kann, wenn man es auch einmal verpfuſcht — ſondern daß Du in Jahren, mit einer großen Familie Dich veränderſt, und daß Dein Gemüt, wie Das Deiner Frau, nicht aushalten würde, wenn der Göttinger Zuſtand mißlingen und Euch drückend werden ſollte.
>
> Reiſe glücklich und komm gebadet zu uns! Dann wollen wir konſultieren, und Dein Heil ſoll das höchſte Geſetz ſein.

Frau v. Stein kränkelte auch in dieſem Frühjahr noch an Leib und Seele. Gegen ihren böſen Huſten und ihre Magenkrämpfe wurde ihr eine Kur an den heilſamen Quellen zu Wiesbaden und Ems empfohlen, und ſie beſchloß, dorthin zu gehen, aber wo iſt der Geſundbrunnen, der auch von Kummer und Angſt heilt?

Als ſie die böſe Neuigkeit von Goethes Schätzchen zuerſt erfuhr, konnte ſie ſich noch mit der Erfahrung tröſten, daß ſolche Verhältniſſe zumeiſt von kurzer Dauer ſind und daß ſie die Seele der Männer wenig berühren. Wahrhaftig, was konnte, wenn der erſte Reiz und Rauſch vorüber war, die Mamſell Vulpius einem Goethe ſein? Aber die Monate vergingen, und das Verhältnis blieb beſtehen; immer mehr drängte ſich nun auch die Wahrſcheinlichkeit auf, daß Goethe von dieſer Perſon ein Kind haben werde, und dann ſah die Sache doch ſehr ernſthaft aus. Andere feine Herren betrachten ſogar die verdrießliche Tatſache, daß ein uneheliches Söhnchen oder Töchterchen erſcheint, nur als eine Verpflichtung des Geldbeutels; das Kind wird irgendwo auf dem Lande erzogen und die törichte Mutter leidlich abgelohnt oder verſorgt. Von Goethe, der ſchon gegen fremde Hilfsbedürftige ſo gern wohltätig war, der in ſeinem Weſen ſo überaus viel Väterliches hatte, mußte gerade Charlotte ein ganz anderes Verhalten erwarten. Wenn dieſes liederliche Mädchen die Mutter von einem Kinde Goethes wurde, dann war das im Anfange lockere Band zwiſchen ihr und ihm nicht mehr zerreißbar; dann war der große Goethe an eine Perſon gefeſſelt, über die Jedermann im Städtchen ſpöttiſch grinſen und Geſchichten erzählen durfte. Weiter:

wenn Goethe ein eigenes Kind hatte, ſo blieb Fritz v. Stein, gegen den er ſich jetzt noch immer ſehr liebreich bewies, ſein Sohn im alten Sinne nicht mehr; Fritzens Mutter verlor alſo auch damit eine Ausſicht, die bisher zum Glück ihres Lebens gehört hatte.

Iſt es Grillenfängerei, ein Kind zu fürchten, das ſich noch nicht angemeldet hat? So blieb doch die andere Tatſache, daß Goethe nunmehr ſchon eine geraume Zeit mit dem Mädchen umging. Alſo liebte er dies Weſen; er hatte es in ſein Herz genommen, in dasſelbe Herz, in dem zu herrſchen ſo viele Jahre Charlottens größtes Glück geweſen war. Und da er dies Geſchöpf liebte, ſo konnte er die alte Freundin freilich nicht mehr lieben und nichts mehr tun, um die vorige innige Freundſchaft wieder herzuſtellen.

„Sie iſt ſehr, ſehr unglücklich“ ſchrieb Karoline Herder am 8ten Mai über die Stein an ihren Mann, „und Goethe beträgt ſich nicht hübſch... Ich fürchte, der Kummer verkürzt ihr Leben. Sie iſt den Dienstag nach Ems ins Bad gegangen. Er hat ſein Herz, wie ſie glaubt, ganz von ihr gewendet und ſich ganz dem Mädchen, die eine allgemeine H— vorher geweſen, geſchenkt.“

Unzählige Frauen haben in ihrer großen Betrübnis geglaubt, durch einen langen Brief an ihren Geliebten ihn zur Umkehr bewegen zu können. Sie nennen es: einen letzten Verſuch machen. Sie ſuchen ſorgfältig die Worte, formen die Sätze, rühren die Erinnerungen auf, denen er nicht Widerſtand leiſten kann; ſie ſpitzen ihre Vorwürfe ſo klug zu, daß ſcharfe Pfeile ſein Herz im Innerſten treffen müſſen. Auch Charlotte, die ſonſt keine Freundin von vielen Worten war, gebrauchte dies Mittel und hoffte noch einmal. Sie ſandte Goethen einen Brief, als ſie ihre Reiſe ins Bad antrat: er konnte und ſollte alſo nicht ſogleich antworten; er ſollte ihre ernſten Gedanken wenigſtens eine Woche lang mit ſich herumtragen müſſen.

Ihr Weg führte über Frankfurt; alſo mußte ſie endlich Goethes Heimat begrüßen, ſein Vaterhaus betreten und ſeiner Mutter den erſten Beſuch machen. Die beiden Frauen hatten ſich noch nie geſehen und waren doch durch das gemeinſame Ziel ihrer Liebe, ihrer Sorge, ihres Stolzes ſo viele Jahre innig verbunden; aber auch durch Charlottes Sohn Fritz waren ſie wie blutsverwandt, denn er war längſt hier geweſen und war der Frau Rat von ihrem eigenen Sohn wie ein Enkel und Erbe empfohlen worden. Auch nach Offenbach zur Frau v. La Roche ließ ſich Charlotte fahren; dann beſuchte ſie in Mainz den Koadjutor Karl v. Dalberg, und dann ſaß ſie einſam in Wiesbaden, jenem elenden, nur wegen ſeiner heißen Quellen beſuchenswerten Städtchen im Lande Uſingen. Sie ſehnte ſich nach Briefen aus der Heimat und beſonders nach der Handſchrift Goethes, nach einer Wiederholung der ſo oft von ihm empfangenen Liebesworte. Aber es vergingen Wochen und Wochen.

Am erſten Juni endlich, als er einige Tage mit dem kleinen Erbprinzen oben auf Belvedere verbrachte, ſetzte er ſich zu der nötigen und peinlichen Erwiderung hin.

Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließeſt, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weiſe betrübt hat.

Ich zauderte, darauf zu antworten, weil es in einem ſolchen Falle ſchwer iſt, aufrichtig zu ſein und nicht zu verletzen.

Wie ſehr ich Dich liebe, wie ſehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritzen kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewieſen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht vorausſah, dem Erbprinzen etwas ſein zu können, hatte ich kaum etwas Anders im Sinne als Dich und Fritzen. Was ich in Italien verlaſſen habe, mag ich nicht wiederholen: Du haſt mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warſt Du, als ich ankam, in einer ſonderbaren Stimmung, und ich geſtehe aufrichtig: daß die Art, wie Du mich empfingſt, wie mich Andre nahmen, für mich äußerſt empfindlich war. Ich ſah Herdern, die Herzogin verreiſen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demſelben Augenblicke hartnäckig wiederholen laſſen: ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menſchen uſw. Und Das alles, eh von einem Verhältnis die Rede ſein konnte, das Dich ſo ſehr zu kränken ſcheint.

Und welch ein Verhältnis iſt es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anſpruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geſchöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, Jeden, der mir näher iſt: ob ich unteilnehmender, weniger mitteilend, untätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Geſellſchaft erſt recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geſchehen, wenn ich allein zu Dir das beſte innigſte Verhältnis verloren haben ſollte!

Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da iſt, wenn ich Dich einmal geſtimmt fand, mit mir über intereſſante Gegenſtände zu ſprechen! Aber Das geſtehe ich gern: die Art, wie Du mich bisher behandelt haſt, kann ich nicht erdulden. Wenn ich geſprächig war, haſt du mir die Lippen verſchloſſen; wenn ich mitteilend war, haſt Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und

Nachläſſigkeit beſchuldigt. Jede meiner Mienen haſt Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu ſein getadelt und mich immer mal à mon aise geſetzt. Wo ſollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorſätzlicher Laune von Dir ſtießeſt?

Ich möchte gern noch Manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es Dich bei Deiner Gemütsverfaſſung eher beleidigen als verſöhnen könnte. Unglücklicher Weiſe haſt Du ſchon lange meinen Rat in Abſicht des Kaffees verachtet und eine Diät eingeführt, die Deiner Geſundheit höchſt ſchädlich iſt. Es iſt nicht genug, daß es ſchon ſchwer hält, manche Eindrücke moraliſch zu überwinden: Du verſtärkſt die hypochondriſche, quälende Kraft der traurigen Vorſtellungen durch ein phyſiſches Mittel, deſſen Schädlichkeit Du eine Zeit lang wohl eingeſehen und das Du aus Liebe zu mir auch eine Weile vermieden und dich wohl befunden hatteſt.

Möge Dir die Kur, die Reiſe recht wohl bekommen! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Du mich wieder erkennen werdeſt.

Aber Charlotte gab nun die Hoffnung auf. Sie ſchrieb über den Brief den einen vielſagenden Buchſtaben: O!!! Wenn er die Sache ſo anſah, daß die Entfremdung und Erkältung zwiſchen ihnen beiden von ihrem Kaffeetrinken, ihren krankhaften Stimmungen, ja von ihrer vorſätzlichen üblen Laune herrühre, wenn er ſich gar keiner Schuld bewußt war, ſo durfte ſie auf keine Verſtändigung mehr hoffen. Hier lag kein Kranker vor ihr; es gab nur noch einen Toten zu betrauern, einen für ſie Toten.

Als Goethe das böſe Schreiben abgeſandt hatte, bekam er einen Brief ſeiner Mutter. Sie erzählte von Charlottens Beſuche und mag auch wohl ihren leidenden und bedrückten Zuſtand bedauert haben. Jedenfalls fühlte er nun wieder mehr Mitleid mit ihr, nachdem er die nötige ſcharfe Antwort gegeben, und es trieb ihn, durch einen zweiten Brief die Gebeugte wieder aufzurichten und ihr ſeinen guten Willen zu einer Erneuerung des alten guten Verhältniſſes deutlicher zu zeigen. Alſo ſuchte er die vorige Härte zu mildern.

Es iſt mir nicht leicht ein Blatt ſaurer zu ſchreiben geworden als der letzte Brief an Dich, und wahrſcheinlich war er Dir ſo unangenehm zu leſen als mir zu ſchreiben. Indeß iſt doch wenigſtens die Lippe eröffnet, und ich wünſche, daß wir ſie nie gegen einander wieder ſchließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Menſch und muß in der Folge mich noch mehr verändern.

Ich klage nicht über meine hieſige Lage. Ich habe mich gut darein gefunden und hoffe darin auszuhalten, obgleich das Klima ſchon wieder mich angreift und mich früher oder ſpäter zu manchem Guten untüchtig machen wird. Wenn man die kalte, feuchte Sommerzeit, die ſtrengen Winter bedenkt, wenn durch des Herzogs äußeres Verhältnis und durch andere Kombinationen Alles bei uns inkonſiſtent und folgenlos iſt und wird, wenn man faſt keinen Menſchen nennen kann, der in ſeinem Zuſtande behaglich wäre, ſo gehört ſchon Kraft dazu, ſich aufrecht, in einer gewiſſen Munterkeit und Tätigkeit zu erhalten und nicht einen Plan zu machen, der einen nach und nach loslöſen könnte. Wenn nun aber gar ein übles Verhältnis zu den Nächſten entſteht, ſo weiß man nicht mehr, wohin man ſoll. Ich ſage das ſo gut in Deinem als meinem Sinne und verſichere Dich: daß es mich unendlich ſchmerzt, Dich unter dieſen Umſtänden noch ſo tief zu betrüben.

Zu meiner Entſchuldigung will ich nichts ſagen. Nur mag ich Dich gern bitten: Hilf mir ſelbſt, daß das Verhältnis, das Dir zuwider iſt, nicht ausarte, ſondern ſtehen bleibe, wie es ſteht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir, Dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen: es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen.

Wohl war es eine große Ehre, die Goethe der ſechsundvierzigjährigen Frau gönnte, wenn er ſeine Zukunft, ja ſeine eigene Beſchaffenheit, ſein inneres Weſen von ihrer Freundſchaft in dieſem hohen Maße abhängig erklärte; aber indem er jetzt ausſagte, daß ein unbegrenztes Vertrauen zu ihr immer ſein Lebensbrot geweſen ſei, ſo erinnerte ſie ſich dagegen, wie lange und tief ſie ſchon unter ſeiner Verſchloſſenheit, ſeinen unnötigen Geheimniſſen gelitten hatte. Ja, er dichtete ſich wohl etwas vor, wenn er glaubte, ihr Miterleben nicht entbehren zu können. Jetzt bat er ſie ſogar, ſein Verhältnis zu ſeiner Beiſchläferin mit ihm zu erleben, damit es nicht ausarte. Dieſen Wunſch hatte er ſich wohl nicht reiflich überlegt; jedenfalls war nichts darauf zu antworten.

Als Charlotte am 6ten Juli von ihrer ſchmerzlichen Badereiſe nach Weimar zurückkehrte, fand ſie in ihrem Zimmer neben andern Grüßen auch ein freundliches Willkommen von einem ehemaligen alten Freunde angeheftet. So nannte ſie ihn jetzt: den ehemaligen Freund.

*

Herders ſchwankten noch Wochen lang zwiſchen Weimar und Göttingen. Den langſam Rückfahrenden verlangte nach Frau und Kindern, nicht nach Weimar. Seine und Karolines Freunde und Freundinnen auf immer zu verlaſſen, ſchien ihm nur eine Kleinigkeit.

„Ach Gott,“ meinte er, „was ſind ſie uns, was ſind ſie Dir, was ſind ſie mir geweſen? Die gute Kalbin ſchätze ich gewiß wie Du; aber Der iſt auch wiederum Schiller genug, und am Ende haben doch wir beide einzig und allein mit uns ſelbſt gelebet.“ Karoline hatte ihm kürzlich geklagt, daß Knebel ſich jetzt ganz teilnahmslos zeige, während Goethe ſich immer als treuer Freund bewähre. „Über Knebel denkſt Du vielleicht zu hart“ erwiderte ihr Mann; „noch neulich entfuhr es der Herzogin [Amalie], daß er's geweſen, der Jahre lang dem Herzog vorgepredigt: es ſei unverzeihlich, wie ich ſtehe. Als von Goethe das Geſpräch kam, zuckte ſie die Achſeln und ſagte: es ſei ſchade, daß er nichts zuſtande bringen könne und ſich in die Perſon Anderer nie zu verſetzen wiſſe.“ Noch ehe ſie Dies las, ſchrieb Karoline jedoch ſchon wieder: Goethe liebt Dich und iſt's vor allen Menſchen wert, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achteſt und liebſt an der Angelika, was die Natur ihr Glückliches und Heiliges gegeben hat; er iſt von dieſer Seite ihr Bruder, und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal — vor ſechs Jahren war's — ſo heilig zuſagteſt.

Und noch einmal am 15ten Juni: „O, Den mußt Du als Deinen treuen Bruder lieben und behalten!“

Am 9ten Juli kam Herder in Weimar wieder Aug' in Auge mit den dortigen Gönnern und Freunden, und ſogleich ſchmolz ſein Widerſtand hinweg; er blieb als Vizepräſident des Konſiſtoriums mit 1800 Thalern Gehalt[1]), Tilgung ſeiner Schulden und andern Vorteilen.

---

[1]) Ebenſoviel bezog Goethe.

Goethe hatte ſich namentlich auch bemüht, daß für die ſechs Kinder von der Herrſchaft aus geſorgt werde, und gebeten, daß der Herzog ſelbſt, die Herzogin Luiſe und die Herzogin-Mutter ſie gewiſſermaßen adoptierten, mit Kleidern verſahen, die Erziehungskoſten übernahmen, auch in ihren Teſtamenten bedachten. Von der Herzogin Amalie bekam er zunächſt einen Korb; ſie hatte ſchon viel für Herder getan und mochte ihn in Rom und Neapel ſatt bekommen haben. Aber Goethe bedrängte ſie noch einmal, indem er ſich wegen ſeiner erſten übergroßen Forderung entſchuldigte.

> Wollten Sie nur jährlich 100 bis 150 Taler für ein Kind, etwa für Adelberten, bis zu deſſen Majorennität ausſetzen, ſo würde es mit dem aufrichtigſten Dank erkannt werden. Es iſt für Eure Durchlaucht eine wahre Kleinigkeit, und da der Herzog und die Herzogin ein Gleiches tun, bedeutet es in der großen Familie ſchon Etwas. Laſſen mich Eure Durchlaucht mit dieſem Anliegen nicht unerhört! Was das Vermächtnis betrifft, ſo abſtrahiere ich vorerſt davon, bis Eure Durchlaucht zurückkommen. Und ſollten Sie es nicht tunlich finden, ſo will ich ſelbſt dereinſt von meinem geringen Nachlaſſe dem Kinde Etwas beſtimmen.

Goethe war Pate des zweiten Herderſchen Sohnes und er liebte auch dieſen, ſeinen Guſtel, vor den Andern. Fritz v. Stein ſtand jetzt im ſiebzehnten Jahre und war ſchon zu ſehr an eigene Pflichten gebunden, als daß man ihn einfach mitnehmen konnte, wenn man Luſt zu junger Geſellſchaft hatte; der zwölfjährige Auguſt Herder wollte und durfte immer mitkommen; er eignete ſich auch noch zum Spielgefährten des ſechsjährigen Erbprinzen, den Goethe gleichfalls bevaterte. Dieſen Sommer durfte Auguſt mit ſeinem guten Geheimrat oben auf Belvedere einige Wochen leben und dann einen ganzen Monat mit ihm in Eiſenach und Wilhelmsthal verbringen. Hier war der Knabe auch oft unter den Augen ſeines Fürſten. „Der Herzog hat auf dieſer Tour Auguſten ſehr lieb gewonnen“, berichtete Goethe den Eltern, „und ich hoffe, der Junge ſoll dadurch in eine Exiſtenz kommen, die für ihn paßt.“

Wenige Zeilen tiefer ſchrieb er Herdern, daß er ſich aus dem Gebirge nach Weimar zu den Freunden ſehne, „und um ein gewiſſes kleines Erotikon wieder zu finden, deſſen Exiſtenz die Frau Dir wohl wird vertraut haben“.

Dies kleine Erotikon trug ihm, der ſchon längſt ein väterlicher Mann war, jetzt unter dem Herzen ſein erſtes leibliches Kind.

Zwölftes Kapitel

Erdſchöpfung, Fauſt, Metamorphoſe und ein Söhnchen

Winter 1789/90.

Seit Italien wußte Goethe über die vulkaniſchen Erſcheinungen mehr Beſcheid als die meiſten deutſchen Erdforſcher, denn ſie kannten vielleicht nur die Rhön oder die Karlsbader heißen Sprudel von eigenem Sehen her. Im Ganzen hatten ihm die noch tätigen Vulkane: Veſuv, Stromboli, Ätna und die phlegräiſchen Gefilde den ſelbſtverſtändlichen großen, aber doch keinen ungeheuren Eindruck gemacht. Er ſchrieb ihnen eine ähnliche Urſache und Wirkung wie den Erdbeben zu, die zwar für ihre Bezirke Leben und Tod, für die Geſtaltung ganzer Länder aber nicht eben viel bedeuten. Er fand dieſe tätigen Vulkane alle am Meere gelegen; die ausgebrannten, den großen Monte Cavo oder die kleineren bei Rom, konnte man ſich leicht an ehemaligen Gewäſſern denken, ſo daß die Feuer erloſchen waren, als das Waſſer ſie nicht mehr ſpeiſte: eindringendes Waſſer war alſo immer irgendwie beteiligt. Die unterirdiſchen Grundlagen des Feuers dachte ſich Goethe nicht ſehr tief, vielleicht etwas unter dem Boden des nahen Meeres, alſo weit oberhalb von ſeinem geliebten Grundgebirge, dem Granit.

Noch vor ſeiner Rückkehr entſtand in Deutſchland ein Streit zwiſchen den deutſchen Fachleuten, namentlich auch zwiſchen dem berühmten Freiberger Werner und dem jüngeren Voigt, Goethes mehrjährigem Arbeitsgenoſſen in mineralogiſchen und geologiſchen Dingen. Es entſtanden die Parteien der Neptuniſten und Vulkaniſten; der Kampf ging namentlich über den Urſprung des Baſalts. Goethe glaubte anfangs vermitteln zu können; er neigte aber doch nach ſeiner eigenen inneren Beſchaffenheit, nach ſeinen bisherigen Denkgewohnheiten und nach den ihm am beſten bekannten geologiſchen Verhältniſſen, den mitteldeutſchen, mehr zur Waſſer-Partei Werners. Zu jener Zeit hielt man allgemein das Innere der Erde für eine ſtarre und kalte Maſſe; zwar jeder Bergmann kannte die Zunahme der Wärme bei tieferem Eindringen, aber man zog keine weittragenden Schlüſſe daraus. Newton hatte vermutet, das Innere der Erde müſſe feurig-flüſſig ſein: man überſieht aber auch oft die Meinung eines Großen. Goethe ſelber hatte wenig Sinn für die Aſtronomie, weil ihm die mathematiſche Begabung fehlte; er kannte nur Kants Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, in der die Planeten für kalte und tote Klumpen gelten, die um die flammende Sonnenkugel kreiſten. Nun kamen die Vulkaniſten von ſich aus zu dem Glauben, daß unſere Erde ein feurig-flüſſiger Ball mit einer verhältnismäßig dünnen abgekühlten Rinde ſein müſſe. Daraus folgte, daß die Oberfläche, auf der wir wohnen, weſentlich von unten herauf, alſo vom Feuer, beſtimmt iſt. Das große

Erdfeuer tritt uns aus den Schlünden der Vulkane, wenn ſie arbeiten, noch heute zutage und die heißen Quellen hat es für uns gekocht. Die Neptuniſten dagegen glaubten die Erde von oben her geſtaltet; ſie iſt der Bodenſatz des Chaos, der breiigen Urflut; die Vulkane ſind nur örtliche und zeitliche Erſcheinungen, unterirdiſch brennende Kohlenlager, wie man ja auch Bergbrände an der Erdoberfläche hat.

Goethe ehrte in Werner, dem Führer der Waſſerpartei, ſchon längſt ſeinen Lehrer: er war es mittelbar durch eben den jüngeren Voigt geweſen, der ſich jetzt ganz der vulkaniſtiſchen Ketzerei ergab. Am 16ten September erſchien der berühmte Mann in Weimar. Goethe zeigte ihm ſeine Mineralien und erzählte von ſeinen Reiſen: er hatte ein viel größeres Stück der Erdkruſte geſehen als Werner, der ſein ganzes Wiſſen und Denken eigentlich auf das ſächſiſche Erzgebirge aufbaute. Beide Männer verſtanden ſich gut; der „ſteife Meißner" und der ſteife Frankfurter wurden miteinander ſchnell genug warm und lebhaft. Am nächſten Tage fuhren ſie nach Jena hinüber, wo die mineralogiſche Sammlung im Schloſſe, die der wunderliche Magiſter Lenz verwaltete, und auch eine größere Bibliothek zu gelehrten Geſprächen noch beſſeren Stoff bot; Knebel konnte daran teilnehmen; man wanderte auch nach Dornburg hinaus und verband nach der alten Regel utile dulci.

Kein Wunder, daß Goethe nunmehr das Bedürfnis empfand, die Erdgeſchichte, wie er ſie jetzt mit ſeinen geiſtigen Augen ſah, auf das Papier zu bringen. Es war ihm gegenwärtig, daß Werner hier, Voigt dort entgegengeſetzte Wahrheiten lehrten, daß auch er keine ſiegenden Beweiſe für die Richtigkeit ſeiner Lehre beſaß; er erinnerte ſich auch wohl an ſeinen Fauſt, der ſchwer darunter litt, „daß wir nichts wiſſen können“; er war ſich alſo bewußt, daß er ſtatt feſter Tatſachen auch nur Vermutungen vortragen könne. Sei es darum!

Damit eine Wiſſenſchaft aus der Stelle rücke, die Erweiterungen vollkommener werden, ſind Hypotheſen ſo gut als Erfahrungen und Beobachtungen nötig. Was der Beobachter treu und ſorgfältig geſammelt hat, was ein Vergleich in dem Geiſt allenfalls geordnet hat, vereinigt der Philoſoph unter einem Geſichtspunkt, verbindet es zu einem Ganzen und macht es dadurch überſehbar und genießbar. Sei auch eine ſolche Theorie, eine ſolche Hypotheſe nur eine Dichtung, ſo gewährt ſie ſchon Nutzen genug: ſie lehrt uns, einzelne Dinge in Verbindung, entfernte Dinge in einer Nachbarſchaft zu ſehen, und es werden die Lücken einer Erkenntnis nicht eher ſichtbar als eben dadurch. Es finden ſich gewiſſe Verhältniſſe, die ſich aus ihnen nicht erklären laſſen. Eben dadurch wird man aufmerkſam gemacht, gehet dieſen Punkten nach, die eben deswegen die intereſſanteſten ſind, weil ſie auf ganz neue Seiten führen. Und was mehr iſt als Alles: eine Hypotheſe erhebt die Seele und gibt ihr die Elaſtizität wieder, welche ihr einzelne zerſtückte Erfahrungen gleichſam rauben. Sie ſind in der Naturlehre, was in der Moral der Glaube an Gott, in Allem die Unſterblichkeit der Seele iſt. Dieſe erhabenen Empfindungen verbinden in ſich Alles, was übrigens gut in dem Menſchen iſt, heben ihn über ſich ſelbſt weg und führen ihn weiter, als er ohne ſie gekommen wär'.

Man hat alſo Unrecht, ſich über die Menge der Theorien und Hypotheſen zu beklagen; es iſt vielmehr beſſer, je mehr ihrer gemacht werden. Es ſind Stufen, auf denen man das Publikum nur kurze Zeit muß ruhen laſſen, um es alsdenn immer höher und weiter hinauf zu führen. In dieſem Sinne halte ich es gar nicht für überflüſſig, noch eine Theorie von der Entſtehung der Erde zu wagen, die zwar an ſich nicht neu iſt, wohl aber Manches in eine neue Verbindung ſtellt …

Der vielbeſchäftigte Mann kam jetzt leider nicht dazu, nach dieſer vielverſprechenden Einleitung ſeine Theorie niederzuſchreiben. Wir wiſſen, daß er die Mitte der Erde oder vielmehr jene Hauptmaſſe, zu der keine menſchliche Anſtrengung jemals reichen kann, als unerkennbar beiſeite ließ. Das obere Gebiet, auf dem ſich jetzt lebende Weſen bewegen, war auch in ſeinen Augen urſprünglich ein Chaos, ſozuſagen ein feſtflüſſiger Dunſt, ein regelloſes Gemiſch aller Elemente. Der Anfang alles Geſchehens ſtellt ſich als eine Scheidung dar, vielleicht nach der Schwere; die Gaſe ſtiegen nach oben, die Stoffe, aus denen ſich nachher Geſteine bildeten, ſanken nach unten; die verbleibende dickflüſſige Mitte ward mehr und mehr zu dem, was uns als Weltmeer bekannt iſt. Unten legten ſich die feſten Maſſen ſchalenartig übereinander und kriſtalliſierten; das erſte, älteſte Geſtein war der Granit. An einigen Stellen ragten die Spitzen der Felſen allmählich über dem abgeklärten und geſunkenen Ozean hinaus: Inſeln entſtanden und Feſtländer. Indem dieſer Prozeß der Senkung des Waſſers fortſchritt, kam es, bildlich geſprochen, zu manchen harten Kämpfen zwiſchen den Gebirgen oder Ländern mit den an ſie anbrandenden oder in ihnen eingeſchloſſenen Meeresteilen. Unſere jetzigen großen Täler ſind als Provinzen zu betrachten, die das Meer an das Land hat zuletzt abtreten müſſen. Im Meere waren unterdeſſen Tiere entſtanden, deren kalkige Schalen nun auch zum Aufbau der Gründe dienten; ebenſo gab es auf den herausgetauchten Inſeln Pflanzen: viele von ihnen wurden als abgeſtorbene Reſte ins Meer hinausgeſchwemmt und verwandelten ſich langſam in Kohlen. Das letzte

Geſtein, das ſich im Ozean niederſchlug und kriſtalliſierte, war der Baſalt.

Die immer breiter herauswachſenden Rücken der Inſeln und Feſtländer wurden vom Meere benagt, das Täler ſchuf und ſie mit Sand, Ton und Lehm, den letzten Ergebniſſen der Eroſion, bedeckte. Als in den jüngſten Zeiten der Erdgeſchichte eine Senkung des Waſſerſpiegels dieſe weiten Furchen trocken legte, vermochten die Flüſſe nur ſchmale Rinnen darin einzugraben. Wo (wie im Apennin) ſteile Gebirge früher den Zutritt des Meeres gehindert hatten, war nur ein Gewirr enger und unfruchtbarer Täler entſtanden; in flacherem und tieferem Land (wie in Toskana und Böhmen) hatte es freier und breiter gewirkt und die ſanftgeneigten Flächen mit fruchtbarem Boden erfüllt.

Vor dieſer Zeit ſchon hatten ſich aber hier und da die Kohlenlager entzündet; die Baſaltdecke war zerſchmolzen, an anderen Stellen vom ſinkenden Meer zerriſſen, ſo daß ſie nur in einzelnen Fetzen erhalten blieb. So entſtanden die Vulkane, die erloſchen, ſobald früher oder ſpäter der Brand ſich verzehrt hatte: heitere Hügel, neu geſchaffene, üppig fruchtbare Landſtrecken wie Kampanien waren dann die Zeugen für das vergangene Wirken zerſtörender Kräfte[1]).

*

---

[1]) Die beiden letzten Abſätze entnehme ich wörtlich dem ſehr gehaltreichen Werke: ‘Goethes geologiſche Studien’ von Max Semper, deſſen Verfaſſer uns ſehr deutlich zeigt, in welchem Meer von Schwierigkeiten wir bei dieſen Berichten über ein längſt verfloſſenes Stück Wiſſenſchaftsgeſchichte herumgetrieben werden. Um es vorweg zu nehmen: Goethes von

Vielleicht kam Goethe bei ſeiner Erdgeſchichte nur deshalb nicht über die Einleitung hinaus, weil er zu einem militäriſchen Manöver berufen wurde. Er hatte ſchon im Frühjahr Luſt bekommen, ſich ein ſolches Schauſpiel, von dem ſein Fürſt mit Begeiſterung ſprach, anzuſehen; er meinte damals die große preußiſche Truppenſchau, die alljährlich bei Magdeburg, genauer: bei Körbelitz, noch ebenſo wie unter dem Alten Fritzen abgehalten wurde. Damals hatte er ſeinen Wunſch zu ſpät geäußert; als er jetzt in Jena mit Werner und Knebel beim Glaſe Wein in die Tiefe des Ur-Weltmeers verſank und die Felsmaſſen vom Granit bis zum Baſalt kriſtalliſieren ließ, kam ein Brief ſeines Herzogs an und forderte ihn auf, die Herzogin zu den kleineren Reiter-Übungen nach Aſchersleben zu begleiten.

Am 29ten September reiſte man ab, und in den nächſten Tagen führte der königlich preußiſche Generalmajor Herzog von Weimar ſein Küraſſierregiment, vormals v. Rohr, ſeiner hohen Gemahlin und ſeinem poetiſchen Freunde Goethe in allen Kriegskünſten vor. Leider war das Wetter ziemlich ſchlecht, und die Garniſon Aſchersleben bot wenig Unterhaltung. Um ſo mehr reizte der nahe Harz; im Bodetale konnte Goethe Führer ſein; er konnte den weimariſchen Freunden zeigen, an

---

Andern übernommene oder ſelbſt gefundene geognoſtiſchen Anſichten ſind für die Nachfolger von keinem Wert geweſen; dieſe Wiſſenſchaft ſteckt aber auch heute noch beſonders tief in Hypotheſen. Und alle Urteilsfähigen unterſcheiden ſehr zwiſchen dem Naturforſcher Goethe und den Ergebniſſen ſeiner Forſchung; er ſelber behält viel Vorbildliches, auch wo er irrte.

welchen Stellen Kraus die ihnen bekannten wiſſenſchaftlichen Landſchaften hatte zeichnen müſſen; er konnte ihnen oben auf der Roßtrappe, von dieſer würdigſten Kanzel herab ſeine Erdſchöpfung verdeutlichen und mit der Hand auf die Granitkriſtalle weiſen, die er zu ſehen glaubte. Konnte ſie wählen laſſen zwiſchen Poſeidon und Hephaiſtos als Schöpfern unſerer Erdoberfläche.

*

Am 8ten Oktober mit dem herzoglichen Paare zurückgekehrt, reiſte er ſchon zwei Tage darauf nach Leipzig, um mit den Buchhändlern zu reden, hauptſächlich aber um für Auguſt Vulpius zu ſorgen, durch deſſen Hilfsbedürftigkeit er im vorigen Jahre zu ſeinem Schätzchen gekommen war, das ihm jetzt auch ein Kindchen verſprach. Dieſer ihm nun verwandt werdende Mann ſtand mit ſeinen ſiebenundzwanzig Jahren noch immer nicht am rechten Orte; er war nach manchen Mißerfolgen auch mißmutig und zaghaft geworden. Einige Verſuche Goethes, ihn als Hauslehrer zu empfehlen, waren vergebens getan; nun glaubte der Gönner, unter den mancherlei Geſchäften des Buchhandels müßte ſich doch ein für dieſen Halbgelehrten paſſendes finden laſſen. Er ſchrieb deshalb an Göſchen; dieſer nahm ihn auf Goethes Bitte vorläufig auf, ſprach ihm aber ſehr bald jede Ausſicht ab: er eigne ſich nicht für trockene Buchhändlerarbeit, ſei zum Überſetzen nicht kenntnisreich genug, für Korrekturleſen zu ungenau und als Schriftſteller ſtehe er auf zu unſicherem Boden. Auch zum Hauslehrer werde er wohl kaum taugen, da er zu ſchwach im Franzöſiſchen und unmuſikaliſch ſei; ſonſt hätte ihm der Kreisſteuereinnehmer Weiße, der ſeit Gellerts Tode der oberſte deutſche Hofmeiſter-Beſorger war, eine Stelle verſchaffen können. Goethe wandte ſich nun auch an ſeinen alten Bekannten Breitkopf; er ſelber war bereit, für den Bruder ſeiner Geliebten einen regelmäßigen Zuſchuß zu leiſten, und hoffte auf dieſe Weiſe trotz Göſchens Urteil dem nicht unbegabten und ſicherlich gutartigen Vulpius eine Exiſtenz in der Buchhändlerſtadt einrichten zu können. Vermutlich brachte er aber auch von den mündlichen Unterredungen mit dieſen Kaufleuten nur unverbindliche Zuſagen guten Willens nach Weimar zurück.

Dort fand er einen Brief von Kayſer aus Zürich vor, der ſich ihm wieder nähern wollte, jedoch kein neues Vertrauen einflößte. Namentlich aber fand er den Freund Knebel gleichfalls wieder einmal als Patienten. Der adlige Major und Fürſtenfreund Karl v. Knebel hatte mit dem armen Auguſt Vulpius die ſchlimme Eigenſchaft gemein, daß er trotz vieler Gaben und Tugenden den andern Leuten nicht recht brauchbar erſchien; kein Wunder, daß er oft in trübe Stimmungen verſank! Jetzt glaubte er es in Weimar oder in der Nähe nicht mehr aushalten zu können und bat den Herzog um einen Urlaub, d. h. um die Erlaubnis, von ſeiner weimariſchen Penſion im Auslande zu leben. Dieſer antwortete ſehr freundlich, konnte aber das wirklich erlöſende Wort nicht ausſprechen, nämlich die Ernennung Knebels zum Kanzler der jenaiſchen Akademie oder die Verleihung eines andern würdigen Poſtens. Die

Freunde redeten auf den Unzufriedenen ein, trotzdem in dem alten Kreiſe zu bleiben, wo man ihn liebe; den Winter über harrte Knebel noch aus; dann wandte er ſich nach ſeiner fränkiſchen Heimat, nach Ansbach und Nürnberg.

Wenn ſich Goethe mit ſolchen ihre Stätte und Arbeit immer noch ſuchenden Menſchen verglich oder wenn ſonſt die Frage wieder auftauchte, ob er mit der Rückkehr nach Weimar das Rechte getroffen, da konnte er dieſe Frage auch allgemein faſſen: Was braucht der Menſch, um glücklich zu ſein? Oder, da der Begriff Menſch doch zu allgemein iſt, ein Menſch von Goethes Art, ein Dichter, Künſtler, Forſcher, Grübler?

Oft erklärtet ihr euch als Freunde des Dichters, ihr Götter!
  Gebt ihm auch, was er bedarf! Mäßiges braucht er, doch viel:
Erſtlich freundliche Wohnung. Dann leidlich zu eſſen, zu trinken
  Gut: Der Deutſche verſteht ſich auf den Nektar wie ihr!
Dann geziemende Kleidung. Und Freunde, vertraulich zu ſchwatzen.
  Dann ein Liebchen des Nachts, das ihn von Herzen begehrt.
Dieſe fünf natürlichen Dinge verlang ich vor allem.
  Gebet mir ferner dazu: Sprachen, die alten und neu'n,
Daß ich der Völker Gewerb und ihre Geſchichten vernehme;
  Gebt mir ein reines Gefühl, was ſie in Künſten getan.
Anſehn gebt mir im Volke, verſchafft bei Mächtigen Einfluß
  Oder was ſonſt noch bequem unter den Menſchen erſcheint.
Gut — ſchon dank ich euch, Götter! Ihr habt den glücklichſten Menſchen
Eh'ſtens fertig: denn ihr gönntet das Meiſte mir ſchon!

Wäre es Goethe zu verdenken geweſen, wenn er ſeiner eigenen Kraft und Einſicht (außer dem „guten Glück“ oder „den Göttern“) all ſein Erreichtes zugeſchrieben hätte? Er war aber feſt überzeugt, daß ſein

Wohlbefinden aus einer andern Quelle floß: aus der Güte ſeines Herrn und Beſchützers Karl Auguſt. Gerade jetzt, wo er ſeine Dichterwerke geſammelt den deutſchen Leſern anbot und der Dank dieſer Leſer doch im Ganzen nur ſpärlich und ſchwächlich ausfiel und ſich erſt recht nicht in irdiſche Güter verwandeln ließ. Iphigenia, Egmont, Taſſo: auf der Geldwage wogen ſie leicht! Wie im Publikum, ſo hätten ſeine Werke auch bei den allermeiſten Fürſten nicht für ſolche Werte gegolten, daß man ihren Urheber begehrt oder belohnt hätte; ein Friedrich der Große, ein Joſeph der Zweite hatten für ihn kein' Stunde der Beachtung gehabt; der neue König von Preußen, die Kurfürſten, die allermeiſten andern Herzoge und Fürſten: was fragten ſie nach ihm und nach der ganzen deutſchen Literatur! Alſo war es doch wirklich Karl Auguſts Perſon, der er ſein gutes Schickſal zu danken hatte.

Klein iſt unter den Fürſten Germaniens freilich der meine,
  Kurz und ſchmal iſt ſein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber ſo wende nach innen, ſo wende nach außen die Kräfte
  Jeder, da wär' es ein Feſt, Deutſcher mit Deutſchen zu ſein!
Doch was prieſeſt du ihn, den Taten und Werke verkünden
  Und beſtochen erſchien deine Verehrung vielleicht!
Denn mir hat er gegeben, was Große ſelten gewähren:
  Neigung, Muße, Vertrau'n, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und Manches bedurft' ich,
  Der ich mich auf den Erwerb ſchlecht (als ein Dichter!) verſtand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
  Nichts! Ich habe wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutſchland ahmte mir nach, und Frankreich mochte mich leſen;
  England, freundlich empfingſt du den zerrütteten Gaſt.

Doch was fördert es mich, daß auch ſogar der Chineſe
Malet, mit ängſtlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiſer nach mir, es hat ſich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir Auguſt und Mäzen[1]).

Karl Auguſt gab ſich auch auswärts gern mit Dichtern, Künſtlern und Gelehrten ab; jetzt gerade ließ er ſich in Berlin von dem immer lebendigen Kapellmeiſter Reichardt deſſen Gedanken und Pläne über eine nötige und mögliche Verbeſſerung des deutſchen Schauſpiels und der deutſchen Oper vortragen; er trat über dieſen Gegenſtand brieflich auch mit Friedrich Schröder in Verkehr. Schröder in Hamburg war als Theaterdirektor, Schauſpieler und Schauſpieldichter jetzt ohne Zweifel Conrad Ekhofs würdigſter Nachfolger. Karl Auguſt hatte Bellomos Truppe, die nun fünf Jahre in Weimar ſpielte, mit der Zeit ſatt bekommen; eigentlich bot ſie für dies kleine Städtchen (und den kurſächſiſchen Badeort Lauchſtädt, wo ſie im Sommer ſpielte) erſtaunlich viel. Im Schauſpiel brachte ſie Stücke von Shakeſpeare, Leſſing, Goethe und Schiller[2]) neben der üblichen Theaterware von Iffland, Schröder, Jünger, Großmann und dem jungen weimariſchen Landsmann Kotzebue; in der Operette und

---

[1]) Chineſiſche Glasbilder, auf denen Werther und Lotte dargeſtellt waren, ſah man 1779 bei Glückſtadt auf einem oſtindiſchen Kauffahrer in der Kajüte des Kapitäns. — Goethe kündigte obiges Gedicht zu Ehren Karl Auguſts dieſem ſelbſt am 10. Mai 1789 als bevorſtehend an; in Druck erſchien es erſt 1800.

[2]) Von Goethe: ‚Clavigo' und ‚Geſchwiſter'; Schiller: ‚Räuber', ‚Fiesko', ‚Kabale und Liebe'; Leſſing: ‚Minna' und Emilia Galotti'; Shakeſpeare: ‚Kaufmann von Venedig', ‚Lear', ‚König Johann', ‚Hamlet'.

Oper mußte man ihre Leiſtungen geradezu bewundern. Bellomos Unternehmen war halb frei, halb dem Hofmarſchall als dem Vertreter der fürſtlichen Gönner und Gönnerinnen untergeordnet. Nicht einmal einen Schauſpieler annehmen oder entlaſſen konnte er ohne Zuſtimmung von oben; er ſpielte in dem Geſellſchafts- und Theatergebäude, welches der Herzog gegenüber dem Palais ſeiner Frau Mutter hatte erbauen laſſen; ſeine ſichere und nötigſte Einnahme hatte er von den fürſtlichen Perſonen; alſo war nicht viel Unterſchied von dem ſeinigen und einem Hoftheater. Karl Auguſt jedoch bekam Luſt, dies Theater ganz unter ſeine eigene, durch einen Untergebenen zu beſorgende Direktion und ganz auf die Hofkaſſe zu nehmen, alſo ebenſo, wie man es in ſeinen erſten Jugendjahren gehalten hatte, bis das Schloß abbrannte. Sein Freund Goethe aber blieb gegen dieſen neuen Plan kühl; er hatte für ſich den Gedanken der Theaterverbeſſerung durchgearbeitet und erledigt: nämlich in dem allerdings noch unfertigen Romane von dem Wilhelm Meiſter, der ſo lange Zeit ein Lehrling blieb: woher ſollte er jetzt ſogleich einen neuen Glauben an den Aufſtieg des deutſchen Theaters nehmen? Oder gar Luſt bekommen, mit ſeinen eigenen Schultern den Thespiskarren bergauf zu ſchieben?

Die Deutſchen ſind im Durchſchnitt rechtliche, biedere Menſchen, aber von Originalität, Erfindung, Charakter, Einheit und Ausführung eines Kunſtwerks haben ſie nicht den mindeſten Begriff. Das heißt mit einem Worte: ſie haben keinen Geſchmack. (Verſteht ſich: auch im Durchſchnitt.) Den roheren Teil hat man durch Abwechſelung und Übertreiben, den gebildeteren durch eine Art Honettetät zum beſten. Ritter, Räuber, Wohltätige, Dankbare, ein redlicher, biederer tiers-état, ein infamer Adel uſw. und durchaus eine wohlſoutenierte Mittelmäßigkeit, aus der man nur allenfalls abwärts ins Platte, aufwärts in den Unſinn einige Schritte wagt: Das ſind nun ſchon zehn Jahre die Ingredienzien und der Charakter unſrer Romane und Schauſpiele.

Mit andern Worten: die Zerrbilder von Friedrich Schiller und die Biedermannsſtücke von Iffland bezeichneten noch die beſſere Hälfte der üblichen und möglichen Darbietungen. „Was ich unter dieſen Aſpekten“, ſchreibt Goethe an Reichardt weiter, „von Ihrem Theater hoffe, es mag dirigieren, wer will, können Sie denken.“

*

Der im Jahre 1774 mitabgebrannte Theaterſaal war erſetzt worden, aber die Tatſache, daß nach fünfzehn Jahren das große Reſidenz-Schloß ſich noch immer als Ruine vorſtellte, erregte wohl manchen Tadel. Bei leeren Kaſſen iſt ſchwer bauen! Ende 1788 entſchloß ſich Karl Auguſt, endlich einen Anfang zu machen, und nun fand ſich in Weimar und im ganzen Ländchen kein für dieſe Aufgabe ausreichender Baumeiſter. Goethe, der weitgereiſte Kunſtkenner, der ſelber den Vitruv und Palladio eifrig ſtudiert hatte, ward um Rat gefragt. Er empfahl einen hamburgiſchen Architekten Auguſt Arens, den er in Rom kennen gelernt hatte, und Arens ſagte zu. Als ſich jedoch ſeine Ankunft immer wieder verzögerte, ward der Merſeburger Stiftsbaumeiſter Chryſelius eingeladen; mit ihm einigte ſich die Schloßbau-Kommiſſion, der, wie ſich verſteht, auch Goethe angehörte, zunächſt dahin, daß die alten Umfaſſungsmauern in der Hauptſache beibehalten und die umgebenden Gräben und Teiche zugeſchüttet werden ſollten; auch ward beſchloſſen, daß „deutſche“ Dächer aufzuſetzen ſeien, nicht italieniſche, d. h. flache, wie Goethe gern geſehen hätte.

Anfangs Juni ſtellte ſich Arens endlich ein; er blieb aber nur vierzehn Tage; ebenſo blieb er im Januar und Februar 1790 nur wenige Wochen. Goethe hätte ihn gern bewogen, nach Weimar überzuſiedeln, damit der künftigen Künſtlerſtadt ein Baumeiſter hohen Ranges nicht fehle. Er führte ihn deshalb auch zum Koadjutor nach Erfurt und zum gothaiſchen Herzoge, um ihm auch dort Aufträge zu verſchaffen und lobte ihn fleißig gegen den wieder einmal abweſenden Karl Auguſt:

> Arens hat uns recht ſchön auf's Klare geholfen, und wir können den erſten Schritt mit Zutrauen und gutem Mut wagen. Arens hat auch einige artige Zeichnungen für den Park hinterlaſſen und ſich durchaus als ein geſchickter, verſtändiger und redlicher Mann gezeigt . . .
>
> Hier werden Sie bei Ihrer Rückkunft Alles bereit finden, und man wird ſogleich mit der Arbeit anfangen können. Die meiſte Zeit des vergangenen Monats [Januar] habe ich auf dieſes Geſchäfte verwendet.

Am 9ten April (1790) geſchah endlich der feierliche Anfang der großen Erneuerung des uralten Herrſchaftsſitzes.

*

Bei ſeiner Berufung in die Schloßbau-Kommiſſion erklärte ſich Goethe gegen den Herzog: „Das Beſte, was man für die Sache tun kann, iſt: für die Menſchen zu ſorgen, die das, was geſchehen ſoll, klug angeben und genau ausführen. Wir verſtehen's ja alle nicht und höchſtens können wir wählen“.

Dieſe ſtaatsmänniſche Einſicht paßte noch beſſer auf das Bergwerk zu Ilmenau. „Wir verſtehen's ja alle nicht“. Es war droben noch kein grober Fehler begangen worden, aber man kam auch nicht recht vorwärts. Wie ſollte es auch auf die Dauer taugen, daß am Orte ſelbſt nur Handwerker und Untergeordnete ſich betätigten, während die Herren, die das entſcheidende Wort zu ſprechen hatten, eine Tagereiſe weit in Weimar ſaßen! Und unter dieſen Herren war kein einziger Fachmann! Wie töricht auch, daß ein Mann wie Goethe ſich mit den ilmenauiſchen Alltagsſorgen plagte oder vor ihnen behütet werden mußte! Zum Beiſpiel war einmal zum Bau eines „Kunſtgezeugs“ übermäßig viel teures Eiſen verbraucht worden; da mußte Voigt den Berg-Geſchworenen bitten, „dieſe ärgerliche Eiſenrechnung“ Goethen nicht vorzulegen.

> Ich ſuche den trefflichen Mann alle nicht ſchlechterdings notwendige verdrüßliche Dinge zu überheben. Es iſt nicht gut, einen ſolchen Mann auf dergleichen Art nicht ſo zu ſchonen, wie er es ſo ſehr verdient; kein Wunder wär' es ſonſt, er zög' ſich ganz zurück.

Es iſt früher erzählt worden, welche große Mühe die Bewältigung des im Schacht eingedrungenen Waſſers machte. In einem Ländchen, wo man mit dem Bergbau eben erſt anfing, fehlte es eben durchaus an Sachverſtändigen, wenn ſich ſolche Schwierigkeiten zeigten. In Kurſachſen gab es deren genug, aber es hielt ſchwer, ſich ein paar erfahrene Kunſtſteiger daher zu leihen; im Herbſt 1789 kamen ſie an. Glücklich aber traf es ſich zu eben dieſer Zeit, daß der jüngere Bruder Voigts, der treffliche Mineraloge und Geognoſt, noch bereit ſtand, in Ilmenau zu helfen, und ſich ſogar willig erklärte, oben im kalten einſamen Gebirge das ganze Jahr zu wohnen, wie ſehr auch ſeine Frau ſich dagegen ſträubte. Goethe verſchaffte ihm den Titel „Bergrat“ und ein auskömmliches Gehalt. Nun war ihm leichter ums Herz, wenn er an Ilmenau dachte.

*

Wie für das elende, in Armut verkommene Bergneſt inmitten der hohen Wälder, fühlte Goethe ſich auch als Vormund für das liebe alte Studentenneſt an der Saale, das ſich ſo fröhlich gebärdete, aber der Verwaltung doch auch manche Sorge machte. Einmal drohte ſich dort eine Freimaurerloge aufzutun. Dergleichen war wirklich bedrohlich, denn eine Loge bedeutete eine neue Korporation neben der oder gegen die alte Korporation Jenas, die Akademie; dieſe neue Körperſchaft konnte nur die dort ſchon häufigen Streitigkeiten noch weiter vermehren. In ganz Deutſchland hatte man die Erfahrung gemacht, daß durch ſolche geheimen Geſellſchaften überhaupt die Narren und Schelmen gar zu leicht einen gefährlichen Einfluß gewannen. Man ſollte all das Geheimweſen nicht dulden, war Goethes Meinung. „Die rechtlichen Leute gewinnen alle durch Publizität.“ Es gelang ihm, die jenaiſchen Profeſſoren von ſeiner (und des Herzogs!) Anſicht zu überzeugen, und Bode in Weimar, der trotz aller übeln Erfahrungen immer noch für ſeine geliebte Freimaurerei lebte und webte, mußte ſich dann auch darein fügen.

In Jena lehrte ſeit dem 26ſten Mai der neue Profeſſor Schiller. Anfangs hatte der Dichter der ‚Räuber' gewaltigen Zulauf; bald war der Reiz der Neuheit verſchwunden, und der Poet und Schriftſteller empfand das Lehramt wie einen geliehenen Rock. Er las nur zwei Stunden in der Woche; alſo ſchadete dieſe Anſtrengung ſeinem wahren Berufe nicht zu ſehr. Aber es war nicht das Rechte. Am 3. Auguſt verlobte er ſich im Lauchſtädter Bade mit dem Fräulein v. Lengefeld, zunächſt heimlich, da er ja an Heiraten noch nicht denken konnte; er verdiente kaum für ſich allein das Nötigſte, und Schulden waren auch noch abzutragen. Er grübelte nun über neue Anſtellungen und Erwerbsmittel; bot ſich das Beſſere nicht auswärts, ſo mußte er hier in Jena doch wenigſtens zweihundert Taler im Jahre mehr haben; einigen Zuſchuß würde ſeine Lotte auch von ihrer Mutter bekommen. Die Schweſtern in Rudolſtadt planten und grübelten mit ihm: „Ich habe ſchon gedacht" ſchrieb ihnen Schiller, „wie es vielleicht möglich wäre, unſere Vereinigung auf das Frühjahr durch Goethen zu befördern, und die Idee wird mir immer annehmlicher. Auf ein fixes Gehalt kommt Alles an. Wie wär's, wenn wir uns Goethen anvertrauten, ſo daß er ſich für unſer Verhältnis intereſſiert, daß es ihm gleichſam in die Hände gegeben wird?" Aber Goethe kam bald danach nach Jena, wohnte in Knebels Stube, arbeitete mit dem Botaniker Batſch und kümmerte ſich wieder einmal wie ſchon öfter nicht um den Profeſſor Schiller. Die Schweſtern hatten unterdeſſen die Frau v. Stein ins Vertrauen gezogen, und dieſe vertrat ihre Sache ſogleich tapfer gegen den Herzog und die Herzogin.

Schiller bekam die benötigten zweihundert Taler im Jahr zugeſichert, und am 22. Februar 1790 konnte er ſich in der kleinen Dorfkirche von Wenigenjena mit ſeiner geliebten Lotte in aller Stille trauen laſſen.

In der dritten Woche danach war Goethe wieder mehrere Tage in Jena, hatte diesmal aber wirklich keine Zeit, ſich um das neue Ehepaar zu kümmern, denn jetzt gab es hier Krieg zwiſchen Militär und Studentenſchaft, und er hatte den Auftrag vom Geheimen Konſilium — der Herzog ſelber war abweſend — Frieden zu ſtiften. Neckereien zwiſchen den Soldaten und den Studenten waren in Jena von jeher üblich geweſen; diesmal hatte die Wachpatrouille unter Führung eines Feldwebels Wachtel die Burſchen angegriffen und mehrere verletzt. Prorektor Schütz verlangte Genugtuung und ſtrenge Beſtrafung der Soldaten; die ganze Univerſität ſtand hinter ihm. Als Goethe eintraf und ſich zuerſt mit Griesbach und Loder von der einen und Major v. Bentheim von der andern Partei beriet, hatte das Militärgericht eben ſtattgefunden; es glaubte, die Sache mit vierzehn Tagen Arreſt für den Feldwebel und noch leichteren Strafen für die andern Angreifer aus der Welt ſchaffen zu können; aber nun nahmen die Studenten eine drohende Haltung ein. Sie kannten ihren eigenen Karzer mehr von der luſtigen Seite und empfanden einen bloßen Arreſt als eine Verhöhnung der Beleidigten. Anderſeits gaben aber auch die Soldaten ihren alten Haß gegen die begünſtigten akademiſchen Bürger unzweideutig zu erkennen. Goethe hatte keine kleine Mühe, ſeine Beruhigungspülverchen bald hier bald dort einzugeben. Er brachte es aber dahin, daß der offene Kampf unterblieb, vielmehr die Rückkehr und Entſcheidung des Herzogs abgewartet wurde. Dieſer ließ alsbald die ſchuldige Kompagnie nach Weimar verlegen, ſetzte ihren Hauptmann ab; Wachtel ward gleichfalls kaſſiert und bekam fünfzig Fuchtelhiebe zum Abſchiede.

*

Zuweilen war unter den Geheimen Räten auch von der großen Politik die Rede, von einem drohenden Krieg u. dgl. Ein andermal tauchte in Berlin, wo der Herzog lange Zeit verweilte, die Behauptung auf, daß die erneſtiniſchen Herzogtümer ein verbrieftes Erbrecht auf die Ober- und Niederlauſitz hätten: nun mußte auch Goethe dieſe verwickelte Streitfrage auf ein paar Tage in den Kopf nehmen; das Hauptſtudium überließ er jedoch den Kollegen. Gelegentlich ließ er es doch merken, daß er ſich an keine andere Arbeit gebunden fühle als an diejenige für das Ilmenauer Bergwerk und für den neuen Schloßbau.

Um dieſe Zeit ſchrieb einmal die Frau v. Schardt an den bayreuthiſchen Miniſter v. Seckendorff, einen Bruder des verſtorbenen weimariſchen Kammerherrn, ihre Meinung über die Diener Karl Auguſts, und ſie ſprach offenbar als eine Stimme der Einſichtigſten.

„Alles, was uns hier fehlt“, meinte ſie, „iſt ein gerechter, edler und für das Gute eifriger Miniſter, der ſich nicht ſcheut, zu reden. Fritſch iſt nicht der Mann dazu. Goethen, der ſicherlich den Charakter dazu hätte, fehlt der Sinn dafür. Er fühlt, daß er in den Geſchäften nicht die Geſchicklichkeit hat, die über die Schwierigkeiten hinwegführt, und deshalb hat er ſie aufgegeben. Er iſt dem Herzoge ganz nützlich, da er ihm als Freund dient; ich kann die Ungerechtigkeit nicht erkennen, die die Leute darin finden, daß er ſein Gehalt weiter behält. Hat ein Fürſt nicht das Recht, einem Manne, den er liebt, Gutes zu erweiſen?“

Goethe ſtrebte ſchon lange danach, daß ſein Herr beſſere Berater bekomme. Ein eifriger, ſachkundiger, ſeine ganze Kraft einſetzender erſter Miniſter war in der Tat des Landes und des Herzogs Bedürfnis. Der alte Herr v. Fritſch verknöcherte immer mehr. Ehe man ihn aber mit hohen Ehren in den wohlverdienten Ruheſtand komplimentieren konnte, mußte der beſſere Nachfolger gefunden werden. Solch einen kraftvollen, leitenden Miniſter bildete Goethe für eine fernere Zukunft ſchon längſt heran: ſein geliebter Fritz v. Stein mußte aber zunächſt erſt einmal an Akademien und anderwärts ſtudieren und die Welt kennen lernen. Inzwiſchen waren die Augen offen zu halten, ob ſich nicht in Preußen oder andern Ländern der rechte Mann entdecken laſſe.

Goethe lenkte aber auch immer wieder die Augen ſeines Herrn auf die Tugenden des ihm von Ilmenau her bekannt gewordenen Hofrats Chriſtian Gottlob Voigt, deſſen Leiſtungen manches Jahr unbeachtet und ſchlecht belohnt geblieben waren. Im März 1789 wurde Voigt endlich zum Geheimen Regierungsrat ernannt; bald nahm ihn der Herzog einmal zu Verhandlungen nach Berlin mit, damit er zum erſten Male Blicke in eine größere politiſche Welt, eine weit ausgedehnte Staatsverwaltung tun konnte. Da der Herzog ihn dort ſehr ſchätzen lernte, ſo war ſein zunehmender Einfluß und auch ſeine ſchließliche Berufung in die höchſte Behörde der Heimat, den Geheimen Rat, vorauszuſehen.

*

Goethe ſelber durfte ja ſchon deshalb im Geheimen Rate nicht mehr mitwirken, weil ſeine ‚Werke‘ ihn noch immer verlangten. Der ‚Taſſo‘ war endlich ganz fertig und ausgefeilt da; nun war ‚Fauſt‘ als der nächſte große Berg zu bewältigen. Wie lange ſollte das dauern, wenn er jeden Schritt dabei ebenſo vorſichtig-zierlich machte wie bei den fünf Akten Taſſos? Und überhaupt: wie ſollte der Dichter des ‚Taſſo‘ ein Werk vollenden, das der Dichter des ‚Götz‘ angefangen hatte? Lag nicht eine Welt zwiſchen beiden? Der in Italien zum klaſſiſchen Weſen völlig Erzogene hatte ſich, bildlich geſprochen, an das Zeichnen mit dem Silberſtift gewöhnt; wie hätte er ſogleich wieder im altdeutſch-groben Holzſchnitt geſchickt ſein können?[1] Aber ſicherlich ließ ſich auch eine Art mittlerer Stil denken: die allzu plumpe Volksſprache der alten Fauſt-Anfänge konnte verfeinert, Proſa in Verſe emporgehoben werden uſw. Goethe tat es; er ſchuf die Schülerſzene und diejenige in Auerbachs Keller um, verbeſſerte auch ſonſt Manches, tat die in den letzten Jahren neu entſtandenen Szenen hinzu: ‚Hexenküche‘ und ‚Wald und Höhle‘; aber dann ging ihm die Kraft aus. Den ſchauerlichen Schluß von Gretchens Erdenleben konnte er nicht ſo laſſen, wie er in der Handſchrift dalag und vermochte ihn doch auch nicht nach Gebühr zu verbeſſern. Und dann kam erſt die wahre Schwierigkeit: den Helden ſelbſt zu ſeinem Ende zu führen. Ja, zu welchem Ende? „Ein ſolcher Böſewicht gehört in die Hölle“ erwiderte das Volk ſeit Jahrhunderten; Goethe aber war ein Heide, alſo lag für ihn die Sache ſchwierig.

---

[1] Silberſtifte gab es damals wirklich neben den Bleiſtiften; man zeichnete damit auf Pergament oder beſonders zubereitetem Papier. Herder verglich ſpäter Goethes Manier in der ‚Natürlichen Tochter‘ mit einer höchſt zarten, faſt ätheriſchen Silberſtift-Zeichnung.

Er machte es nicht ganz ſo wie Alexander, der den Knoten des Gordios, da er ihn nicht auflöſen konnte, mit dem Schwerte zerhieb, aber er half ſich doch auch auf eine recht einfache Weiſe. Er ſchrieb über alle noch nötige Leiſtung in Gedanken die zwei weiſen Worte cura posterior[1]) und ſchrieb mit der Feder hinter das Titelwort ‚Fauſt‘ die andern zwei Worte: Ein Fragment. Er brach das längſt fertige, jetzt aber nicht befriedigende Stück der Gretchen-Tragödie (Valentins Tod, Gretchen im Kerker, Fauſts Rettungsverſuch) von dem Vorhergehenden ab; der dann verbleibende Schluß war ja auch deutlich genug: Gretchens ohnmächtiges Hinſinken in der Kirche und der Geſang des Chores: Quid sum miser tunc dicturus? Dies irae, dies illa![2])

Am 10ten Januar 1790 ſandte er dieſen ‚Fauſt‘ an Göſchen ab. Die zu ſeinen geſammelten Schriften ſonſt noch fehlenden kleineren Sachen waren inzwiſchen auch fertig geworden. Alſo war von ihm aus dieſe große Aufgabe, die Verbeſſerung und Herausgabe ſeiner ſämtlichen Arbeiten, die für das Publikum reif waren, geleiſtet.

„Und ich fühle mich nun erſt als ein freier Menſch“ ſchrieb er an ſeinen Herzog, „da ich dieſe Verbindlichkeit erfüllt habe. Nun kann es an andre Sachen gehn!“

---

[1]) Spätere Sorge.

[2]) Was werde ich Elender dann ſagen können? Tag des Zornes, jener Tag.

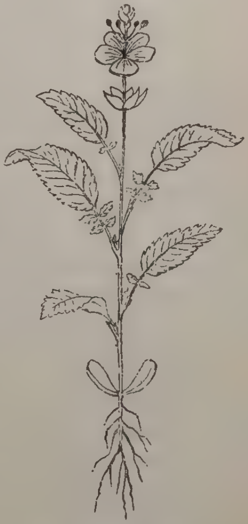
*

Welche Hauptarbeit war bei dieſem vielſeitigen Manne nun an der Reihe? Es konnte der halbfertige Roman von jenem Wilhelm Meiſter ſein, der bisher noch ein Schüler geblieben, oder eine Oper — tatſächlich wechſelte Goethe darüber Briefe mit dem rührigen Tonſetzer Reichardt — oder eine Theorie, worin die Phyſiognomik auf eine praktiſche Weiſe mit der plaſtiſchen Kunſt verflochten wurde, oder auch Etwas aus dem weiten Gebiet der Naturwiſſenſchaften. Eine Anzeige in der Jenaiſchen Literatur-Zeitung vom 11. November gab den Ausſchlag; darin ſtand, daß zur nächſten Oſtermeſſe ein Buch des Konrektors Sprengel zu Spandau erſcheinen ſolle: ‚Verſuch, die Konſtruktion der Blumen zu erklären‘. Goethe entſchloß ſich ſogleich, dieſem Sprengel zwar nicht zuvorzukommen, aber gleichzeitig mit ihm auf dem Plane zu ſein. Einiges Schriftliche zum Gegenſtande hatte er aus jener Zeit liegen, wo er in Rom dem Profeſſor Moritz ſeine Gedanken vorgetragen; jetzt ſtellte er ſeine Lehre ganz ordentlich dar, in Paragraphen, nämlich in ganz kurzen, numerierten Abſätzen. Und ſogleich ſah er ſich nach einiger Hülfe, nach einem erſten Leſer um. Vor ſeiner italieniſchen Reiſe hatte er an einem Wintertage beim Schlittſchuhlaufen zufällig einen jungen Naturforſcher namens Batſch kennen gelernt, der aus Jena gebürtig war und damals in Weimar in ſehr bedrängten Verhältniſſen ſich durchhungerte, ſeiner Zukunft noch ganz ungewiß; Goethe hatte geholfen, dieſen jungen Mann zum Profeſſor in der mediziniſchen Fakultät zu Jena zu machen, denn die Botanik, der Batſch ſich beſonders widmete, wurde ja nur als Hilfswiſſenſchaft der Ärzte gepflegt.

Jetzt konnte Goethe von dieſem Begünſtigten Beiſtand erwarten; er verbrachte deshalb die Tage vor Weihnachten in Jena und ging mit Batſch die einzelnen Paragraphen — es wurden ihrer einhundertdreiundzwanzig — durch, um Einwände, Berichtigungen, Ergänzungen des Fachmanns zu hören und durchzuſprechen. Man hätte zu dieſem Werkchen einige Abbildungen anfertigen laſſen, auch den Text durch einzelne Ausführungen verdeutlichen ſollen, aber die gebotene Eile zwang, ſolche Verbeſſerung für die Zukunft aufzuſparen; jetzt galt es, das Grundſätzliche, das von Goethe Gefundene oder Geſchaute öffentlich als ſein Eigentum auszuſprechen.

Um Geſchautes und Gefundenes handelte es ſich. Wir erinnern uns, daß Goethe einen ſtarken Trieb und auch die Fähigkeit hatte, in dem Gewirre der mannigfaltigſten Weſen, die wir als Pflanzen zuſammenfaſſen, eine Pflanze zu ſehen, die Pflanze, die gleichſam im Mittelpunkte der höchſt bunten Verſammlung ſteht, von der alle andern nur Aus- oder Abartungen zu ſein ſcheinen. Er verdichtete die vielen Bilder zu einem. Er dachte und ſprach alſo über die Pflanze, die es gar nicht gibt, wie wenn ſie vor ihm ſtände; er kannte dieſe planta generalis ſo genau, daß er ihre Lebensgeſchichte erzählen konnte. Dieſe Biographie nennt er Metamorphoſe, wie man ja auch wohl die Lebensgeſchichte eines Menſchen ſeine Metamorphoſe nennen könnte. Das griechiſche Wort deutet auf ein Weſen, das ſich beſtändig wandelt und dabei im Grunde dasſelbe bleibt. Die Wandelbarkeit vieler einzelnen Pflanzen, ihre Anpaſſung an die örtlichen und zeitlichen Umſtände, war

Goethes erſter ſtarker Eindruck, alſo auch ſein erſtes Studium geweſen, nachdem er auf die Geheimniſſe der Botanik aufmerkſam geworden; eben dieſe Erkenntnis, daß die Pflanze kein ſtarres Gebilde, ſondern ein beſtändig Werdendes iſt, hatte ihn dahin geführt, ihr Werden zu beobachten und ſich nicht dem Herbarien-Sammeln, dem genauen Beſtimmen der Geſchlechter, Arten und Unterarten, ſondern der Morphologie, der Geſtaltungslehre, zu widmen. Indem er nun die Wandlungen der vor ſeinen Augen lebenden Pflanzen (und damit auch ſeiner gedachten Grundpflanze) im Einzelnen verfolgte, hatte er geſehen, daß ihren ſo verſchieden ſich darſtellenden Teilen immer dasſelbe Organ zugrunde liegt, welches ſich an den verſchiedenen Orten, unter den verſchiedenen Einflüſſen umbildet, wobei das Wort Einfluß nur teilweiſe bildlich gemeint iſt. Goethe ſchrieb dem aus den Wurzeln im Stengel aufſteigenden, anfangs trüberen, nach oben hin durch immer feinere Siebe geklärten Nahrungsſaft eine große Rolle bei der Änderung zu, die die Pflanze bei ihrem Sich-Ausdehnen und Zuſammenziehen erfährt. „Die Pflanze arbeitet ſich ſtufenweiſe feiner aus“, die einzelne Pflanze, indem ſie von Stengelknoten zu Stengelknoten immer feiner durchgeſeihte Säfte nach



Goethes Urpflanze

oben treibt. Luft und Licht wirken dann auch mit. Das proteiſche Organ, das allen Pflanzenteilen zugrunde liegt, nannte er Blatt. Damit iſt nicht das einzelne ſichtbare, allemal von ſeinen beſonderen Umſtänden veränderte Blatt gemeint, ſondern ein auch dieſen ſichtbaren Blättern zugrunde liegendes Urweſen.

> Es mag nun die Pflanze ſproſſen, blühen oder Früchte tragen, ſo ſind es doch nur immer dieſelbigen Organe, welche in vielfältigen Beſtimmungen und unter oft veränderten Geſtalten die Vorſchrift der Natur erfüllen. Dasſelbe Organ, welches am Stengel als Blatt ſich ausgedehnt und eine höchſt mannigfaltige Geſtalt angenommen hat, zieht ſich nun im Kelche zuſammen, dehnt ſich im Blumenblatt wieder aus, zieht ſich in den Geſchlechtswerkzeugen zuſammen, um ſich als Frucht zum letztenmal auszudehnen. (§ 115.)

Soeben wurde das hier gemeinte Blatt ein Urweſen genannt; aber wir dürfen nicht überſehen, daß Goethe ſeine früher geliebte „Urpflanze“ in dieſer ſeiner erſten botaniſchen Schrift nicht erwähnt. Er fragt gar nicht, ob jemals eine Pflanzenart ſich in eine andere umgewandelt habe; er äußert keinen Zweifel an der Konſtanz der Arten; er deutet noch viel weniger an, daß alle Pflanzen von einem Pflanzen-Adam abſtammen könnten. Ja, er handelt nicht einmal von den niederen Pflanzen, den Mooſen, Flechten uſw., die doch hiſtoriſch recht wichtig ſein würden; er ſpricht auch nicht von älteren und jüngeren Perioden der Erdgeſchichte; er handelt immer nur von der Umbildung der Blätter, weil er das Blatt als den Urzuſtand der ganzen

Pflanze erkannt hatte[1]). War dieſes Blatt nicht ein Schritt noch über die Urpflanze hinaus? Aber nirgends wird ein Urblatt angedeutet, von dem die Blätter vieler Pflanzenarten abſtammen könnten. Goethe hat es nur mit den einzelnen Individuen zu tun, hinter denen für ihn allerdings auch die allgemeine oder ſymboliſche Pflanze als die Einheit des Mannigfaltigen ſchwebt, anſchaulich-faßlich für ihn ſelber, aber nicht für viele Andere.

Einigermaßen erleichtert hatte er ſich ſeine Aufgabe, indem er ſich nur auf die einjährigen Laubpflanzen beſchränkte; die meiſten Bäume rechnete er allerdings dazu: ihre Stämme und Äſte ſind der Mutterboden für ſolche einjährigen Pflanzen, die bei ihnen aus Augen, wie anderwärts aus Samen ſich entwickeln.

Profeſſor Batſch nahm ſeines Gönners botaniſche Ausführungen ſehr willig an; der rechnende Göſchen aber lehnte es ab, den Verlag zu übernehmen. Goethe war ſehr erſtaunt über dieſe Weigerung, handelte es ſich doch nur um ein paar Bogen, an denen im ſchlimmſten Falle keine große Summe Geldes verloren ging. War Göſchens Widerſtreben etwa ſymboliſch zu verſtehen? Der Verleger iſt dem Verfaſſer gegenüber der erſte und wichtigſte Vertreter des Publikums; Dieſes aber iſt vor allen Dingen bequem, und wenn es ſich einen Begriff über einen Dichter gemacht hat, ſoll ihm dieſer Dichter nicht mit ganz andersartigen Poeſien kommen als bisher, geſchweige denn mit wiſſenſchaftlichen Erörterungen. Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!: Das iſt ſo recht ein Spruch aus dem Herzen des Leſervolks. Wenn Jemand ein weites, breites Leben führen möchte, werden es ſeine Bekannten immer als läſtig und anmaßend empfinden.

---

[1]) Aus manchen Blättern gehen ganze Pflanzen hervor, z. B. gewiſſe Begonien und das jetzt bekannte Uſambara-Veilchen. Goethe liebte im Alter ein Laubmoos Bryophyllum calcynium; er ſandte dieſe „pantheiſtiſche Pflanze" zweimal an Marianne v. Willemer nach Frankfurt. Vgl. die kleinen Gedichte: „Was erſt ſtill gekeimt in Sachſen" und „Wie aus einem Blatte unzählig friſche Lebenszweige ſprießen".

Ettinger in Gotha teilte Göſchens Bedenken nicht. Im März 1790 erſchien bei ihm auf 86 Seiten: J. W. v. Goethe, Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären.

*

Seine vieljährige beſte Freundin, zu der er alle ſeine Gedanken und Gefühle getragen hatte, wandte ſich mit zornig-ſtolzer Miene zu eben derſelben Zeit von ihm, wo ſein demütiges Schätzchen zum erſten Male in dem ſchutzbedürftigen Zuſtande der Schwangerſchaft ihre bittenden und vertrauenden Augen auf die ſeinen richtete. Da war gewiß nicht lange zu wählen! Jetzt ſetzte er innerlich mehr und mehr dies verachtete arme Geſchöpf zu ſeiner Lebensgenoſſin ein, und aus dem Innerlichen erwächſt das Äußerliche.

Sein Quartier bei Helmershauſen am Frauenplan bot keinen Platz für dies Mädchen und ihr zu erwartendes Kindchen und ihre nächſten Verwandten, die jüngere Schweſter und die alte Tante, von der Chriſtiane nicht wohl zu trennen war. Goethe war kein Privatmann; als des Herzogs hoher Diener und beſter Freund konnte er nicht daran denken, ſeinen Beſuchern, einheimiſchen und fremden, ſein ungebildetes Schätzchen und ihre Familie Vulpius allemal mit vorzuſetzen, wenn ſie bei ihm eintraten. Er konnte mit der Lagergenoſſin auch nicht den ganzen Tag zuſammen leben: aber gibt es nicht getrennte Wohnungen neben, über, unter, vor und hinter einander? Wir wiſſen nicht, was zwiſchen dem Herzoge und ſeinem Freunde über dieſe Schwierigkeit geſprochen wurde; jedenfalls aber machte Karl Auguſt in dem herrſchaftlichen Jägerhauſe[1]) zwei Quartiere, die früher die Familien v. Staff und v. Werther bewohnt hatten, für Goethe frei. Von zwei Wohnungen konnte die eine für den Geheimen Rat v. Goethe und ſeine Gäſte ſein, die andere für ſeinen weiblichen Anhang. Wir wiſſen nicht, wann die Familie Vulpius in dies vornehme Quartier überſiedelte; auch bei Goethe läßt ſich der Tag nicht beſtimmt ſagen, denn es geſchah allmählich. Schon Anfang November (89) hielt er ſich manchmal dort auf; am 20ten waren die meiſten ſeiner Sachen hinaufgeſchafft; bald konnte er nach Rom berichten, daß er in den neuen Zimmern gar anmutig wohne. Es waren nur ein paar hundert Schritte von der alten zur neuen Wohnung, aber da ſie auf dem Wege nach Belvedere ins Freie führten, empfand er doch einen großen Unterſchied.

In den erſten Tagen des Dezember ſchien die Niederkunft Chriſtianens einzutreten. Goethe tue ihr leid, ſchreibt Karoline v. Beulwitz am 5ten Dezember an Schiller. „Sein Liebchen iſt in Kindesnöten ſeit fünf Tagen und wird vermutlich ſterben.“ Und fünf Tage ſpäter: „Er iſt krank oder ſagt ſich krank ſeines Liebchens wegen und geht nicht aus.“ Gleich danach ging es dem Chriſtelchen aber wieder ſo gut, daß Goethe auf mehrere Tage nach Jena ging, zu den früher erwähnten Arbeiten mit dem Botaniker Batſch. Erſt am Weihnachtstage ward das Kind geboren, ein Knäbchen. Am Sonntag darauf, am 27. Dezember früh um acht Uhr, geſchah die Taufe in der Sakriſtei der Hofkirche zu Sankt Jakob; der zweite Hofdiakon, Oberkonſiſtorialrat Schultze, vollzog ſie. Einzige Patin war Tante Juliane Vulpius; die gewählten Namen waren Auguſt Walther; Auguſt war als Rufname gemeint: ſo ward auch der Bruder der ledigen Mutter, Chriſtian Auguſt, gerufen.

---

[1]) Herrſchaftlich bedeutet urſprünglich: der Landes- oder Ortsherrſchaft gehörig. Quartier: eine Wohnung, die nicht das ganze Haus umfaßt.

Goethes Sohn war alſo rechtlich und kirchlich nur ein neuer Sprößling der Familie Vulpius. Wo das Kindchen ſeine erſten Lebenstage verbrachte, wo Chriſtiane wohnte, iſt uns nicht überliefert.

Als der Frühling kam, trug die junge Mutter ihr Kleines im alten thüringiſchen Kindermantel an die friſche Luft in die wärmende Sonne, und die Leute ſtreckten die Hälſe, ob das Kindchen mehr Goethe oder mehr Vulpius ſei. Zu gleicher Zeit erſchienen vor einem anderen Publikum und wurden dem allgemeinen Urteile ausgeſetzt: ‚Fauſt, ein Fragment‘ und ‚Die Metamorphoſe der Pflanzen‘.

Dreizehntes Kapitel

Nochmals Venedig

10. März bis 18. Juni 1790.

Da ſich Chriſtiane Vulpius ihrem Beſchützer nun abwechſelnd als Geliebte und Mütterchen zeigte, ward ſie ihm noch werter. Jetzt erſt, durch das gemeinſame Kind, gehörte ſie ihm auch als Weib ganz, und er genoß dieſen ſeinen ſicheren Beſitz in vollen Zügen. Wieviel beſſer hatte er es doch als ſein Fürſt und Freund, der ſich auf ſeinen vielen Zügen bald mit dieſem, bald mit jenem willigen Frauenzimmer eingelaſſen hatte und ſich nicht bloß zu hochpolitiſchen Zwecken am Berliner Hofe aufhielt, ſondern auch zu dem höchſt proſaiſchen, ſeine Schmierkur gegen das ſyphilitiſche Übel zu Ende zu bringen!

Eigentlich war es unbedacht, daß Goethe eines Tages an den Freund Einſiedel ſchrieb: wenn die Herzogin-Mutter nicht ſchon demnächſt in Weimar zurück zu erwarten wäre, hätte er vielleicht Luſt bekommen, ſie aus Italien abzuholen. Einſiedel und ſeine Herrin nahmen ihn ſogleich beim Worte; ihre Rückkehr ſei gar nicht ſo nahe; er ſolle ihnen ja entgegenfahren; dann könne er ihnen noch ein großes Stück des nördlichen Italiens zeigen.

Am 28ten Februar erbat ſich Goethe Urlaub vom Herzog; am 10ten März fuhr er in einem kleinen fürſtlichen Reiſewagen ab; ſein jüngerer Diener Paul Götze begleitete ihn, während Sutor das Haus hütete. Große Luſt hatte er gehabt, den Auguſt Herder mitzunehmen, und der Knabe hatte ſich auch ſchon Hoffnung gemacht: es war für Beide ein ſchwerer Augenblick, als Goethe allein in den Wagen ſtieg. Früher wäre Fritz v. Stein als Reiſekamerad in Frage gekommen; von ihm verabſchiedete ſich der väterliche Freund diesmal durch ein Briefchen: „Grüße die Deinen und behalte mich lieb, wie ich Dich immer lieb und wert behalten werde!" In ſolchen Satz mußte er jetzt das Lebewohl für jene Frau einwickeln, die ihm bei der vorigen gleichen Fahrt noch der halben Welt gleichwog!

Drei höchſt verdrießliche Tage wurde er in Jena aufgehalten, es war davon ſchon die Rede. „Die freie Luft wird mir deſto beſſer ſchmecken" dachte er, aber jetzt bereits fühlte er Heimweh nach einem gewiſſen Stübchen in Weimar und Angſt für die zwei Hilfsbedürftigen in dieſem Stübchen dort. „Da man gegen das Ende weich und ſorglich zu werden anfängt", ſchrieb er an Herder, „ſo fiel mir erſt ein, daß nach meiner Abreiſe mein Mädchen und mein Kleiner ganz und gar verlaſſen ſind, wenn ihnen Irgendetwas zuſtieße, worin ſie ſich nicht zu helfen wüßte. Ich habe ihr geſagt, ſich in einem ſolchen äußerſten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!" Für Auguſt Herder legte er ein beſonderes Blatt bei. „Es tat mir herzlich leid, daß ich ihn zurücklaſſen mußte" wiederholte er den Eltern. Auch an Knebel, den Unbeſchäftigten, als

Reiſegefährten hatte er gedacht, aber beſſer allein! „Ich habe ſo ganz meine eigene Weiſe, nach der ich leben muß oder ganz elend bin.“

*

Am 13ten März begann von Jena aus die Tag- und Nachtfahrt mit Poſtpferden. Die Vorboten des Frühlings kämpften gegen den alten Winter. Saalfeld, Judenbach, Koburg, Bamberg, Erlangen waren die erſten Stationen. In Nürnberg blieb man ſieben Stunden; die noch vorhandenen Gemälde Albrecht Dürers — ſie hingen zumeiſt im Rathauſe — wurden liebreich betrachtet. Auch die Sebaldskirche und die Bilderſammlung des Herrn v. Murr wurden beſucht. Das anfangs ſchöne Wetter verwandelte ſich jetzt in trübes und kotiges.

In Augsburg verweilte Goethe drei Tage, vielleicht nur, um die beſtimmteren Nachrichten des Herrn v. Einſiedel abzuwarten. Aber wieviel gab es in dieſer alten wohlhabenden Reichsſtadt auch zu ſehen! Zahlreiche Kirchen und ſtattliche Gebäude der Patrizier. Ein Bilderkabinett fehlte nicht, Fresco- und andere Gemälde Johann Holzers machten einen angenehmen Eindruck. Ein Turm ward beſtiegen; an der Hand einer gedruckten Beſchreibung von Augsburg konnte man ſich leicht unterrichten.

Am 19ten März ging es durch die große Ebene nach Süden weiter: ſchön gebaute Dörfer, reinliche und rechtliche Leute.

Dann ins Land Tirol. Viel Schnee auf den Bergen. In Innsbruck ſtieg er in der ‚Sonne‘ ab und fuhr zum

Schloſſe Ambras hinaus, die dortigen Schätze zu ſehen; eine kleine Bronzefigur mit eingelegten ſilbernen Augen zog ihn an; eine altdeutſche Handſchrift konnte ihn an den ſeligen Bodmer, den Liebhaber ſolcher Dinge, erinnern. Sie handelte „von Heinrich von Argon, Sohn Wilhelms Grafen von Narbon“ und war „gedichtet von Wolfram von Eſchenbach, überſetzt von Thurlin, dediziert König Wenzel“.

Am 22ſten März erneuerte Goethe eine halbe Nachmittagsſtunde lang ſeine alte Bekanntſchaft mit dem Brennerpaß. Dann ging es abwärts ins Welſchland, alſo nach Trient, Roveredo und diesmal die gerade Talſtraße der Etſch weiter nach Verona.

*

Hier gönnte er ſich ein wenig Ruhe. Wie war er aber auch in den letzten Tagen durchgeſchüttelt worden!

Nun konnte er wieder bei ſeinen geliebten Antiken verweilen. Wir erinnern uns, daß es hier im Museo lapidario nur kleinere Werke zu ſehen gab: Grabmäler, Urnen, Altäre, Meilenſteine. Die Brüder Eteokles und Polynikes glaubte Goethe auf einem Grabſteine zu erkennen; ein Hermes ſchien der Erde aus einer Schale zu opfern, wahrſcheinlich als Führer der Toten; ein Ehepaar war rührend, wie es ſich die Hände zum Abſchied reichte, ſie ſitzend, er vor ihr ſtehend. Auf einem Altare war eine Art von Bacchanal abgebildet, aber ſehr gemäßigt und ſittlich, die Frauen bekleidet und ruhig, die Männer wilder, doch nicht allzu wild.

Sarkophagen und Urnen verzierte der Heide mit Leben:
Faunen tanzen umher, mit der Bacchantinnen Chor
Machen ſie bunte Reihe; der ziegengefüßete Pausback
Zwingt den heiſeren Ton wild aus dem ſchmetternden Horn;
Zimbeln, Trommeln erklingen; wir ſehen und hören den Marmor.
Flatternde Vögel, wie ſchmeckt herrlich dem Schnabel die Frucht!
Euch verſcheuchet kein Lärm, noch weniger ſcheucht er den Amor,
Der in dem bunten Gewühl erſt ſich der Fackel erfreut.
So überwältiget Fülle den Tod, und die Aſche da drinnen
Scheint in dem ſtillen Bezirk noch ſich des Lebens zu freu'n.

Jetzt, wo er nach dem Wagen-Gerüttel im Gaſthofe ſtille ſaß, konnte er bequem wieder Verſe aufſchreiben. Er hatte ſich diesmal keine poetiſche Arbeit mitgenommen, glaubte er doch, daß er ſogleich nach der haſtigen Fahrt ganz der Geſellſchaft angehören werde; aber ein Dichter kann manchmal die Muſe durch eifrigſtes Bitten und Beſchwören nicht herbeirufen, und zu andern Zeiten flüſtert ſie plötzlich ihm ſchöne Worte ins Ohr. Die Tage waren hell, als er diesmal in Italien einfuhr; die Kirſchbäume fingen eben an zu blühen; der Zauber des ſüdlicheren Landes wirkte!

Kaum an dem blaueren Himmel erblickt' ich die glänzende Sonne,
Reich vom Felſen herab, Efeu zu Kränzen geſchmückt,
Sah den emſigen Winzer die Rebe der Pappel verbinden,
Über die Wiege Virgils kam mir ein laulicher Wind:[1]
Da geſellten die Muſen ſich gleich zum Freunde; wir pflogen
Abgerißnes Geſpräch, wie es den Wanderer freut.

---

[1] Alſo von Süden her, denn Virgil iſt in einem Dorfe bei Mantua geboren. In den letzten Tagen war es immer Nordoſtwind geweſen.

Wovon ſprachen ſie, der Dichter und die Muſen? Am liebſten doch von dem Schätzchen daheim, von der Fauſtina, denn ſo hieß das weimariſche Chriſtelchen im antiken Versmaße, das ihrem Freunde jetzt am geläufigſten war.

Immer halt ich die Liebſte begierig im Arme geſchloſſen,
  Immer drängt ſich mein Herz feſt an den Buſen ihr an,
Immer lehnet mein Haupt an ihren Knieen, ich blicke
  Nach dem lieblichen Mund, ihr nach den Augen hinauf.
„Weichling!“ ſchölte mich einer, „und ſo verbringſt du die Tage?“
  Ach, ich verbringe ſie ſchlimm! Höre nur, wie mir geſchieht:
Leider wend' ich den Rücken der einzigen Freude des Lebens,
  Schon den zwanzigſten Tag ſchleppt mich der Wagen dahin.
Vetturine trotzen mir nun, es ſchmeichelt der Kämmrer,
  Und der Bediente vom Platz ſinnet auf Lügen und Trug.
Will ich ihnen entgehn, ſo faßt mich der Meiſter der Poſten;
  Poſtillione ſind Herrn! Dann die Dogana dazu![1])
„Ich verſtehe dich nicht! Du widerſprichſt dir! Du ſcheineſt
  Paradieſiſch zu ruhn, ganz wie Rinaldo beglückt.“
Ach! ich verſtehe mich wohl! Es iſt mein Körper auf Reiſen,
  Und es ruhet mein Geiſt ſtets der Geliebten im Schoß.

*

Am 29ſten März brachte ein Fuhrmann unſere Reiſenden nach Vicenza; der eigene Wagen blieb im Gaſthof zu Verona ſtehen. Am andern Tage ging es weiter nach Padua und am 31. März mit der Barke auf der Brenta nach Venedig.

---

[1]) Dogana: Zollamt; mit dem Kämmerer: Kammerdiener würde der gute Götze gemeint ſein, wenn es nicht poetiſche Übertreibung wäre, wie auch vorher „den zwanzigſten Tag“; in genauer Proſa müßte es wohl: den vierzehnten Tag heißen. Im zweitnächſten Verſe Rinaldo: Taſſos Held im ‚Befreiten Jeruſalem‘, Geliebter der Zauberin Armida.

Hier glitten ſie ſogleich in den Großen Kanal hinein und ſuchten den Gaſthof, den Einſiedel als Treffpunkt genannt hatte. Dieſer Gaſthof war aber in ganz Venedig unbekannt, und ſo ſtieg Goethe, vom Zufall geführt, nahe an der Rialto-Brücke in einer kleinen Schenke ab, deren Wirt ihn ganz merkwürdig an den guten alten weimariſchen Profeſſor Muſäus erinnerte.

Die erſten Erkundigungen zielten auf die Herzogin-Mutter und ihre Begleiter; auch der in Einſiedels Briefe genannte Bankherr wußte noch nichts von ihrer Anweſenheit oder baldigen Ankunft. Alſo hieß es: Warten! Beſchäftigungslos unter den Amphibien hier herumwandeln. Das war kein Unglück, aber Goethe genoß dieſe unerwarteten Ferien doch auch nicht als ein beſonderes Glück. Da hätte er unterwegs nicht ſo zu eilen brauchen oder noch ein paar Wochen bei ſeinem Liebchen bleiben können. Wohl war Venedig ein Ort von vielen Reizen, aber aus dem immerwährenden Lärm dieſer venetianiſchen Menſchen hörte er jetzt gar oft die alte Weisheit heraus: Zuhauſe iſt's am beſten!

Warum treibt ſich das Volk ſo und ſchreit? Es will ſich ernähren,
  Kinder zeugen und Die nähren, ſo gut es vermag.
Merke dir, Reiſender, Das und tue zuhauſe desgleichen!
  Weiter bringt es kein Menſch, ſtell' er ſich, wie er auch will!

Sein früheres Wohlwollen für dies Gewimmel, für dieſe großen Kinder, dieſe unverhüllte Menſchennatur, wollte ſich nur ſelten einſtellen. Überhaupt, ſo lange er ſich jetzt wieder auf italieniſchem Boden bewegte, war es ihm wie das Wiederſehen mit einer geweſenen Geliebten, die in den letzten Jahren leider ſehr an Schönheit ab- und an Gewöhnlichkeit zugenommen hat. „Ein wenig intoleranter gegen das Sauleben dieſer Nation“: ſo bezeichnete er ſich jetzt gegen Herder, der ihm ſo oft die Mängel des Südens mit ſcharfen Worten gegeißelt hatte. Aber auch dem Herzoge ſchrieb er, daß ſeiner Liebe für Italien durch die neue Reiſe ein tödlicher Stoß verſetzt werde. Und ähnlich ſprach er es in Verſen aus.

Das iſt Italien, das ich verließ. Noch ſtäuben die Wege,
  Noch iſt der Fremde geprellt, ſtell' er ſich, wie er auch will.
Deutſche Redlichkeit ſuchſt du in allen Winkeln vergebens;
  Leben und Weben iſt hier, aber nicht Ordnung und Zucht;
Jeder ſorgt nur für ſich, mißtrauet dem Andern, iſt eitel,
  Und die Meiſter des Staats ſorgen nur wieder für ſich.
Schön iſt das Land, doch ach! Fauſtinen find' ich nicht wieder,
  Das iſt Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.

Und alſo konnte er ſeine neuen Diſtichen nicht mehr Elegien nennen; ſie wurden jetzt nur Epigramme, venetianiſche Stachel- und Spottverſe ſtatt der römiſchen liebreichen Klagen.

*

Zu Palmarum hatte er in Venedig eintreffen wollen, um in der Oſterwoche durch Genüſſe der Augen und Ohren, „von dem Leiden des guten Mannes auch einigen Vorteil zu haben“; erſt einige Tage ſpäter, am Mittwoch der Charwoche, war das Ziel erreicht. Am Grünen Donnerstag kam er dann mit ſeinem Paul Götze gerade zur rechten Zeit auf den Markusplatz.

Der Doge, der eben im Dome die feierliche Meſſe angehört, ſchritt unter Kanonendonner mit dem päpſtlichen Nuntius und den Senatoren zur Piazzetta hinunter und beſtieg eine höchſt prächtige Barke, um nach Sankt Jakob am Rialto die an dieſem Tage üblichen päpſtlichen Abläſſe zu bringen. Der Doge hatte einen großen rotbrokatnen, mit Pelz beſetzten Rock und dergleichen Schuhe an; ſeine Mütze ſchien von gleichem Stoffe und war unten mit einer breiten Treſſe eingefaßt. Die Senatoren trugen ſich veilchenblau und ſchwarz.

Am Charfreitage ging Goethe mit ſeinem Diener zu Fuß wiederum nach dem Markusplatze; es war häßliches Wetter, in der Nacht hatte es ſogar geſchneit. Im Dome vergaß man das Wetter. Die beiden Deutſchen betrachteten die Wunder und Wunderlichkeiten, all die ungeheure vergeudete Pracht. Sah nicht die Kuppel, weil die unzähligen Bilder mit Gold unterlegt waren, wie ein umgekehrter meſſingner Keſſel aus?[1] Und wohin das Auge ſich richtete: wieviel edles Material, wieviel geduldigſte Arbeit, aber auch welche Geſchmacksverirrungen! Und überall die Erzeugniſſe des Aberglaubens! Auf einem der vielen Altäre ſah man ein Marienbild, das dem Pinſel des Apoſtels Lukas zugeſchrieben wurde; an einer andern Stelle ſollte ein Marmorkopf, dem zu Ehren beſtändig eine Lampe brannte, beſagen, daß hier im Jahre 1094 der heilige Markus ſich gezeigt habe. Im Domſchatz wurde ein Finger der heiligen Magdalena, der Schädel Johannes des Täufers und ſodann das Höchſte: ein Becher voll noch flüſſigen Blutes des gekreuzigten Heilands aufbewahrt.

---

[1] Ein Urteil Volkmanns.

Heute am Todestage des Erlöſers wohnte Seine Serenität der Doge mit ſeinem Gefolge in Trauergewändern der Meſſe bei. Nach der Predigt geſchah feierlicher Umgang, und dann wurde der Leib des Gekreuzigten — ein hölzernes Bildwerk — begraben; der Großkanzler drückte das herzogliche Siegel auf den verſchloſſenen Stein.

Feierlich ſahen wir neben dem Dogen den Nuntius gehen;
Sie begraben den Herrn, Einer verſiegelt den Stein.
Was der Doge ſich denkt, ich weiß es nicht; aber der Andre
Lächelt über den Ernſt dieſes Gepränges gewiß.

Abends um halb ſieben waren Goethe und Götze wieder auf dem Platze und ſahen zu, wie jetzt zuerſt die Brüderſchaft von Sankt Rochus ihren eigenen Heiland begrub; der Anblick war prächtig wegen der vielen und großen Wachslichter, wovon die meiſten wohl fünf Zoll im Durchſchnitt maßen. Der Zug der Brüder, die alle in graue Leinwand gekleidet waren, ging rund um den Platz herum und dann in die Kirche; dort wurde ihnen und wohl noch tauſend Anderen jenes Blut des Heilands gezeigt. Viele andere Brüderſchaften folgten dieſer erſten, taten und ſahen das Gleiche. Oft waren die Bilder und Klänge ſehr feierlich; dazwiſchen aber ſchob ſich das Gemeine. Zum Beiſpiel: wenn bei der Prozeſſion um den Platz in den Trauer-Geſängen eine kleine Pauſe einfiel, da ſchrien ſogleich die Händler und brüllten ihre Waren aus: Heiße Kaſtanien! Äpfel! Oliven! Gebackenes! Heiße Kaſtanien!

Am Charſamstag fuhren die beiden Deutſchen wieder auf der Gondel durch die Stadt.

Dieſe Gondel vergleich' ich der ſanft einſchaukelnden Wiege,
Und das Käſtchen darauf ſcheint ein geräumiger Sarg.
Recht ſo! Zwiſchen der Wieg' und dem Sarg wir ſchwanken und ſchweben
Auf dem großen Kanal ſorglos durch's Leben dahin.

Das Ziel waren heute die kirchlichen Gebäude von Sankt Rochus mit ihren Kunſtwerken (Tintorettos Leben Chriſti in drei Sälen) und die Große Schule der Carita, wo Tizians Reinigung der Maria das Bewunderungswürdigſte war. Im Hofe dieſes Kloſters aber feierte Goethe das Wiederſehen mit ſeiner geliebten Wendeltreppe des Palladio, „la quale riesce mirabilmente“, und zeigte ſeinem Diener, den er überall mehr wie einen Schüler behandelte, die wenigen fertig gewordenen Teile jenes prächtigen Wohngebäudes, das der große Meiſter hier im Sinne des Altertums hatte ſchaffen wollen. „Man iſt entzückt und vergißt auf einmal alles Pfaffentum.“

Das Pfaffentum aber drängte ſich in dieſer Stadt ſogleich wieder auf!

Am erſten Oſtertage begannen ſchon früh um vier alle Glocken zu läuten; wenn ſie zuweilen Pauſen machten und auch die Ohren von ihrem Gedröhn ſich gern ausgeruht hätten, da bullerten die Kanonen los. Mehr als 100 Schüſſe gaben ſie ab, bis es zehn Uhr ſchlug, um welche Stunde der Doge, gefolgt von ſämtlichen Senatoren, ſich wieder in den Markusdom begab. Diesmal war er mit einem prächtigen goldgewirkten Kleide angetan; man beging ja den höchſten Feiertag!

Freude allen Menſchen! Das Siegel zerbrochen! Der Stein abgewälzt! Der Leichnam nicht mehr da!

„Offen ſtehet das Grab! Welch' herrlich Wunder! Der Herr iſt
Auferſtanden!“ — Wer's glaubt! Schelmen, ihr trugt ihn
ja weg!

Damit er doch einen ihm genehmeren Genuß habe, hörte Goethe mit ſeinem Paul die feſtliche Meſſe in der Pieta: ſo hieß eins jener vier „Hoſpitäler“, wo kleine Mädchen zum Geſang und Spiel auf allen Inſtrumenten ausgebildet wurden; ſie führten die ganze Muſik allein auf, machten's hier aber keck und herzlos. Goethe hatte Schöneres erwartet.

Abends um Sechs fuhr der Doge abermals unter großer Begleitung aus, und abermals donnerten die Kanonen; jetzt mußte der aufgeputzte alte Mann, der ja überhaupt eine Zeremonialfigur war, ſich zur Kirche St. Zachariae begeben und dort die Predigt hören.

Noch lange in die Nacht hinein zog ſich der Lärm des großen Kirchenfeſtes; das Volk tat, wie wenn es ſich heute für eine Ewigkeit Schweigen und Trauern entſchädigen müſſe; Goethe aber, müde vom langen Tage, konnte vor Lärm nicht einſchlafen:

Höllengeſpenſter ſeid ihr und keine Chriſten, ihr Schreier,
Die ihr den lieblichen Schlaf mir von den Augen
verſcheucht!
Warum macht der Pfaffe ſo viele tauſend Gebärden
Und verſcheuchet euch nicht wieder zur Hölle zurück!

Am zweiten Feiertage hatte man doch noch einen wirklichen Genuß. Sie gingen abends zur Kirche der Bettelmönche, die zu einem andern der vier erwähnten

Hoſpitäler gehörte: gerade den Geſang dieſer Mädchen trug Goethe von früher her in dankbarſter Erinnerung; nach vier gewiſſen ſchönen Altſtimmen hatte er ſich manchmal geſehnt. Auch heute ward es eine herrliche Muſik, viel vollkommener als geſtern in der Pieta.

Einen zierlichen Käfig erblick' ich: hinter dem Gitter
  Regten ſich emſig und raſch Mädchen des ſüßen Geſangs.
Mädchen wiſſen ſonſt nur uns zu ermüden; Venedig,
  Heil dir, daß du ſie auch uns zu erquicken ernährſt!

*

Gewiß, an manchen ſchönen Einzelheiten konnten Augen und Ohren in dieſen katholiſchen Formen der Gottesverehrung ſich erfreuen. Aber vom Ganzen fühlte ſich Goethe angewidert. Er verglich ja immer wieder dieſe kleinliche Pfaffenkultur mit der von ihr verdrängten antiken Geiſteswelt; die beiden Kulturen verhielten ſich etwa ſo zu einander wie der puppige geflügelte Löwe des heiligen Markus, den man hier überall ſah, zu den aus dem Altertume geretteten großen plaſtiſchen Werken.

Ruhig am Arſenal ſtehn zwei altgriechiſche Löwen;
  Klein wird neben dem Paar Pforte, wie Turm und Kanal.
Käme die Mutter der Götter herab, es ſchmiegten ſich beide
  Vor den Wagen, und ſie freute ſich ihres Geſpanns[1]).
Aber nun ruhen ſie traurig: der neue geflügelte Kater
  Schnurrt überall, und ihn nennet Venedig Patron!

---

[1]) Rhea (Kybele), Gemahlin des Kronos, Mutter von Zeus, Poſeidon, Hades, Hera, Demeter und Heſtia, hat auf Bildwerken zwei Löwen neben ihrem Throne.

Was auch Helden getan, was Kluge gedacht, es verachtet's
Wähnender chriſtlicher Stolz neben den Wundern des Herrn.
Und doch ſchmückt er ſich ſelbſt und ſeinen nackten Erlöſer
Mit dem Beſten heraus, was uns der Heide verließ.
So verſammelt der Pfaffe die edlen leuchtenden Kerzen
Um das geſtempelte Brot, das er zum Gott ſich geweiht.

„Juden und Heiden hinaus!“ ſo „duldet“ der chriſtliche Schwärmer.
„Chriſt und Heide verflucht!“ murmelt ein jüdiſcher Bart.
„Mit dem Chriſten an Spieß und mit dem Juden ins Feuer!“
Singt ein türkiſches Kind Chriſten und Juden zum Spott.
Welcher iſt der Klügſte? Entſcheide! Aber ſind dieſe
Narren in deinem Palaſt, Gottheit, ſo geh' ich vorbei!
„Wie ſie klingeln, die Pfaffen! Wie angelegen ſie's machen,
Daß man komme, nur ja plappere, wie geſtern ſo heut!“
Schelte mir nicht die Pfaffen! Sie kennen des Menſchen Bedürfnis,
Denn wie iſt er beglückt, plappert er morgen wie heut!

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müſſen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeſchickt, ſieh nur wie wild er ſich zeigt!“ —
Ungeſchickt und wild ſind alle rohen Betrognen;
Seid nur redlich und ſo führt ihn zum Menſchlichen an!

Nun war gerade an dieſem in Venedig ſo ernſthaft und eifrig betriebenen katholiſchen Kultus das Unredliche ganz allgemein bekannt. Das Chriſtentum des gemeinen Mannes beſtand darin, daß er Freitags kein Fleiſch anrührte und ſich von dem Pfaffen häufig genug Freiſprechung von den vorigen Sünden holte, um dann vergnügt auf's neue zu ſündigen; von den Vornehmen Venedigs aber berichtete Volkmann: „Sie ſind zu klug, um Alles zu glauben, und fallen daher ins Entgegengeſetzte und glauben lieber garnichts.“ Trotzdem verharrten ſie ſtreng in allen kirchlichen Pflichten und erwieſen der Geiſtlichkeit größte äußerliche Hochachtung: Das gehörte zu ihrer Staatsweisheit; ſie waren ja die Herrſcher in dieſer Patrizier-Republik und wollten, daß Alles ſo bliebe, wie es war.

Goethe trug namentlich als Kunſtfreund einen ehrlichen Haß gegen die katholiſche Kirche in ſich; ſie hatte die antike Welt- und Kunſtfreude erſtickt und nachher den Verſuch einer Renaiſſance verdorben. Aber der ganze Menſch lehnte ſich gegen die römiſche Kirche auf. Es verdroß ihn, daß lutheriſche Deutſche, Engländer uſw. draußen im Sande des Lido vergraben wurden, weil dieſe frommen Katholiken nicht neben ſolchen Ketzern die Auferſtehung ihrer Knochen erwarten wollten. Aber er fühlte ſich hier doch nicht, wie einſt ſein Vater, als aufgeklärter Chriſt, als Proteſtant, ſondern als Unchriſt. Er lehnte ſich gegen allen Anhang des Nazareners auf, alſo auch gegen ihren Führer ſelbſt. Irgendwie floſſen ihm Chriſtus und Lavater zuſammen. Denn er hatte innerlich noch manchmal mit dem frommen Manne in Zürich zu tun, den er einſt als den Nachfolger Chriſti und als ein Vorbild des rechten Lebens verehrt hatte; jetzt herrſchte ein kaltes Schweigen zwiſchen dem Dichter und dem Prediger, aber Heinrich Lips, der über Zürich nach Weimar gekommen war, hatte wohl die Erinnerung an ſeinen erſten Gönner ſtark aufgefriſcht. Und gewiß bekam Goethe noch einige Kenntnis von den neueſten Schriften dieſes ſo übermäßig Fleißigen und ärgerte ſich dann von neuem.

In ein Puppenſpiel hatt' ich mich als Knabe verliebet;
  Lange zog es mich an, bis ich es endlich zerſchlug.
So griff Lavater jung nach der gekreuzigten Puppe,
  Und er wird ſie wohl kaum erſt vor dem Grabe noch los.
Gönnet ihm alle die Luſt noch in dem letzten Momente!
  Herz' er betrogen ſie noch, wenn ihm der Atem entgeht!

„Die gekreuzigte Puppe“: Goethe verwarf auch den wirklichen Chriſtus und ſagte ſich von ihm los:

Viele folgten dir gläubig und haben des irdiſchen Lebens
  Rechte Wege verfehlt, wie es dir ſelber erging.
Folgen mag ich dir nicht! Ich möchte am Ende der Reiſe
  Als ein vernünftiger Mann, als ein vergnügter, mich nahn...

„Böcke, zur Linken mit euch!“ ſo ordnet künftig der Richter:
  „Und ihr Schäfchen, ihr ſollt ruhig zur Rechten mir ſtehn!“
Wohl! Doch Eines iſt noch von ihm zu hoffen! Dann ſagt er:
  „Seid, Vernünftige, mir grad gegenüber geſtellt!“

Vieles kann ich ertragen. Die meiſten beſchwerlichen Dinge
  Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige ſind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
  Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und Chriſt.

*

Goethe entſtammte einem rechtlich-frommen Hauſe, und als er ſeine erſte Selbſtändigkeit erlangt hatte, war er zwar kein vollgläubiger Chriſt, aber doch ein Freund gläubiger Chriſten, ein ehrlicher Liebhaber des Chriſtentums, ja der chriſtlichen Heiligkeit, wie ſie Lavater und manche Sektierer verkörperten. Solch ein Frömmigkeitsfreund war er auch viele Jahre geblieben. Was hatte ſich nun eigentlich ereignet, daß er ſich jetzt ſo heftig gegen alles Kirchliche und Chriſtliche erklärte?

Man ſollte kaum ſo fragen. Die meiſten Menſchen leben allerdings in einem Gemenge von Lehren und Urteilen, die einander widerſprechen; ſie verſchlingen das Chriſtliche und Heidniſche nach- und durcheinander. Aber der klare Denker weiß, daß Chriſtentum und Heidentum als unverſöhnliche Gegenſätze behandelt werden ſollten. Goethe war allmählich ein Grieche und Römer geworden, alſo ein Unchriſt, alſo ein Gegner des Chriſtentums. Seine Sache war es nicht, auf beiden Seiten zu hinken. Trotzdem fragen wir nochmals: Woher gerade jetzt dieſe Schärfe?

Im letzten Jahre hatte Goethe zwei Erlebniſſe gehabt, die ſeine Umwandlung zum Heiden vollendeten. Er hatte als ein vollkräftiger Mann Wohlgefallen an einem aufgeblühten Mädchen gefunden; dies Mädchen hatte ſich ihm vertrauensvoll hingegeben und hatte ihm in der Folge einen Sohn geboren. Nun ſorgte er als Mann und Vater für ſein Liebchen und ſein Kind. War das nicht alles in ſchönſter Ordnung? Hatte er nicht treulich nach dem Willen der Natur gehandelt? Hatte nicht Gott ſelbſt die Fortpflanzung ſeiner Menſchheit auf dieſe Triebe begründet? Ein paar Vernünftige nickten ihr Ja zu dieſen Fragen, und auch die Unvernünftigen begriffen mit Grinſen, daß der wohlhabende Mann gern eine zärtliche Geſellin hatte. Aber von Klugen und Toren, ganz allgemein ward von ihm verlangt, daß er eben dieſe natürlichen und verſtändlichen Dinge als heimliche Sünden betreibe! Es durfte davon getuſchelt, aber nicht laut geſprochen werden. Die Mutter ſeines Kindes durfte nicht vor andern Leuten an ſeiner Seite erſcheinen. Er hätte ſein Söhnchen nicht vor andern Leuten liebkoſen dürfen. Auch ſeine freiſinnigſten Freunde, der Herzog und der Generalſuperintendent, würden ihm von ſolcher Öffentlichkeit ernſtlich abraten. Karl Auguſt verſicherte, als dieſer natürliche Sohn zur Welt kam, ſeinem Freunde Goethe, daß er gern wie ein Pate für den Jungen einſtehen würde, falls dem Erzeuger Etwas zuſtieße, und ein ſolches Wort des Landesherrn bedeutete gewiß das allergrößte Patengeſchenk. Aber der Fürſt dachte nicht daran, durfte nicht daran denken, ſich nun wirklich als einen chriſtlichen Taufpaten in das Kirchenbuch eintragen zu laſſen: dafür war nur die arme Tante Juliane nicht zu gut! Und ebenſo wenig konnte der oberſte Geiſtliche ſich herabwürdigen, das uneheliche Kind ſeines beſten Freundes zu taufen. Mit der Herzogin Luiſe ſtand ſich Goethe ſeit vielen Jahren auf's allerbeſte; er half ihr ja auch, ihren einzigen Sohn zu erziehen. Aber hätte er mit ihr über ſein Auguſtchen oder deſſen Mutter auch nur reden dürfen? Frau v. Stein hatte ſich leider deutlich ausgeſprochen, daß ſie den Liebhaber einer ſolchen gewöhnlichen Dirne für einen Geſunkenen hielt. Und ſeine anderen nächſten Freundinnen und Freunde von ehemals? Er mochte an Keſtners denken, die inmitten einer großen Kinderſchar glücklich lebten, oder an Lavaters, in deren Hauſe ihm einſt die Seligkeit des Familienbundes ſo warm ans Herz gedrungen war: irgendwie hielten ihn doch alle dieſe braven Leute für einen Verirrten. Sie alle wünſchten, daß er ebendas Mädchen von ſich ſtoße, das er für ſeinen köſtlichſten Beſitz anſah, daß er grauſam gegen die kindliche Seele ſei, die ihm vertraut hatte. Seine eigene Mutter war gewiß keine engherzige Frau, aber mochte er ihr berichten, daß ſie in dieſer Chriſtiane Vulpius jetzt eine neue Tochter und durch ihr Kind ein Enkelchen habe?

Für einen ſo ſtolzen Menſchen, wie er immer geweſen, war es beſonders ſchwer, die Rolle des heimlichen Sünders zu ſpielen.

Keinem Menſchen hatte er Unrecht getan und er fühlte ſie doch alle als Gegner. Was warfen ſie ihm vor? Ein menſchliches und natürliches Handeln! Wie aber konnten die Menſchen dazu gelangen, ſich gegen ſich ſelbſt zu wenden und menſchliches Handeln zu mißbilligen? Nur dadurch, daß ſie ſeit vielen Jahrhunderten von ihren Lehrern, ihren Prieſtern der Wahrheit und Natur entfremdet und an ein künſtliches „geiſtliches" Denken gewöhnt worden waren, das einſt unter einer heißeren Sonne in lebensfeindlichen Schwärmerköpfen entſtand. Die Pfaffen leiteten immer neue Geſchlechter in ein höchſt ſeltſames Glaubensgebäude hinein, weil ſie, die Pfaffen, in dieſem Gebäude einen bequemen Dienſt und beſetzten Tiſch fanden. Wenn das Lernen nicht leicht iſt, ſo iſt das Umlernen fürchterlich ſchwer, und ſo bekannte ſich denn eine Generation nach der andern zu einem paläſtiniſchen Jungfrauenſohn, der in der Abkehr von allem Irdiſchen, von allem lebendigen Leben die Erlöſung der Menſchen von dem Teufel, dem Herrn dieſer Erde, gefunden und ſie mit ſeinem Blute und Kreuzestode vom Zorne eines überirdiſchen Gottes losgekauft haben ſollte. Allerdings iſt dieſer Glaube ſo widerſinnig, daß ihn die Menſchen nicht völlig annehmen können, aber der ihnen aufgeredete

Halb- oder Viertelsglaube reichte doch hin, ihr Denken und Handeln zu verwirren.

Die allermeiſten Menſchen ſind feige; ſie paſſen ſich den Vorurteilen der Menge oder der Führer an; auch Goethe war keine Kampfnatur, aber jetzt richtete er ſich trotzig auf und entſchied ſich, ſeinen Weg allein zu gehen. Bisher hatte er das Bedürfnis der Einigkeit mit ſeiner Umgebung gehabt; jetzt entſagte er dieſem ſchönen Zuſtande. Es war nicht ſeine Gewohnheit, ſich im Stehen oder Sitzen irgendwo anzulehnen; jetzt mußte er auch auf die innere Anlehnung verzichten. Das beſagte aber auch, daß er es aufgab, die Andern zu belehren und zu bekehren, zu ſich heran zu ziehen.

Immer glaubt' ich gutmütig, von Andern etwas zu lernen,
Vierzig Jahr' war ich alt, da mich der Irrtum verließ.
Töricht war ich immer, daß Andre zu lehren ich glaubte.
Lehre Jeden du ſelbſt, Schickſal, wie er es bedarf!

Das andere große Erlebnis dieſes ſeines vierzigſten Jahres war die franzöſiſche Revolution geweſen. Eine äußerlich erkennbare Wirkung hatten die Ereigniſſe zu Paris und Verſailles in den deutſchen Vaterländern noch nicht und alſo auch nicht in Goethes Leben oder ſeinem Schaffen als Schriftſteller. Faſt unverſtändlich war der Satz, den er kurz vor der Abfahrt nach Venedig an Fritz Jacobi ſchrieb: „Daß die franzöſiſche Revolution auch für mich eine Revolution war, kannſt Du Dir denken.“ Das Inwiefern blieb er ſchuldig, aber es läßt ſich freilich denken, daß auch er von den ungeheuern und höchſt neuen Vorgängen erſchüttert wurde. Jede echte Revolution klärt uns auf, belehrt den Lernfähigen gewaltig. Was wir für feſt hielten, gleichſam zu den unveränderlichen Grundfelſen der Erde rechneten, erweiſt ſich plötzlich als zeitlich, vergänglich, ſchwächlich. Wir müſſen unſere Weltanſicht prüfen und berichtigen. In unſerer Umgebung iſt das vorher Unbeſtrittene plötzlich zum Streitgegenſtande geworden. Zwei entgegengeſetzte Parteien fordern von uns Heerfolge. Entziehen wir uns der einen wie der andern, ſo bedeutet Das den Entſchluß zur Einſamkeit und eine gewaltige Selbſtbehauptung. Goethe ſetzte jenen Satz an Jacobi merkwürdig fort. „Übrigens“, ſchrieb er, „ſtudiere ich die Alten und folge ihrem Beiſpiel, ſo gut es in Thüringen gehen will.“ Ein Altgrieche, Altrömer im Herzogtum Weimar? Damit erklärte er ſich als ſelbſtändige Macht oder, beſcheidener ausgedrückt, als ein abſeits von den Menſchen lebender Freier. Noch beſcheidener: als ein nur halb Anweſender.

*

Das Spiel des Schickſals hielt jetzt dieſen griechiſchen Deutſchen, dieſen freien Fürſtendiener in der Waſſer-Republik Venedig feſt: das Waſſer regierte diesmal von oben und unten, ſo viel regnete es jetzt in die Kanäle. Mehrere Tage war das Wetter ſo häßlich, daß man das Haus nicht verließ. Goethes Aufgabe aber war eine höchſt verdrießliche: Auf eine hohe Dame zu warten, der es gefiel, ſich unterwegs nach Herzensluſt aufzuhalten und noch jede Einladung anzunehmen. Wir bemerkten ſchon, daß unſer Poet ſich die Langeweile durch Verſemachen vertrieb.

Jupiter Pluvius, heut erſcheinſt du ein freundlicher Dämon;
Denn ein vielfach Geſchenk gibſt du in einem Moment:
Gibſt Venedig zu trinken, dem Lande grünendes Wachstum;
Manches kleine Gedicht gibſt du dem Büchelchen hier.

„Sankt Johannes im Kot“ heißt jene Kirche; Venedig
Nenn' ich mit doppeltem Recht heute Sankt Markus im Kot.

Haſt du Bajä geſehn, ſo kennſt du das Meer und die Fiſche.
Hier iſt Venedig: du kennſt nun auch den Pfuhl und den Froſch.
Unglückſelige Fröſche, die ihr Venedig bewohnet,
Springt ihr zum Waſſer heraus, ſpringt ihr auf hartes Geſtein.

Gieße nur, tränke nur fort, die rotbemäntelten Fröſche,
Wäſſre das durſtende Land, daß es uns Brocolli ſchickt.
Nur durchwäſſre mir nicht dies Büchlein! Es ſei mir ein Fläſchchen
Reinen Arraks, und Punſch mache ſich Jeder nach Luſt!

Alle Neun, ſie winkten mir oft — ich meine die Muſen —
Doch ich achtet' es nicht, hatte das Mädchen im Schoß.
Nun verließ ich mein Liebchen; mich haben die Muſen verlaſſen,
Und ich ſchielte verwirrt, ſuchte nach Meſſer und Strick.
Doch von Göttern iſt voll der Olymp! Du kamſt, mich zu retten:
Langeweile! Du biſt, Mutter der Muſen, gegrüßt!

Dichten iſt ein luſtig Metier; nur find' ich es teuer:
Wie dies Büchlein mir wächſt, gehn die Zechinen mir fort.

Eine ernſthaftere Aufgabe ſtellte die fremde Stadt doch auch: das Studium ihrer Kunſtwerke. Wenn das Wetter es immer erlaubte, gondelten oder wanderten die beiden Deutſchen herum, um ſich dann vor Bildern und Statuen müde zu ſtehen und zu ſehen; die Beiden, denn Paul Götze mußte die ganze venetianiſche Kunſtgeſchichte zur Geſellſchaft mit erlernen. Sein Meiſter aber hatte zu ſeinem eigenen Unterricht das vortreffliche Werk ‚Della pittura Veneziana‘ des Grafen Zanetti zur Hand. Eine große Anzahl Kirchen, Schulen und Paläſte wurden der Reihe nach beſucht; unter Schulen verſtand man hier die Verſammlungshäuſer von Gilden, Brüderſchaften, Stiftungen; ſie waren oft von Alters her wie an Gelde ſo auch an Kunſtwerken reich. Da Goethe diesmal die geſchichtliche Entwicklung der Malerei beſſer erkennen wollte, ſo zog ihn die Sankt Georgskirche der Griechen zuerſt und beſonders an; ihre halb morgenländiſchen, faſt „indianiſch“ [1]) anmutenden Gemälde mißfielen ihm; er empfand ſie als Werke eines trocknen Mönchs-Bigottismus, aber ſie waren doch das Älteſte der chriſtlichen Malerei, und zuweilen waren ſie auch ſchon mit einem ſehr leichten und fertigen Pinſel gemalt. Wie ſonderbar zeigte ſich hier die Madonna! Die Stirnknochen über den Augen ſehr ſtark, die Augen übermäßig groß und lang geſchlitzt, das Naſenbein ſchmal, aber erhöht, die Naſenſpitze fein, der Mund übermäßig klein und nur in der Mitte der Lippe breit. Solche fremdartigen Gemälde konnten wohl nur in einer Zeit entſtehen, wo das Bild als ſolches etwas Seltenes, Koſtbares, Heiliges war. Damals hat man gewiß weltliche Gegenſtände gar nie abgebildet, ſondern die heiligen Dinge gewannen, indem ſie in Gemälde verwandelt wurden, dadurch noch neue Verehrung. So amalgamiert war damals der Begriff von Religion und Kunſt! Eine höchſt jungfräuliche Kunſt — der aber auch Alles fehlt, was gereifte, entwickeltere Sinne gewähren.

---

[1]) Indiſch.

Goethe machte ſich viele Gedanken über die auf ſolche Anfänge folgenden Epochen der Kunſt: die Kirche blieb immer ihre Herrſcherin; die männlichſten unter den Künſtlern konnten ſich nur durch Liſt einige Freiheit ſuchen: indem ſie die Nebenfiguren heimlich für ſich ſelber zur Hauptſache machten oder indem ſie eine Menge Menſchen, eine große Architektur, eine weite Landſchaft zum chriſtlichen Wunder oder Märtyrerleiden hinzumalten; dazu reizte ja auch vielmals ſchon der große Raum, den die Auftraggeber ausgefüllt haben wollten.

Goethe ſchaute, dachte, las, ſchaute wieder; aber man wird endlich auch müde, einem Tizian, Tintoretto und Paul Veroneſe in alle Farbenkünſte und ſonſtige Feinheiten zu folgen. Die bequemſte Erholung nach ſolcher Anſtrengung iſt das abſichtsloſe Spazieren und Gaffen auf den Plätzen und Gaſſen. Auch Das iſt lehrreich. Hier mußte man Vieles wiederfinden, was die alten Maler zu ihrem Vergnügen auf ihren Tafeln mit angebracht haben; hier trieben ſich ja die Urenkelſöhne, Urenkeltöchter ihrer Modelle in fröhlichem Leben umher.

Müde war ich geworden, nur immer Gemälde zu ſehen,
  Herrliche Schätze der Kunſt, wie ſie Venedig bewahrt.
Denn auch dieſer Genuß verlangt Erholung und Muße;
  Nach lebendigem Reiz ſuchte mein ſchmachtender Blick.
Gauklerin! Da erſah ich in dir zu den Bübchen das Urbild,
  Wie ſie Johannes Bellin reizend mit Flügeln gemalt,
Wie ſie Paul Veroneſe mit Bechern dem Bräutigam ſendet,
Deſſen Gäſte getäuſcht Waſſer genießen für Wein.

Da zog nämlich ein Akrobat in den Kirchſpielen herum mit ſeinen vier Kindern, die er von frühester Kindheit abgerichtet hatte; wo ihm genug Menſchen nahe ſchienen, ward in die Trompete geblaſen, ein Teppich ausgebreitet; die Nachbarn ſchlürften herbei, die Vorſtellung begann. Eins der kleinen Mädchen trug den ſonderbaren Namen Amerikana, ein andres, das neckiſchſte, das wohl auch das jüngſte war, hieß Bettina. Goethe hatte ſeine Luſt an dieſen behenden Kindern, ihren Schlangenwindungen, ihren furchtloſen Wagniſſen; Bettina konnte ihn, da ſie ihren Formen nach ſo gut noch Knabe wie Mädchen war, an Mignon erinnern, nur daß dies Kind Venezias ein höchſt vergnügtes Weſen war, auch ſehr bereitwillig, mit dem Vater zu arbeiten. Ja, der Alte verſtand aber auch ſeine Sache.

Vier gefällige Kinder haſt du zum Gaukeln erzogen,
  Alter Gaukler, und ſchickſt ſie nun zum Sammeln umher.
„Meine Güter trag' ich bei mir“: ſo ſagte der Weiſe;
  „Meine Güter“, ſagſt du, „hab' ich mir ſelber gemacht.“

Far Bottegha, Werkſtätte machen, nannten es die Leutchen, wenn ſie mit Kreide auf den Steinen den Raum bezeichneten, den ſie für ſich brauchten, den alſo die Zuſchauer frei machen mußten. Goethe ſtellte ſich mit Willen ungeſchickt dahin, wo er nicht bleiben durfte.

Gern überſchreit' ich die Grenze, mit breiter Kreide gezogen.
  Macht ſie Bottegha, das Kind, drängt ſie mich artig zurück.

Zuweilen war es gräßlich anzuſehen, wie bei den Kunſtſtücken die roſenfarbenen Geſtalten durcheinander wirbelten, aber auch dann erinnerten ſie an Bilder, wohlbekannte Bilder:

So verwirret mit dumpf-willkürlich-verwebten Geſtalten,
  Hölliſch und trübe geſinnt, Breughel, den ſchwankenden Blick;
So zerrüttet auch Dürer mit apokalyptiſchen Bildern,
  Menſchen und Grillen zugleich, unſer geſundes Gehirn.
So erreget ein Dichter, von Sphinxen, Sirenen, Kentauren
  Singend, mit Macht Neugier in dem verwunderten Ohr;
So beweget ein Traum den Sorglichen, wenn er zu greifen,
  Vorwärts glaubet zu gehn, Alles veränderlich ſchwebt;
So verwirrt uns Bettine, die holden Glieder verwechſelnd;
  Doch erfreut ſie uns gleich, wenn ſie die Sohlen betritt.

Wie von der künſtlichſten Hand geſchnitzt das liebe Figürchen,
  Weich und ohne Gebein, wie die Molluska nur ſchwimmt!
Alles iſt Glied und Alles Gelenk und Alles gefällig,
  Alles nach Maßen gebaut, Alles nach Willkür bewegt.
Menſchen hab' ich gekannt und Tiere, ſo Vögel als Fiſche,
  Manches beſondre Gewürm, Wunder der großen Natur,
Und doch ſtaun' ich dich an, Bettine, liebliches Wunder,
  Die du Alles zugleich biſt, und ein Engel dazu!

Alles ſeh' ich ſo gerne von Dir; doch ſeh' ich am liebſten,
  Wenn der Vater behend über dich ſelber dich wirft,
Du dich im Schwung überſchlägſt und, nach dem tödlichen Sprunge
  Wieder ſteheſt und läufſt, eben, ob nichts wär' geſchehn.

Wenn ſie aber zum Einſammeln kam und ihn bittend anſchaute, da hätte er ſie am liebſten aufgehoben und geküßt.

„Ich empfehle mich euch, ſeid wacker!“ ſagſt du und reicheſt
  Mir dein Tellerchen dar, lächelſt und dankeſt gar ſchön.
Ach, empfohlen biſt du genug, und wärſt du nur älter,
  Wacker wollten wir ſein, wach bis zum Krähen des Hahns.

Zugleich ſah er, wie das Kind Allen gefiel, den alten Weibern ſo gut wie ihm, Vornehmen wie Geringen; es freuten ſich Kinder und Große, wo ſie unter den Ihrigen ſich zeigte.

Schon entrunzelt ſich jedes Geſicht: die Furchen der Mühe,
Sorgen und Armut fliehn, Glückliche glaubt man zu ſehn.
Dir erweicht ſich der Schiffer und klopft dir die Wange; der Säckel
Tut ſich dir kärglich zwar, aber er tut ſich doch auf,
Und der Bewohner Venedigs entfaltet den Mantel und reicht dir,
Eben als flehteſt du laut bei den Mirakeln Antons,
Bei des Herrn fünf Wunden, dem Herzen der ſeligſten Jungfrau,
Bei der feurigen Qual, welche die Seelen durchfegt.
Jeder kleine Knabe, der Schiffer, der Höke, der Bettler
Drängt ſich, und freut ſich bei dir, daß er ein Kind iſt wie du.

„Welch ein Wahnſinn ergriff dich Müßigen? Hältſt du nicht inne?
Wird dies Mädchen ein Buch? Stimme was Klügeres an!“
Wartet, ich ſinge die Könige bald, die Großen der Erde,
Wenn ich ihr Handwerk einſt beſſer begreife wie jetzt.
Doch Bettinen ſing ich indes, denn Gaukler und Dichter
Sind gar nahe verwandt, ſuchen und finden ſich gern.

*

Die Freude an der halbwüchſigen Springerin war doch nur eine angenehme Unterbrechung ernſthafter Studien[1]. An die ſogenannte Geſellſchaft vergeudete er ſchon gar keine Zeit. Die Adligen der Stadt verhielten ſich ſpröde gegen die Fremden: Das war dieſem

---

[1] Vielleicht ſteckt hinter dieſen vielen Verſen nur der Eindruck einer einzigen angenehmen Viertelſtunde. „Gaukler 5 Soldi“ ſagt das Ausgabenbuch unter dem 21. April.

Fremden nach Wunſch. Nur mit dem alten Zucchi ging er viel um, einem Bruder von Angelikas Eheherrn. Dieſer Zucchi mußte ihm Vorträge über den Adreßkalender halten, nämlich über die Verfaſſung ſeiner Heimat, über alle die Ämter und Würden, über die Mängel und die noch übrigen Vorzüge dieſer altehrwürdigen und altersſchwachen Republik. Daneben las Goethe Geſchichtswerke über die vormaligen Taten und Leiden dieſer Waſſerbürger. Alles in Allem war Das die vortrefflichſte Vorbereitung auf den größten Feiertag der Stadt: den Himmelfahrtstag, wo ſich die jährliche Vermählung des Dogen mit der Adria vollzog[1]. Die große Waffenſammlung und -werkſtatt des Staates ward auch wieder beſucht. Auf der Schiffswerft waren zwei neue Kauffahrer in Arbeit, von denen der eine auf 19000 Dukaten geſchätzt wurde. Ein andermal konnte man ſich von einem däniſchen Kapitän ſein Schiff, die Jungfrau Anna, zeigen laſſen.

Als Kunſt-Erzeugniſſe Venedigs, die über die ganze Erde verhandelt wurden, waren Spiegel und andere Glaswaren berühmt. Am 15ten April fuhren Goethe und Götze zur Inſel Murano, um dieſe Fabrikation mit anzuſehen. Jetzt wurden nur noch an zwei Tagen der Woche Spiegel geblaſen, wirklich geblaſen: bei Johann Mota von Leuten, die ſich einer großen Lungenkraft erfreuten. Man blies ſie in Zylindern von 3 bis 4½ Fuß, die dann durchſchnitten und als Platten abgekühlt wurden; dieſe geblaſenen Spiegel waren kleiner als die gegoſſenen franzöſiſchen und deutſchen, aber ſie galten für reiner und feiner. In etwa dreißig anderen Häuſern der Inſel wurden dann noch allerlei Arten von Glaswaren und namentlich auch die berühmten gläſernen Blumen hergeſtellt. Dieſe letzteren waren erſtaunliche Leiſtungen. In vielen Tiegeln ſtand flüſſiges Glas auf dem Feuer und ſah in allen Töpfen übereins aus; der Blumenmacher nahm bald aus dieſem oder jenem Tiegel; erſt beim Erkalten zeigten ſich die Farben. Übrigens wuchſen auf dieſer Glasblumen-Inſel auch natürliche Blumen, denn hier blieb Raum für ſchöne Gärten, ſo daß Mancher aus der Stadt hierher fuhr, um ſich einmal wieder an friſchem Grün zu erfreuen.

---

[1] Wir haben kein Zeugnis, daß Goethe ſie mit angeſehen, aber wer könnte es bezweifeln?

Es verſteht ſich, daß auch der Lido wieder beſucht wurde; am 22ten April geſchah es. Diesmal war es Götze, der, als ſie die Höhe der Landzunge erſtiegen, zum erſten Male das Meer erblickte: „Die ungeheure Meeresfläche, mit Hunderten von großen und kleinen Schiffen beſtreut“.

Als ſie dann herumſpazierten und auch an den Fleck kamen, wo die Juden begraben wurden, ſah Götze ein weißes Schädelſtück im Sande blinken, hob es auf und präſentierte es ſeinem Herrn im Scherze als einen Judenkopf. Dieſer ſah genauer zu, erkannte leicht einen halben Schafſchädel, ſah noch genauer zu, und eine Entdeckung beglückte ihn! Denn hier erkannte er mit leiblichen und geiſtigen Augen, daß der Schädel (der Tiere und des Menſchen) aus Wirbelknochen beſteht, alſo eine Fortſetzung und Umwandlung der Wirbelſäule iſt. Ein ſtarkes Zeugnis für die Entwicklungsfähigkeit der Formen! Ein ſtarker Beweis für die Entwicklungsgeſchichte: die drei hinterſten Schädelknochen hatte Goethe ſchon früher mit der Wirbelſäule in Verbindung gebracht; jetzt aber gewahrte er plötzlich, daß noch drei weitere Wirbel im Schädel enthalten ſeien: das Gaumenbein, der Oberkiefer und der Zwiſchenknochen; er ſah die Übergänge. Er konnte weiter erkennen, wie die mächtigen Sinneswerkzeuge des Kopfes auf die Geſtaltung dieſer Wirbelmaſſen eingewirkt haben. Dieſe Entdeckung gehörte in ſeine künftige Schrift über die Metamorphoſe der Tiere[1]).

---

[1]) Goethe ſäumte jedoch lange, dieſe Entdeckung bekannt zu geben, erfuhr alſo auch keine kalte Ablehnung von den Fachleuten, wie ihm beim Zwiſchenkieferknochen geſchehen war. Im Jahre 1806 gewann Oken ganz dieſelbe Erkenntnis an einem Hirſchkuhſchädel, den er bei einer Brockenbeſteigung fand; 1807 ſprach er ſie in ſeiner jenaiſchen Antrittsrede aus. Goethe folgte ihm darin erſt 1820 und 23. Später, nach Goethes Tode, kam es zu bedauerlichen Angriffen des vorher zu Unrecht beſchuldigten Oken gegen Goethe, als ob Dieſer die Idee von ihm erſt übernommen habe. Sie iſt aber ſogleich nach jener Szene auf dem Lido, in zwei Briefen angedeutet. An Charlotte v. Kalb ſchreibt Goethe am 30. April: „Sagen Sie Herdern, daß ich der Tiergeſtalt und ihren mancherlei Umbildungen um eine ganze Formel näher gerückt bin und zwar durch den ſonderbarſten Zufall. Auch hab' ich durch die Betrachtung der Fiſche und Seekrebſe viel gewonnen.“ Jener Schafſchädel findet ſich noch heute im Goethe-Nationalmuſeum. — Goethes Wirbeltheorie hat lange Zeit Fachgelehrten als eine gute „Arbeitshypotheſe“ gegolten; ſpäter wurde ſie angezweifelt, doch genießt ſie noch heute Anſehen.

*

„Ich habe aber auch geſehen, geleſen, gedacht, gedichtet, wie ſonſt nicht in einem Jahre“ ſchrieb Goethe über dieſe Wochen an Karoline Herder. Er verſchwieg auch den Grund ſolcher Geiſtesanſtrengung nicht: kein Freund, keine Geliebte zog ihn in Zerſtreuungen hinein.

Das vorige Mal, als er im Oktober 1786 in dieſer Stadt herumwanderte, beſaß Charlotte v. Stein ſein Herz; für ſie zugleich ſammelte er ſeine Eindrücke, wie ein Ehemann weniger für ſich als für ſeine Familie Reichtümer erwirbt. Jetzt konnte er kein Tagebuch mehr für dieſe andere Hälfte ſeines Weſens ſchreiben und keine große Kiſte mit allerlei Gaben für ſie vorbereiten.

Eine Liebe hatt' ich: ſie war mir lieber als Alles!
Aber ich hab' ſie nicht mehr! Schweig' und ertrag den Verluſt!

Dem Verluſt ſtand der ſchöne Gewinn gegenüber, daß er ſich diesmal zu einem Schätzchen ſehnen konnte, das ihm zwar wenig Seelengemeinſchaft, aber recht viele irdiſche Freuden verſprach, herzliche und echte Freuden. Wie ſehr er jenes unwiſſende Mädchen und ihr Kindchen liebte, war ihm nie ſo deutlich geworden als jetzt, wo er ſie in weiter Ferne denken mußte. Chriſtiane ſollte ihre Brieflein bei Herrn Herder abgeben; aber dieſer Freund war eben jetzt ſchwer krank, und ſeine Frau fand nicht viel Zeit, an Goethe zu ſchreiben; es dauerte alſo lange, ehe Goethe irgend ein Lebenszeichen von ſeinen Nächſten bekam. Als er es endlich in der Hand hielt, las er, daß es ſeinem Bübchen nicht gut gehe. Es handelte ſich nur um eine der zu erwartenden Kinderkrankheiten, aber „ich bin noch nicht daran gewohnt“ ſagte er ſich, um ſeine Unruhe vor ſich ſelber zu entſchuldigen. Der nächſte Brief meldete, daß der Kleine wieder wohlauf ſei: nun konnte der Vater ſich wieder ſorglos die vergangenen und künftigen Freuden mit ſeinem Chriſtelchen ausmalen.

Hätte er denn nicht auch hier recht bequem nach einem zeitweiligen Chriſtelchen greifen können? Sie ſtrichen ihm ja am Ärmel vorbei, nickten ihm zu, lächelten, flüſterten. Oder verdienen dieſe willigen Geſchöpfe nur Abſcheu, Verachtung, grobe Abweiſung? O nein! Wenn wir ſonſt gegen alle Welt uns des beſten Willens befleißigen, wie ſollten wir es nicht auch gegen die Eidechslein tun, die aus ihren Schlupfwinkeln heraus ſchlüpfen, über die Steine des Wegs eilen und dann wieder im Dunkel einer Ritze verſchwinden? Es machte Goethen Spaß, die leichten Dirnen als Eidechſen, Lacerten, anzuſehen.

Wer Lacerten geſehn, Der kann ſich die zierlichen Mädchen
  Denken, die über den Platz fahren dahin und daher.
Schnell und beweglich ſind ſie und gleiten, ſtehen und ſchwatzen,
  Und es rauſcht das Gewand hinter den Eilenden drein.
Sieh, hier iſt ſie und hier! Verlierſt du ſie einmal, ſo ſuchſt du
  Sie vergebens; ſo bald kommt ſie nicht wieder hervor.
Wenn du aber die Winkel nicht ſcheuſt, nicht Gäßchen und Treppchen,
  Folg’ ihr, wie ſie dich lockt, in die Spelunke hinein.

Das Wort Spelonca bedeutet faſt ſo viel wie Räuberhöhle, aber in der ariſtokratiſchen Republik Venedig wurden keine Verbrecher geduldet, und ſo wollte eine Spelunke hier nur ein Kaffeehaus der

Nebengaſſen beſagen, ein Haus, wo Männer und Weiber ſich im Dunkeln fühlten.

„Seid Ihr ein Fremder, mein Herr, bewohnt Ihr Venedig?“
ſo fragten
Zwei Lacerten, die mich in die Spelunke gelockt.
„Ratet!“ — „Ihr ſeid ein Franzos? Ein Napolitaner?“
ſo ſchwatzten
Hin und wieder die Zwei, ſchlürften den Kaffee hinein.

Zwei der feinſten Lacerten, ſie hielten ſich immer zuſammen;
Eine beinahe zu groß, eine beinahe zu klein.
Siehſt du beide zuſammen, ſo wird die Wahl dir unmöglich;
Jede beſonders, ſie ſchien einzig die ſchönſte zu ſein.

Heilige Leute, ſagt man, ſie wollten beſonders dem Sünder
Und der Sünderin wohl. Geht's mir doch eben auch ſo!

„Wär' ich ein häusliches Weib und hätte, was ich bedürfte,
Treu ſein wollt' ich und froh, herzen und küſſen den Mann!“
So ſang unter andern gemeinen Liedern[1]) ein Dirnchen
Mir in Venedig, und nie hört' ich ein frömmer Gebet.

Liebe flößeſt du ein und Begier; ich fühl' es und brenne.
Liebenswürdige nun flöße Vertrauen mir ein!

Da eben fehlte es! Goethe war ſo viel Jahre ängſtlich-vorſichtig geweſen: wie hätte er ſich jetzt hinreißen laſſen können, wo er nun auch ſein deutſches Liebchen vor der böſeſten Krankheit zu ſchützen hatte und wo er in Gedanken ſchon die Vorfreude genoß auf die Abende, die ihm ſein Chriſtelchen aufſparte. Immer wieder freute er ſich dieſer Hoffnung, dieſes Beſitzes.

---

[1]) D. h. Volksliedern.

Welch' ein Mädchen ich wünſche zu haben? Ihr fraget mich? Ich hab' ſie,
Wie ich ſie wünſche! Das heißt, dünkt mich, mit Wenigem Viel.
An dem Meere ging ich und ſuchte mir Muſcheln. In einer
Fand ich ein Perlchen. Es bleibt mir am Herzen verwahrt.

Lange ſucht' ich ein Weib mir; ich ſuchte, da fand ich nur Dirnen.
Endlich erhaſcht' ich Dich mir, Dirnchen: da fand ich ein Weib.

Ob erfüllt ſei, was Moſes und die Propheten geſprochen,
An dem heiligen Chriſt, Freunde, Das weiß ich nicht recht.
Aber das weiß ich: erfüllt ſind Wünſche, Sehnſucht und Träume,
Wenn das liebliche Kind ſüß mir am Buſen entſchläft.

O wie achtet' ich ſonſt auf alle Zeiten des Jahres,
Grüßte den kommenden Lenz, ſehnte dem Herbſte mich nach!
Aber nun iſt nicht Sommer noch Winter, ſeit mich Beglückten
Amors Fittich bedeckt, ewiger Frühling umſchwebt.

„Sage, wie lebſt du?“ — „Ich lebe! Und wären hundert und hundert
Jahre dem Menſchen gegönnt, wünſcht' ich mir morgen wie heut.

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie: nun iſt dies Mädchen mein Glück!
Iſt auch Dieſes ein Irrtum, ſo ſchont mich, ihr klügeren Götter,
Und berechnet mir ihn erſt drüben am kalten Geſtad'!

Wunderlich vermiſchten ſich dem Liebenden Luſt und Leid; die Freude am Gewonnenen verwandelt ſich in Sehnſucht, ſobald uns die Entfernung bewußt wird. Kein Fleck in der Natur iſt ſo ſchön, daß man nicht den Händedruck der Geliebten, den Blick in ihre Augen vorzöge. Wie wenig lockten unſern Italienfahrer doch diesmal die herrlichen Städte Florenz, Rom und Neapel!

Glänzen ſah ich das Meer und blinken die liebliche Welle,
  Friſch mit günſtigem Wind zogen die Segel dahin.
Keine Sehnſucht fühlte mein Herz; es wendet rückwärts
  Nach dem Schnee des Gebirgs bald ſich der ſchmachtende Blick
Südwärts liegen der Schätze wie viel! Doch einer im Norden
  Zieht, ein großer Magnet, unwiderſtehlich zurück.

Weit und ſchön iſt die Welt, doch o wie dank' ich dem Himmel,
  Daß ein Gärtchen, beſchränkt, zierlich, mein eigen gehört!
Bringt mich wieder nach Hauſe! Was hat ein Gärtner zu reiſen!
  Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er ſein Gärtchen beſorgt.

In einen Brief an Karoline Herder fügte er dieſe Verſe von ſeinem „Gärtchen" ein; er hatte das Bedürfnis, wenigſtens vor ſeinen nächſten Freunden auszuſprechen, wie wert ihm dies Mädchen war. Und als Herder ihm ein gutes Wort über Chriſtiane und Auguſtchen ſchrieb, antwortete er ſehr erfreut:

Für die Geſinnungen gegen meine Zurückgelaſſnen danke ich Euch von Herzen. Sie liegen mir ſehr nahe, und ich geſtehe gern, daß ich das Mädchen leidenſchaftlich liebe. Wie ſehr ich an ſie geknüpft bin, habe ich erſt auf dieſer Reiſe gefühlt.

Sehnlich verlange ich nach Hauſe. Ich bin ganz aus dem Kreiſe des italieniſchen Lebens gerückt.

*

Der Herzogin Amalie fiel dagen die Trennung vom Süden ſehr ſchwer. Endlich näherte ſie ſich doch den Lagunen Venedigs.

Als ihr Vorläufer erſchien am 5ten Mai der Maler Heinrich Meyer, den ſie von Rom aus mitgenommen hatte. Goethe war ſehr glücklich, als er dieſen Mann wieder in ſeine Arme ſchloß: hatte er doch ſeit Monaten für ſein Leben gefürchtet! Nun durfte man hoffen, daß Meyers Mutter und Schweſter ihm am Züricher See daheim vollends ſeine frühere Kraft wieder anpflegen würden.

Am Abend des 6ten Mai kam die Herzogin mit ihrer Geſellſchaft endlich an; auch Bury gehörte zu ihren Reiſegenoſſen. Nun begleitete Goethe zwei Wochen lang dieſe Dame als ein Führer zu allem Sehenswürdigen. Oder er las ihr vor, auch ſeine neuen Epigramme, denn nach dem Geſchmack der Herzogin waren ſie. Goethe ſelbſt empfand es als großen Vorteil, daß er nun, ſelber gut vorbereitet, mit den Malern Bury und Meyer noch einmal vor der ganzen venetianiſchen Malerei vorbei wanderte. Förderlich und ſehr erfreulich aber ward ihm ſogar auch eine Berührung mit der vornehmen Welt, die man der Herzogin verdankte, denn der franzöſiſche Geſandte, Marquis Marc Marie de Bombelles, konnte ihnen zu mancher Sehenswürdigkeit Zutritt verſchaffen, die Fremden ſonſt verſchloſſen blieb. Außerdem veranſtaltete er in ſeinem Palaſte am Großen Kanal die ſchönſten Unterhaltungen. Es war für unſere Geſellſchaft allemal ein Feſt, wenn ihre Gondeln vor ſeinen Treppen anlegten, die Diener herbeieilten, ſie ehrenvoll zu empfangen, wenn dann der freundliche Hausherr ihnen entgegentrat, um ſeine Gäſte mit feinſten Genüſſen zu bewirten. Er war früher franzöſiſcher General geweſen, hatte dann als Diplomat in Regensburg und Liſſabon gelebt und ſchien nun hier das beneidenswerteſte Daſein zu verbringen. Nur freilich durfte man nicht an die Revolution in Paris, an das mögliche oder vielmehr wahrſcheinliche böſeſte Fortſchreiten dieſes erwachten Ungeheuers denken.

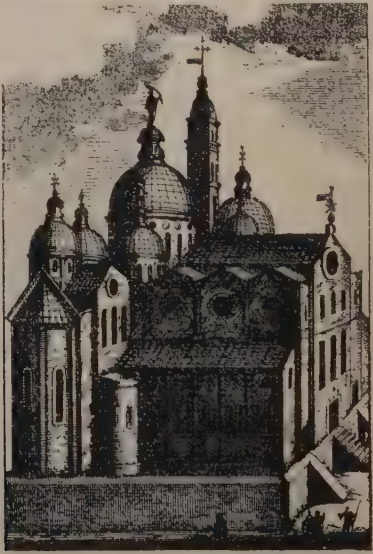
*

Am 22ſten Mai ging es zu Waſſer nach Padua. Viele Gemälde wurden beſehen, auch der Botaniſche Garten und auch der merkwürdige Kreuzgang an jener Kirche der heiligen Juſtina, wo Goethe ſich einſt ſo weltverlaſſen gefühlt hatte.

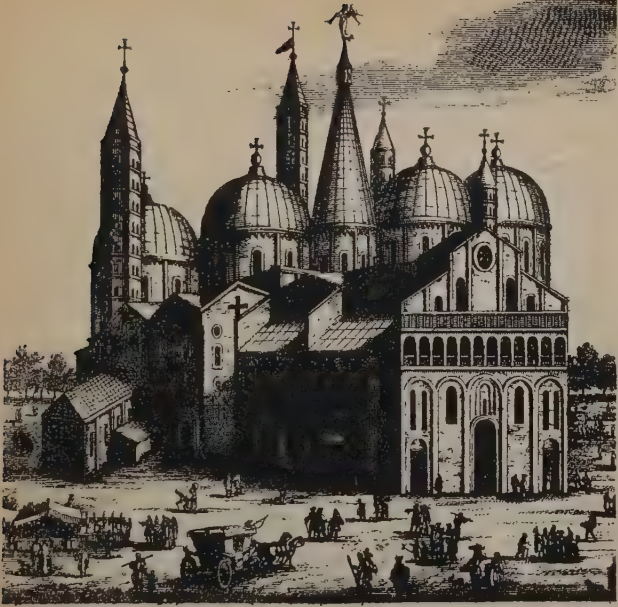
Am 24ſten traf man in Vicenza ein; die Rotonda und die Wallfahrtskirche auf dem Monte Berico wurden am nächſten Tage beſucht.

Verona ward in den nächſten zwei Tagen durchwandert; der erſte Weg führte zur berühmten Arena.

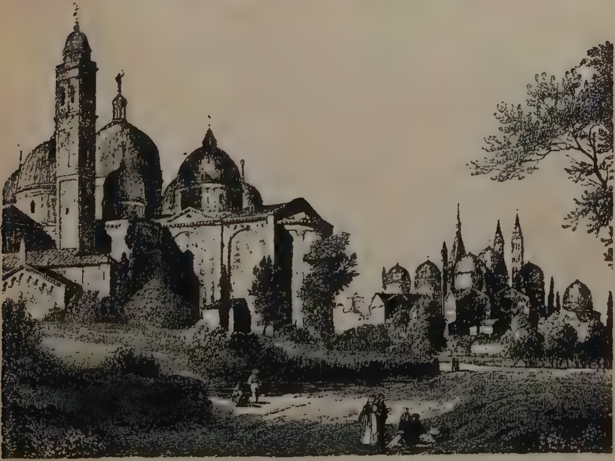
Am 28ſten Mai unternahmen ſie einen Ausflug nach Mantua, wo auch Goethe noch nicht geweſen war. Dieſe Feſtung, ſeit einigen Menſchenaltern in öſterreichiſchen Händen, lag in einem See oder Sumpfe, war deshalb einen großen Teil des Jahres ungeſund und ward auch nur noch von zehntauſend Menſchen bewohnt. Kunſtwerke aus beſſeren Zeiten gab es hier noch viele. Unſere deutſchen Freunde beſuchten die Stadt, wie ſie Vicenza beſucht hatten: wegen eines Künſtlers, deſſen Spuren hier auf Schritt und Tritt zu finden waren. Raffaels beſter Schüler und Mitarbeiter war Giulio Pippi aus Rom geweſen, bekannter unter dem Namen Giulio Romano. Nach großen Leiſtungen in ſeiner Vaterſtadt ward er vom Herzog Federigo Gonzaga nach Mantua berufen, wo er dann zweiundzwanzig Jahre lang als der herrſchende Baumeiſter und Maler wirkte. Er konnte im Großen ſchaffen: Paläſte bauen, Dome umgeſtalten, Freskenbilder in Reihen angeben und malen. Viel davon war ſeit ſeinem Tode (in Luthers Sterbejahre 1546) durch Soldatenhand geraubt oder zerſtört worden; aber es lohnte ſich noch ſehr, den ehemals herzoglichen Palaſt und den Palaſt del Te zu beſuchen, da die Plündernden die auf die Wände ge-



Die Antoniuskirche in Padua

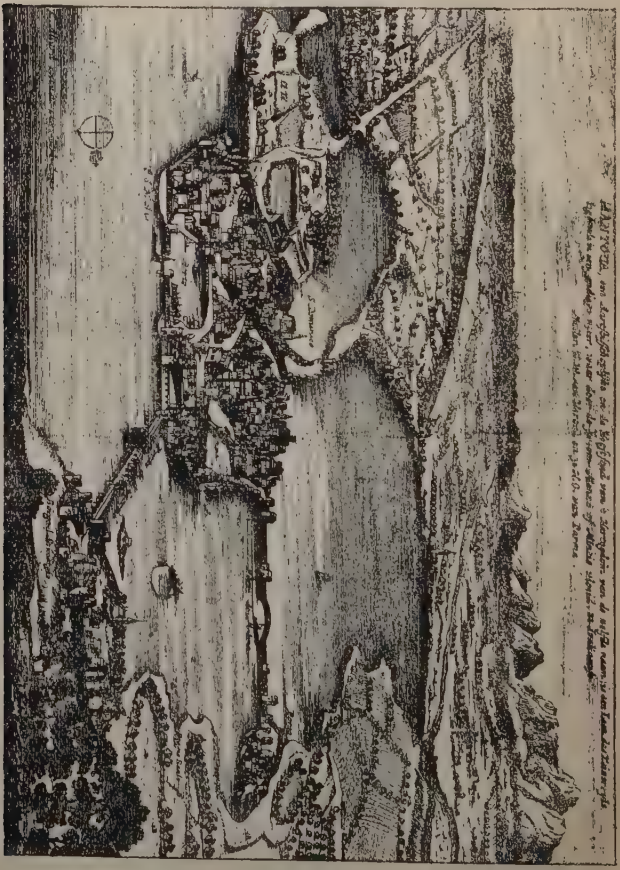


Die Kirche der heiligen Justina in Padua



Padua

malten Bilder wohl hatten ſitzen laſſen müſſen. Da war im herzoglichen Palaſt noch ein berühmtes Fresko von Phöbus und dem Wagen der Aurora; „die Pferde ſind voll Bewegung und Feuer“ bezeugt Volkmann. Im Palaſt del Te ſah man den Fall Phaetons und



Mantua

den Sieg Jupiters über die Titanen, die den Himmel ſtürmen wollten, die Hochzeit der Pſyche und Anderes, was zum Teil ſchon durch Stiche bekannt war. Einige andere Bilder gefielen der Herzogin ſo gut, daß ſie Kopien davon durch Bury verlangte, denn dieſer ihr ſo angenehme Menſch ſollte doch noch einige Zeit in Italien bleiben, ehe er als Mitglied der künftigen weimariſchen Künſtler-Republik berufen werden konnte. Welch' ein Schmerz für den leidenſchaftlich lebhaften Bury, als Goethe ihm verkündete: man werde ſich hier von ihm ohne Abſchiedsſzene trennen: er dürfe bei der letzten gemeinſamen Mahlzeit kein Zeichen der Trauer von ſich geben! Er mußte an die Arbeit gehen und die Aurora abmalen, während die Wagen der Freunde davon rollten.

*

Meyer hatte ſeinen Weg nach Zürich bereits angetreten, und ſo fuhren denn nun die Weimariſchen am 1ſten Juni allein von Verona ab, Goethe mit ſeinem Paul Götze wieder im Chäschen, die Herzogin mit den Ihren im großen Reiſewagen. Oft aber ſaß auch der Dichter bei der Fürſtin und tröſtete ſie mit ſeinen Reden über das Zurückbleiben des ſüdlichen Paradieſes und erweckte ihr Hoffnungen auf künftiges Wohlſein in Weimar. Denn ſie fürchtete ſich faſt vor der Heimat; ihr erſchien es oft ſo, als erwarte ſie im dunkeln Norden nur noch ein langweiliges graues Alter und ein ſteinernes Grab in der kalten Kirche. „Wir wollen uns ein Italien um uns ſchaffen“ war dann der gemeinſame Vorſatz.

Bei ſchönſtem Wetter fuhren ſie durch Tirol. In Innsbruck jedoch erlebten ſie, als ſie abends im Gaſthof ſaßen, einen großen Schrecken. Ein Fremder erzählte ſo nebenbei: Herder ſei geſtorben, zum Leidweſen Aller, die ihn gekannt hätten.

Man ſträubte ſich, die Nachricht zu glauben, aber man wußte freilich, daß der Freund ſchwer krank geweſen war, und der Fremde verſicherte, was er ſage, habe in der Augsburgiſchen Zeitung geſtanden. Betrübt ging man zu Bett; nur der junge Arzt der Herzogin, Dr. Huſchke, blieb auf und ſuchte alle Zeitungen zuſammen. Nirgends ſtand Herders Name, dagegen fand er, daß Heinicke in Leipzig geſtorben war zum Leidweſen Aller, die ihn gekannt hatten. Samuel Heinicke war der erſte große Taubſtummenlehrer Deutſchlands. Daß jener Fremde Herdern mit Heinicken verwechſelt habe, hoffte und glaubte man; immerhin war es zweifelhaft.

Vom 5ten bis 7ten Juni verweilte man in Innsbruck, denn Herzogin Amalie beſuchte dort die öſterreichiſche Erzherzogin Maria Eliſabeth, eine der vielen Schweſtern des kürzlich verſtorbenen Kaiſers Joſeph des Zweiten.

In Augsburg erweckte ein Brief Herders helle Freude: alſo lebte er doch noch! Goethe erwiderte ſogleich: „Es war ein verfluchter Begriff, wenn ich mir einige Augenblicke denken mußte, daß Du abgetreten ſeiſt.“ In Herders Briefe ſtanden betrübende Nachrichten, aber die Hauptſache war doch, daß der alte Freund fähig geweſen war, ſie zu ſchreiben.

Auch ein Brief des Herzogs wartete auf Goethe und enthielt die Einladung zu einem ganz großen militäriſchen Schauſpiel, einem preußiſchen Militärlager in Schleſien. Darunter war die Einleitung eines Krieges mit Öſterreich zu verſtehen, allerdings nur die Einleitung; man hoffte, ſich zu vertragen, ehe die Kanonen losgingen. Die Staatsweiſen nannten die Sache eine „bewaffnete Negotiation“.

*

Schon von Verona aus hatte Goethe an Knebel in Ansbach geſchrieben, ob er nicht nach Nürnberg kommen wolle, um mit den weimariſchen Durchreiſenden ein paar Tage zu verbringen. Jetzt, durch Herders Brief erfuhr er, welcher Schlag dieſen ſchon längſt vom Schickſal angefeindeten Freund betroffen hatte. Knebel hatte bei ſeinem Weggange aus Weimar in Ansbach ſeine alte Mutter, ſeine junge Schweſter Henriette und von ſeinen Brüdern den jüngſten, Max, wiedergefunden. Max ſtand als Rittmeiſter in der kleinen Ansbachiſchen Armee, mußte ſich aber auch im Hofdienſt betätigen und hatte kürzlich den Markgrafen und deſſen Geliebte, eine Engländerin, auf einer italieniſchen Reiſe begleitet. Eines Tages gingen nun der heimgekehrte Karl und Max im nahen Wäldchen ſpazieren; Karl, von Goethe zu allem Naturwiſſenſchaftlichen angeſtiftet, betrachtete gerade die merkwürdigen Mooſe an einem Baumſtamme, als ein Schuß knallte: ſein Bruder lag als Leiche da! Karl ſchrie: „Mörder! Mörder!“, rannte, den Mörder zu verfolgen, rief Bauern herbei und merkte dann erſt, daß Max die Piſtole in der Hand hielt. Nun grübelte er Tage, Wochen lang über die Gründe dieſes Selbſtmords. Denn es lag hier keine beſondere Urſache, ſondern nichts mehr oder nichts weniger vor als bei dem berühmten Werther: der allgegenwärtige, gräßliche Gegenſatz der Wirklichkeit gegen die Wünſche und Ideale eines in dieſe rohe Welt nicht paſſenden, zarten und edeln Menſchen, wobei denn auch in dieſem Falle die ſeeliſche Geſpanntheit des körperlich vollkräftigen Mannes mitwirkte, der keine weibliche Hälfte fand, an der er ſich vergeuden konnte, der dieſe weibliche Hälfte nur deshalb nicht fand, weil ſein Ideal zu hoch geſtellt war.

Als unſere Reiſenden am 12ten Juni um zehn Uhr nachts vor dem Roten Roß zu Nürnberg anlangten, trat Knebel ihnen entgegen. Er hatte auch ſeine Schweſter mitgebracht. Es handelte ſich jetzt für die Familie um die Frage, ob ſie das ihnen widerwärtig gewordene Ansbach verlaſſen und vielleicht nahe bei Weimar wohnen wollten. Karl Auguſt wünſchte, daß ſie nach Jena zögen; er war bereit, Knebels Penſion zu erhöhen. Für Henriette fand ſich dann vielleicht eine Hofdamen-Stelle, und Herzogin Amalie ſah ſich jetzt ſchon das Fräulein darauf an.

Man betrachtete nun in den nächſten zwei Tagen die Gemälde und Merkwürdigkeiten zuſammen, Rathaus, Sebaldskirche, Schloß uſw.; zu ernſten Geſprächen fanden ſich die Stunden auch. Mit dem Glauben an baldiges Wiederſehen trennten ſie ſich.

Als die Wagen am 18ten Juni in Weimar einfuhren, fand die nach zweiundzwanzig Monaten zurückkehrende Herzogin-Mutter ihren Nächſten, den regierenden Sohn, nicht vor; er war wieder einmal in politiſchen Geſchäften nach Berlin gereiſt und ging von dort in militäriſchen Geſchäften nach Schleſien weiter.

Goethe aber trat in ein Zimmer, wo ſein Liebchen auf ihn wartete und ihm ſein Kindchen entgegenhielt.

Seitenzeiger

1. Perſonen

Fürſten werden unter ihren Ländern aufgeführt. B.: Bild. nS.: neben Seite

Adelung, Joh. Chriſtoph (1732—1806) 162.
Agathe, Heilige († 251) 240.
d'Agincourt, J. B. (1730 bis 1804) 36—37.
Albacini, Carlo 37.
Allegri, Gregorio (1587 bis 1652) 135.
Angelico, Fra Fieſole (1387 bis 1455) 152.
Anhalt-Deſſau, Fürſt Leopold III (1740—1817) 257.
Arens, Auguſt 283—284.
Arioſt, Ludovico (1474 bis 1533) 34.
Arpeau 198.
d'Azara, Joſé Nicolo (1731 bis 1804) 146.

Baden, Markgraf Karl Friedrich (1728—1811) 125.
Bai, Tommaſo (c. 1650 bis 1714) 132.
Baroccio, Federigo (1528 bis 1612) 199.
Batſch, A. J. G. C. (1761 bis 1802) 287. 293. 294. 297. 299.
Bayle, Pierre (1647 bis 1706) 53.
Bellini, Giovanni (1428 bis 1516) 324.
Bellomo, Joſeph 281 bis 282.
v. Bentheim, Major 288.
Bernis, Kardinal (1715 bis 1794) 108.
Bertuch, Friedrich Juſtin (1747—1822) 111. 246. 249.
Bettine 325—327.
v. Beulwitz, Karoline geb. v. Lengefeld (1763 bis 1847) 205. 231. 249.
Bode, Chriſtoph (1730 bis 1793) 286.
Bombelles, Marquis 336 bis 337.
Botticelli, Sandro (1447 bis 1510) 153.
Breitkopf, Joh. G. J. (1719 bis 1794) 278.
Breughel, Pieter d. jüng. (1564—1637) 326.
Brunellesco, Filippo (1379 bis 1446) 153.
Buff, Amalie 171.
Buoncompagni, Prinz 35, 108.
Bürger, Gottfr. Auguſt (1747—1794) 162. 252 bis 255.
Bury, Friedrich (1763 bis 1823) 30. 38. 80. 83. 87. 118. 137. 139. 148. 159. 164. 199. 213. 216. 245. 336. 341.

Caglioſtro (1743—1795) 2. 81.
Camper, Andr. Gilles 85 bis 86. 95.
Camper, Petrus (1722 bis 1789) 85—86. 138.
Caracci, Malerfamilie (15. u. 16. Jahrh.) 199.
Caſſas, Louis Fr. (1756 bis 1827) 57.
Caſti, Giambattiſta (1721 bis 1803) 34. 36.
Ceſtius, Gajus (1. Jahrh. v. Chr.) 100. 101. Pyramide des C. B. 102.
Chodowiecki, Daniel (1726 bis 1801) 246.
Chryſelius 283.
Cimabue, Giovanni (c. 1240 bis 1302) 152.
Cimaroſa, Domenico (1749 bis 1801) 27. 30.
Claude Lorrain (1600 bis 1682) 6. 7.
Claudius, Matthias (1740 bis 1815) 76—78.
Collina, röm. Familie 1, 118, 246.
Correggio, Antonio (c. 1494—1534) 153.

v. **Dalberg**, Karl (1744 bis 1817) 35. 163. 171. 215 bis 217. 262. B. nS. 216.
Dante Alighieri (1265 bis 1321) 34.
Deutſcher Kaiſer: Joſeph II. (1741—1790) 43. 44. 218. 280. 342.
v. **Diede auf Ziegenberg**, Wilh. Chr. (1732—1807) und Frau 119. 120. 178.
Dies, Albert (1755—1797) 39.
Döll, Friedr. W. Eugen (1750—1816) 248.
Donatello (c. 1386—1466) 153.
Dürer, Albrecht (1471 bis 1528) 138. 303. 326.

Eckermann, J. P. (1792 bis 1854) 117.
v. **Einſiedel**, Friedr. Hild. (1750—1828) 106. 214 bis 215. 243. 301. 303. 307. B. nS. 217.
Ekhof, Konrad (1720—1778) 281.
Ettinger, Carl Wilh. 246. 297.

Facius, Fr. Wilh. (1764 bis 1843) 248.
Fauſtine (* 1764) 96—100. 241. 306. 308.
Fichte, Joh. Gottl. (1762 bis 1814) 254.
Frankreich: König Ludwig XIV. (1638–1715) 208.
Fries, Ernſt (1801—1833) 120.
Frieß, Joh. Graf 36. 38.
v. **Fritſch**, Jakob Fr. (1731 bis 1814) 136. 289—290.

Ghiberti, Lorenzo (1378 bis 1455) 153.
Ghirlandajo, Domenico (1449—1494) 153.
Giotto di Bondone (c. 1266 bis 1337) 152.
Giulio Romano (1492 bis 1546) 338.
v. **Göchhauſen**, Luiſe (1752 bis 1802) 185. 214. 243. B. nS. 217.
Gore, engl. Familie 189 bis 191. 202. B. nS. 189.
Göſchen, Georg Joachim (1752—1828) 42. 112. 162. 210. 246. 277. 292. 297.

v. Goethe, Auguſt (1789 bis 1830) 299—300. 318. 331 bis 332. 335. 345.
Goethe, Eliſabeth geb. Textor (1731—1808) 2. 141. 171. 262. 264. 318—319.
Götze, Paul (1759—1835) 302. 306. 309—311. 322. 329. 341.
di Graziano, Guido 150.
Griesbach, Joh. Jak. (1745 bis 1812) 288.
Großmann, G. F. W. (1746—1796) 141, 281.
Guochino 26.

Haarhaus, Julius R. (* 1867) 153.
Hackert, Philipp (1737 bis 1807) 6—11. 38. 39. 213. B. nS. 6.
Hamilton, Sir William (1730—1803) 140.
Heinicke, Samuel (1727 bis 1790) 342.
Heinſe, Wilhelm (1749 bis 1803) 211.
Heinze, Joh. Michael (1717 bis 1790) 257.
Herder, Auguſt (1776 bis 1838) 268—269. 302.
Herder, Joh. Gottfr. (1744 bis 1803) 12. 16—18. 48. 53—56. 60. 62, 75—78. 121—125. 163—164. 171. 178. 185. 188. 201. 214 bis 219. 221. 229. 235—239. 243. 255—259. 263. 266 bis 269. 291. 302. 308. 318. 330—331. 335. 342. B. nS. 53. 217.
Herder, Karoline geb. Flachsland (1750—1809) 190—192. 202. 204—208. 217—220. 228. 233—238. 251. 255—259. 261. 263. 266—269. 331. 335.
v. Herzan, Franz, Kardinal 108.
Heſſen-Darmſtadt, Landgraf Ludwig IX. (1719 bis 1790) 197.
Heyne, Chr. Gottl. (1729 bis 1812) 255.
Hirt, Aloys (1759—1839) 164. 200. 216.
Hoffmann, Chriſtoph Ludw. (1721—1807) 95.
Holzer, Joh. (1708—1740) 303.
Homer 41. 42. 228.
Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.) 8.
Horny 248.
Huſchke, Wilh. Ernſt (1760 bis 1828) 342.

Iffland, Aug. Wilh. (1759 bis 1814) 281. 283.
v. Imhoff, Luiſe geb. v. Schardt (1750—1803) 60. 202.
Jacobi, Friedrich (1743 bis 1819) 32. 53. 76—78. 181. 320—321.
Jenkins, Thomas (c. 1730 bis 1798) 30. 66. 67. 164.
Jünger, Joh. Fr. (1759 bis 1797) 281.

v. Kalb, Charlotte geb. Marſchalk v. Oſtheim (1761 bis 1843) 60. 61. 220. 227 bis 228. 237. 267. 330.
Kauffmann, Angelika verh. Zucchi (1741—1807) 5. 28 bis 30. 52. 65. 67. 87. 89. 90. 116. 126. 130. 139. 149. 159. 163—164. 172—173. 200—201. 212—213. 216 bis 217. 239. 267. B. nS. 66. 164. 217.

Kayſer, Chriſtoph (1755 bis 1823) 1. 2. 27. 70—71. 80 bis 84. 88. 118. 119. 126. 129—137. 147. 157. 165 bis 170. 185—186. 201. 214 bis 215. 250. 278.
Keſtner, Joh. Chr. u. Charl. geb. Buff 139. 171. 318.
Kirſch, Auguſt Chriſtoph (1763—1787) 39.
Klauer, Mart. (1742—1801) 248.
v. Klettenberg, Suſanne (1723—1774) 142.
v. Knebel, Henriette (1755 bis 1813) 343—344.
v. Knebel, Karl (1744—1834) 31. 60—62. 103. 208. 219. 221—223. 226. 232. 267. 272. 278—279. 287. 302. 343—344.
v. Knebel, Max († 1790) 343—344.
Kniep, Chriſtoph (1748 bis 1825) 7. 127. 140. 213.
Körner, Chr. Gottfr. (1756 bis 1831) 61. 210—212. 231.
Kotzebue, Auguſt (1761 bis 1819) 281.
Kraus, Georg Melchior (1733—1806) 249. 277.

Lactantius (4. Jahrh.) 76.
v. La Roche, Sophie geb. Gutermann (1731—1807) 262.
Lavater, Kaſpar (1741 bis 1801) 76. 78. 85. 91. 141 bis 143. 246. 315—316. 318.
Leibniz, Gottfr. W. (1646 bis 1716) 53.
v. Lengefeld, Familie 209. 224. 287.
v. Lengefeld, Charlotte (1766—1826) 205. 209. 287.
Lenz, Joh. Georg (1748 bis 1832) 272.
Leonardo da Vinci (1452 bis 1519) 28. 29. 38. 115. 138. 157—158.
Leſſing, Gotth. Ephraim (1729—1781) 53. 281.
Leuchſenring, Franz Michael (1746—1827) 237
v. Linné, Karl (1707—1778) 69.
Lippi, Filippo (1402—1469) 153.
Lips, Joh. Heinr. (1758 bis 1817) 38. 89. 246—247. 315.
Loder, Juſtus Chr. (1753 bis 1832) 221. 288.
Luccheſini, Marcheſe (1751 bis 1825) 35—36.

Mäcenas (c. 69—8 v. Chr.) 8.
Makko 39.
Mantua, Federigo Gonzaga, Herzog 338.
Maſaccio (1401—1428) 153.
v. Meiß, Frau geb. Schinz 166—167.
Mendelsſohn, Moſes (1729—1786) 143.
Mengs, Raphael (1728 bis 1779) 37. 115. 138. 146.
Merck, Joh. Heinrich (1741 bis 1791) 141. 196—199. 237.
Meyer, Heinrich (1760 bis 1832) 5. 38. 87—88. 115. 137—139. 164. 213. 245 bis 247. 249. 336. B. nS. 7.
Michel Angelo (1475 bis 1564) 38. 151.
Moore, James (1740—1793) 28.
de Morales, Chriſtoforo (16. Jahrh.) 130.

Moritz, Karl Philipp (1756 bis 1793) 5. 22—26. 37—39. 70. 139. 148. 159. 200. 213. 216. 223. 226—229. 232 bis 233. 236. 238. 293.
Mozart, Wolfg. Amadeus (1756—1791) 251.
Müller, Joh. (1752—1809) 217.
v. Murr, Chriſtoph Gottl. (1733—1811) 303.
Muſäus, Joh. K. Auguſt (1735—1787) 307.

Newton, Iſaak (1643 bis 1727) 271.

Oken, Lorenz (1779—1851) 330.
Öſterreich, Erzherzogin Maria Eliſabeth 342.
Ovidius Naſo (43 v. —17 n. Chr.) 214.

Paleſtrina (1526—1594) 131. 135.
Palladio (1518—1580) 283. 311.
v. Palm, Familie 166.
Palmyra, Königin Zenobia (3. Jahrh.) 10.
Pini, Pater 160.
Piombino, Prinz 36.
Pouſſin, Gaſpard (1613 bis 1675) 6. 7.
Preußen, König Friedrich II. (1712—1786) 35. 250. 276. 280.
Propertius, Sextus (c. 49 bis 16 v. Chr.) 8.

Raffael Santi (1483 bis 1520) 3. 5. 28. 38. 114. 338.
Rehberg, Friedrich (1758 bis 1835) 138. 148. 200. 216.
Reichardt, Joh. Fr. (1752 bis 1814) 125. 250. 253. 281. 283. 293.
Reiffenſtein, Joh. Fr. (1719—1793) 5. 15. 28. 30. 65. 71. 159. 200. 216. B. nS. 66. 217.
Rezzonico, Ab. Fauſt., Fürſt 108. 119.
Ridel, J.K.R. (1759—1821) 171. 210.
Riemer, Fr. Wilh. (1774 bis 1845) 214.
Riggi, Maddalena 67. B. nS. 66. 67.
della Robbia, Luca (1399 bis 1482) 153.
Römiſche Kaiſer: Hadrian (76—138) 10. Caracalla(188—217)10. Aurelian (214—275) 10.
Römiſche Päpſte: Julius III. (1550—1555) 22. Clemens XIV. Ganganelli (1705 bis 1774) 28.
Roſa, Salvator (1615—1673) 7.

Sachſen-Gotha, Herzog Ernſt II. (1745—1804) 243 bis 245. 284.
Sachſen-Gotha, Prinz Auguſt (1772—1822) 178.
Sachſen-Teſchen, Herzogin Chriſtine (1742—1798) 43.
Sachſen-Weimar, Herzogin-Mutter Amalie (1739 bis 1807) 60. 71. 106—110. 120. 122. 126. 171. 178. 185. 198. 214—216. 219. 239. 243. 245. 258. 263. 267. 268. 301. 307. 336. 341 bis 342. 344—345. B. nS. 217.
Sachſen-Weimar, Herzog Karl Auguſt (1757—1828) 2. 20. 35. 48. 49. 50. 57.

61. 71—74. 82. 93—95. 98. 99. 101. 104—109. 113. 120 bis 125. 150. 171. 173. 178 bis 179. 185. 189—191. 198 bis 199. 202—204. 208 bis 209. 218. 222. 224. 226 bis 227. 236. 237. 241. 242. 246—248. 252. 256—258. 263. 267—269. 276—277. 280—284. 286—288. 289 bis 290. 298—299. 301 bis 302. 308. 318. 343—345.
Sachſen-Weimar, Herzogin Luiſe (1757—1830) 190—191. 197. 237. 239 bis 241. 256—257. 268. 276 bis 277. 318.
Sachſen-Weimar, Erbprinz Karl Friedrich (1783 bis 1853) 222. 262. 263. 268.
v. **Schardt**, Sophie geb. v. Bernſtorff (1755—1819) 60. 190. 204—208. 289.
Scheffler, Karl (* 1869) 156.
Schiller, **Friedrich** (1759 bis 1805) 60—63. 101. 162. 205. 207. 209—212. 223 bis 232. 252. 255. 281. 283. 287—288. B. nS. 205.
Schinz, Heinrich 166—170.
Schleiermacher, Kabinetsſekretär 198—199.
Schloſſer, Georg (1739 bis 1799) 141.
Schmidt, Joh. Chriſtoph 101. 105. 113. 121—124.
Schröder, Friedrich (1744 bis 1816) 281.
Schubart, Chr. F. D. (1739 bis 1791) 162—163.
Schultheß, Barbara geb. Wolf (1745—1818) 1. 141. 143—144. 165—170. B. nS. 165.
Schultze, Oberkonſiſtorialrat 300.
Schulz, Abraham (1747 bis 1800) 250—251.
Schütz, Chriſtian Gottfr. (1747—1832) 253. 288.
Schütz, Georg (1755—1813) 30. 38. 80. 111. 118. 139. 200. B. nS. 217.
v. **Seckendorff**, Miniſter 289.
v. **Seckendorff**, Sophie geb. v. Kalb 215—218.
Seidel, Philipp (1755 bis 1820) 82. 101. 111—113. 171.
Semper, Max (* 1870) 275.
Seraſſi, Pierantonio 146. 235.
Shakeſpeare, William (1564—1616) 228. 281.
Sömmering, Sam. Thomas (1755—1830) 199.
Spinoza, Baruch (1632 bis 1677) 53—56.
Sprengel, Konrad (1750 bis 1816) 293.
v. **Staff**, Familie 299.
v. **Stein**, Joſias (1735—1793) 220.
v. **Stein**, Charlotte (1742 bis 1827) 1. 3. 5. 12. 60—62. 86. 103. 114. 171. 173—179. 185. 188. 190—192. 194. 202—206. 219—220. 227. 232—234. 236—239. 252. 257. 260—266. 287. 298. 318. 331.
v. **Stein**, Ernſt (1767—1787) 173.
v. **Stein**, Fritz (1772—1844) 113—114. 118. 170. 178. 188. 201. 204. 219. 232. 261. 263. 268—269. 290. 302.
v. **Stolberg**, Friedrich (1750 bis 1819) 162. 230.

Strack, Ludw. Philipp (1761 bis 1836) 39.
Sutor 302.

Taſſo, Torquato (1555 bis 1595) 34. 145—146. 150.
Thürmer, Joſeph (1789 bis 1833) 120.
Tintoretto (1518—1594) 311. 324.
Tiſchbein, Wilhelm (1751 bis 1829) 1. 20. 38. 51. 70 bis 71. 126—127. 140. 213. 243—245.
Tizian (1477—1576) 7. 311. 324.
Toskana, Großherzog Leopold (ſpäter Kaiſer Leopold II. 1747—1792) 151.
Trippel, Alexander (1744 bis 1793) 52.
Turneiſen 141.

Unzelmann, Karl W. Ferd. (1753—1832) 141.

Varus, Quinctilius († 9 n. Chr.) 8.
Vergilius Maro (70—19 v. Chr.) 305.
Veroneſe, Paolo (1530 bis 1588) 324.
de Verrocchio, Andrea (1435—1488) 153.
Verſchaffeldt, Maximilian (1754—1818) 39. 139. 200. 216. B. nS. 217.
Vitruvius Pollio 283.
Voigt, Chriſtian Gottl. (1743—1819) 60. 74—75. 101. 104—105. 125. 224. 285. 290.
Voigt, Joh. Carl Wilh. (1752—1821) 271—272. 285—286.
Volkmann, Joh. Jak. (1732 bis 1803) 132. 153—157. 309. 314.
Volpato, Giovanni (1730 bis 1803) 30.
Vulpius, Auguſt (1762 bis 1827) 179—180. 277—278. 300.
Vulpius, Chriſtiane (1764 bis 1816) 179—188. 192. 220. 233—235. 241—242. 260—261. 298—301. 306. 317—319. 331—335. 345. B. nS. 188.
Vulpius, Erneſtine († 1806) 179. 298.
Vulpius, Juliane († 1806) 179. 181. 298. 300. 318.

Wachtel, Feldwebel 288 bis 289.
v. Waſielewski, Waldemar 160.
Weiße, Chr. Felix (1726 bis 1804) 278.
Werner, Abr. Gottl. (1750 bis 1817) 271—272. 276.
v. Werther, Familie 299.
v. Werthern-Neunheilingen, Jeanette Luiſe geb. vom Stein (1752—1813) 191.
Wieland, Chriſtoph Martin (1733—1813) 162. 210. 249.
Wolf, Ernſt Wilh. (1735 bis 1792) 186.
Wolfram von Eſchenbach (12.—13. Jahrh.) 304.
Worthley, Charles 37.

Zanetti, Graf 323.
v. Ziegeſar, Familie 221.
v. Zimmermann, Joh. Georg (1728—1795) 162.
Zucchi, Antonio (1728 bis 1795) 28—30. 172. B. nS. 217.
Zucchi in Venedig 328.

2. Orte und Länder

Aetna 270.
Albano 1. 65. 66. 68. 84.
Anio 11.
Ansbach 279. 343—344.
Apenninen 275.
Aricia 84.
Aſchersleben 276.
Augsburg 144. 303.

Bajä 322.
Belvedere 243. 269. B. 244.
Berka 204.
Berlin 247. 250. 289—290. 301.
Blankenhain 204.
Bodenſee 161.
Bodetal 276.
Böhmen 275.
Bologna 153. 157. 159. 172. 240.
Bolſena 4.
Bozen 215.
Brenner 304.

Chiavenna 160.
Chur 144. 160.
Coburg 225.
Comer See 160—161.

Darmſtadt 197.
Dornburg 272.
Drackendorf 221.
Dresden 210. 211. 247.

Eiſenach 269.
Ems 260—261.
Erfurt 284.
Erlangen 303.
Etſch 304.

Feldkirch 161.
Florenz 109. 150—153. 157. 159. 235. 335.
Frankfurt a. M. 1. 2. 141. 262.
Frascati 11. 65. 66. 68. 83. 148. B. S. 11.

Gandolfo, Caſtell 11. 65. 66. 68. 84. B. nS. 66.
Genzano 65. 68. 84.
Glückſtadt 281.
Gotha 221. 224. 247.
Göttingen 252—253. 255 bis 259. 266—269.
Graubünden 144.

Hildburghauſen 225.

Ilmenau 75. 103—104. 221 bis 222. 285—286. 289.
Innsbruck 215. 303. 342.
Jena 207. 221—222. 224 bis 226. 252—255. 258. 272. 276. 286—289. 293—294. 302—303. 344.
Judenbach 303.

Kampanien 84. 275.
Karlsbad 270.
Kaſſel 247.
Koburg 303.
Kochberg 204. B. nS. 204.
Königsberg 250.
Konſtanz 144. 161—170. 216.
Körbelitz 276.

Lago maggiore 154. 160 bis 161.
Larici 68.
Lauchſtädt 281.
Leipzig 277—278.
Lindau 144.
Liſſabon 337.

Magdeburg 276.
Mailand 1. 153—161. 172. 235. B. 154.
Mainz 262.

Mantua 305. 337—341. B. 340.
Marino 65. 84. B. 65.
Meiningen 225.
Modena 1. 153.
Monte Cavo 84. 270.
München 215.

Neapel 1. 6. 13. 37. 38. 39. 109. 140. 212—213. 235. 245. 335.
Nemi 68. 84. B. 84.
Nürnberg 170. 279. 303. 344.

Offenbach 262.
Orlamünde 207.

Padua 13. 337. B. 338. 339.
Palermo 13.
Paris 320. 337.
Parma 153.
Piazenza 153.
Pyrmont 189.

Regensburg 215. 337.
Reggio 153.
Rhön 270.
Rom 1—149. 199. 212—213. 216—217. 242—247. 335. B. Trajansſäule 23, Pyramide des Ceſtius 102. Päpſtl. Segen n S. 136. Villa d'Eſte n S. 217.
Roßtrappe 277.
Roveredo 304.
Rudolſtadt 205. 209. 211. 287.

Saalfeld 303.
Schaffhauſen 217.
Siena 150.
Sizilien 235.
Splügen 161.
Stromboli 270.
Stuttgart 162.

Tiber 22.
Tirol 303. 342.
Tivoli 7—11. B. 8. 9.
Toskana 1. 275.
Trient 304.
Tümpling 202.

Uſingen 262.

Vaduz 161.
Velletri 65. 68.
Venedig 307—337.
Verona 304—306. 337. 341. 343.
Verſailles 320.
Veſuv 270.
via mala 160—161.
Vicenza 306. 337.
Volkſtädt 209.

Weimar 42. 59. 70. 101. 170—302. 341.
Wenigenjena 288.
Wiesbaden 260. 262.
Wilhelmstal 269.

Zürich 1. 141. 215. 245. 278. 315. 341.

3. Sachen

Abendmahl von Leonardo 157—158.
Adel 35—37. 84. 87. 99. 101.
Amtstätigkeit 2—3. 20. 71—75. 103—106. 119—125. 221—222. 289—290.
Anatomie 221.
Antike Überreſte und antike Geſinnung 37. 84. 87. 99—101. 184.
Arbeitsweiſe 39—40. 85 bis 86. 111.

Baden und Schwimmen 22.
Baukunſt 57. 146. 153—156. 283—284. 338.
Bäume 148—149.
Bergbau 221—222. 285 bis 286. S. Ilmenau.
Bildniſſe Goethes 52. 248. B. nS. 52. 137.
Botaniſches 12—16. 69. 148—149. 293—298.
Buchhändler und Verleger 277—278. S. Ettinger, Göſchen.

Chriſtentum 142—143. 315 bis 321. S. Katholiſche Kirche.

Dichten, eigenes 2—3. 42 bis 48. 51. 59. 117. 220—221. 235—238. 291—292. S. die Werke.
Dichter und Schriftſteller 33—34. 162—163. S. Herder, Schiller, Wieland.
Dichtkunſt 227—228. 237 bis 238.
Dirnen 332—335.

Erdgeſchichte 270—277.
Eſſen und Trinken 168. 192. 241.

Fabriken 197—198.
Farbenlehre 115—116.
Frauen ſ. Weibl. Geſchlecht, Freundſchaft.
Freimaurer 286.
Freundſchaft mit Männern ſ. Herder, Knebel, Karl Aug. v. Sachſen, H. Meyer, Kayſer, Bury u. a.
Freundſchaft und Liebe mit Frauen ſ. Charl. v. Stein, Ang. Kauffmann, Barbara Schultheß, M. Riggi, Fauſtina, Chr. Vulpius.
Fronleichnamfeſt 1. 3—5.
Fürſten 218. 280—281. S. Sachſen.

Gaukler 325—327.
Geiſtliche 4. 33—34. 43. 54. S. Herder, Lavater.
Geſchichtliches 68. 224 bis 225.
Geſchlechtskrankheit des Herzogs 95. 242. 301.
Geſchlechtsverkehr 92 bis 100. 184. 234—235. 317. 333.
Geſundheit 21. 49. 58. 89.
Gipsabgüſſe 127—128.
Goethe von anderen beurteilt 60—63. 101—103. 172. 200—201. 211—212. 219—220. 229—230. 289.
Gotik 153—156.

Haltung anderen gegenüber 90—91. 219—220.
Heiligenfeſte 18—19.

Italieniſches Volk 18 bis 19. 25. 31—34. 66. 92—93. 307—313.

Kaffee 264.
Karneval 110—111.
Kaſtraten 26—27. 30. 129.
Katakomben 146.
Katholiſche Kirche 3—5. 18 bis 19. 32. 128—137. 309 bis 315. 324.
Kinder 29. 113—114. 178. 261—262. 268—269. 299 bis 300. 331—332. S. Auguſt Goethe, Bettine.
Kirchenſtaat 43.

Klima 20. 21. 64. 204. 239. 303. 305.
Knochen 329—330.
Kunſtbetrachtung 208. 249.
Kunſtſammlungen 28—29. 36—37. 57. 114—115. 138. 152. 322—324. 338—341.

Lebensweiſe 279.

Madonna 323.
Mailänder Dom 153 bis 156.
Malerei 6—12. 38—40. 150. 152—153. 189. 323.
Militäriſches 276. 343.
Mineralogie 160.
Mondſcheinſtimmung 174 bis 176. 194—195.
Muſik 80—83. 129—135. 250—252. 312—313. S. Operndichtung.

Naturbetrachtung 230. S. Botaniſches, Farbenlehre, Knochen.

Obelisken 35. 57—58. 111.
Operndichtung 2. 27. 70. 80—83. 250. 293.
Oſtern 135—137. 311—313.

Philoſophie 16—18. 53 bis 56. 75—79.
Plaſtik 40.
Politik 43—47.

Revolution, franzöſiſche 320—321.

Scirocco 21. 116.
Seligſprechung 24—26.
Silberſtift 291.
Spiegel 328—329.

Theater 26—28. 30. 66. 281 bis 282.
Tierquälerei 32—33.
Tonbildhauerkunſt 248.

Univerſitäten 224—226. 253—254. 255—259. 286 bis 289.
Urpflanze 12. 14. 296. B. 295.

Vulkane 270—275.

Waſſerfälle 8. 11.
Weibliches Geſchlecht 31. 32. 67. 92—100. 172—178. 180—188. 220. 260—266. S. Freundſchaft.
Wohnungen Goethes 1. 126—128. 182. 186. 298 bis 299.

Zeichnen 11. 38—42. 50. 69. 85—89.

4. Werke

Dramatiſche Form

Claudine von Villabella 81. 85. 112. 250—251.
Clavigo 59. 281.
Egmont 42—48. 51. 59. 89. 94. 280.
Erwin und Elmire 81. 85.
Fauſt 16. 51. 85. 117. 291 bis 292. 300.
Die Fiſcherin 85.
Die Geſchwiſter 59. 281.
Götz v. Berlichingen 59.
Der Großkophta 2. 81.

Iphigenie auf Tauris 5. 59. 144. 210. 237. 280.
Iphigenie in Delphi 2.
Jery und Bätely 85. 144.
Künſtlers Apotheoſe 221.
Künſtlers Erdenwallen 117.
Lila 85. 144.
Die Mitſchuldigen 59.
Nauſikaa 2.
Pater Brey 237.
Scherz, Liſt und Rache 80—82.
Stella 59.
Taſſo 51. 59. 85. 117. 143 bis 146. 172. 192—196. 221. 234—240. 280. 291.
Triumph der Empfindſamkeit 59.
Die Vögel 59.

Epiſche Form

Wilhelm Meiſter 27. 51. 282. 293.
Werther 59. 104. 281.

Lyriſche Form

An den Mond (Fülleſt wieder) 174—176. 194—195.
Der Beſuch (Meine Liebſte) 182.
Du ſorgteſt freundlich 50.
Die Geheimniſſe 206—207.
Morgenklagen (O du loſes) 186—188.
Römiſche Elegien 96—100. 184.
Das Veilchen 251.
Venetianiſche Epigramme 307—335.
Zueignung (Der Morgen kam) 59.

Aufſätze und wiſſenſchaftliche Schriften

Aufſätze im ‚Merkur' über italieniſche Dinge (‚Roſaliens Heiligtum'; ‚Stundenmaß der Italiener'; ‚Zur Theorie der bildenden Kunſt') 205. 249.
Metamorphoſe der Pflanzen 14. 293—298. 300.

Bildende Kunſt

Skulpturen 41.
Zeichnungen 11. 38—42. 50. 69. 85—86.

Geſammelte Werke

(bei Göſchen herausgegeben) 2. 42. 51. 59. 117. 162.

Ernſt Siegfried Mittler und Sohn,
Buchdruckerei G. m. b. H., Berlin SW.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Bisher erſchienene Bände des Werkes:

I. **1741—1771. Lehrjahre.** 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. In Pappband Gz. 7,80, in Ganzleinen Gz. 10,40.

II. **1771—1774. Der erſte Ruhm.** 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Im Druck.)

III. **1774—1776. Die Geniezeit.** Mit vielen Abbildung. Pappbd. Gz. 7,80, Ganzleinenbd. Gz. 10,40.

IV. u. V. erſcheinen nach dem vorliegenden Band VII.

VI. **1786—1788. Die Flucht nach dem Süden.** Mit 32 doppelſeitigen Bildertafeln und zahlreichen Textabbildungen. In Pappband Gz. 10,20, in Ganzleinen Gz. 12,80.

Das Werk wird fortgeſetzt

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode:

Goethe in vertraulichen Briefen ſeiner Zeitgenoſſen. Auch eine Lebensgeſchichte. I. Band: 1749—1803. Im alten Reiche. 2. Ausgabe, 6. und 7. Tauſend. In Pappband Gz. 10,80, in geſchmackvollem Ganzleinenband Gz. 14,60. / II. Band: 1803 bis 1816. Die Zeit Napoleons. In Pappband Gz. 8,40, in geſchmackvollem Ganzleinenband Gz. 10,80. / III. Band: 1816—1832. Das Alter. Mit Nachrufen 1832—1861 und Ergänzungen 1769—1816. (Im Druck.)

Charlotte von Stein. Fünfte, neubearbeitete Auflage. 24. bis 30. Tauſend. Mit mehr als 80 Abbildungen. In Halbleinen Gz. 10,80, in Ganzleinen-Geſchenkband Gz. 14,60.

Der weimariſche Muſenhof. 20. bis 25. Tauſend. Mit zahlreichen Abbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,20, in Ganzleinenband m. reich. Golddruck Gz. 10,80.

Goethes Leben im Garten am Stern. 37. bis 42. Tauſend. Mit vielen Abbildg. Auf holzfreiem Papier. Pappband Gz. 10,—, i. Ganzleinen m. echt. Gold Gz. 12,—.

Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Andere Bücher von Dr. Wilhelm Bode:

Goethes Lebenskunſt. Achte Auflage. 26. bis 29. Tauſend. Mit vielen Abbildungen. In Pappband Gz. 6,40, in ſchönem Ganzleinenband Gz. 8,60.

Goethes Liebesleben. 13. bis 15. Tauſend. Mit zahlreichen Bildertafeln, Kopfleiſten und Textabbildungen. In farbigem Pappband Gz. 8,40, in Ganzleinenband mit reichem Golddruck Gz. 10,20.

Neues über Goethes Liebe. Gebunden Gz. 6.

Die Schickſale der Friederike Brion vor und nach ihrem Tode. Mit 7 Abbildungen. Als Anhang iſt beigegeben: eine vollſtändige Bibliographie der Friederiken-Literatur. Gebunden Gz. 6,—.

Karl Auguſt von Weimar. Jugendjahre. Zweite Auflage. 382 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden Gz. 7,50.

Goethes Sohn. 4. bis 6. Tauſend. Mit 16 Bildniſſen. Ganzleinen Gz. 8,40.

Die Tonkunſt in Goethes Leben. Drittes und viertes Tauſend. Zwei Bände. Über 700 Seiten mit zahlreichen Bildertafeln und Muſikſtücken. Auf reinweißem Friedenspapier. Gebunden Gz. 10,—.

Goethes Weg zur Höhe. Dritte, durchgeſehene Aufl. 7. bis 11. Tauſend. Geſchmackvoll gebunden Gz. 3,—.

Goethe und Lotte. Von Prof. Dr. Heinrich Gloël. Liebhaber-Ausgabe auf beſtem holzfreien Papier. Einband in Sechsfarbendruck. Gz. 9,60.

Die Göchhauſen. Briefe einer Hofdame aus dem klaſſiſchen Weimar. Zum erſtenmal geſammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Werner Deetjen. Mit mehreren Bildertafeln und Bildern im Text. Pappband Gz. 6,30, Ganzleinenband Gz. 9,50. Vorzugsausgabe auf Bütten in Ganzleder Gz. 19,—.

Goethes Kopf und Geſtalt. Von Karl Bauer, Maler in München. Mit Abbildungen im Text und 32 Bildnistafeln Gz. 2,40.

Ladenpreis = Gz. × Schlüſſelzahl, die in jeder Buchhandlg. zu erfahren iſt.

6 vols.
10.—